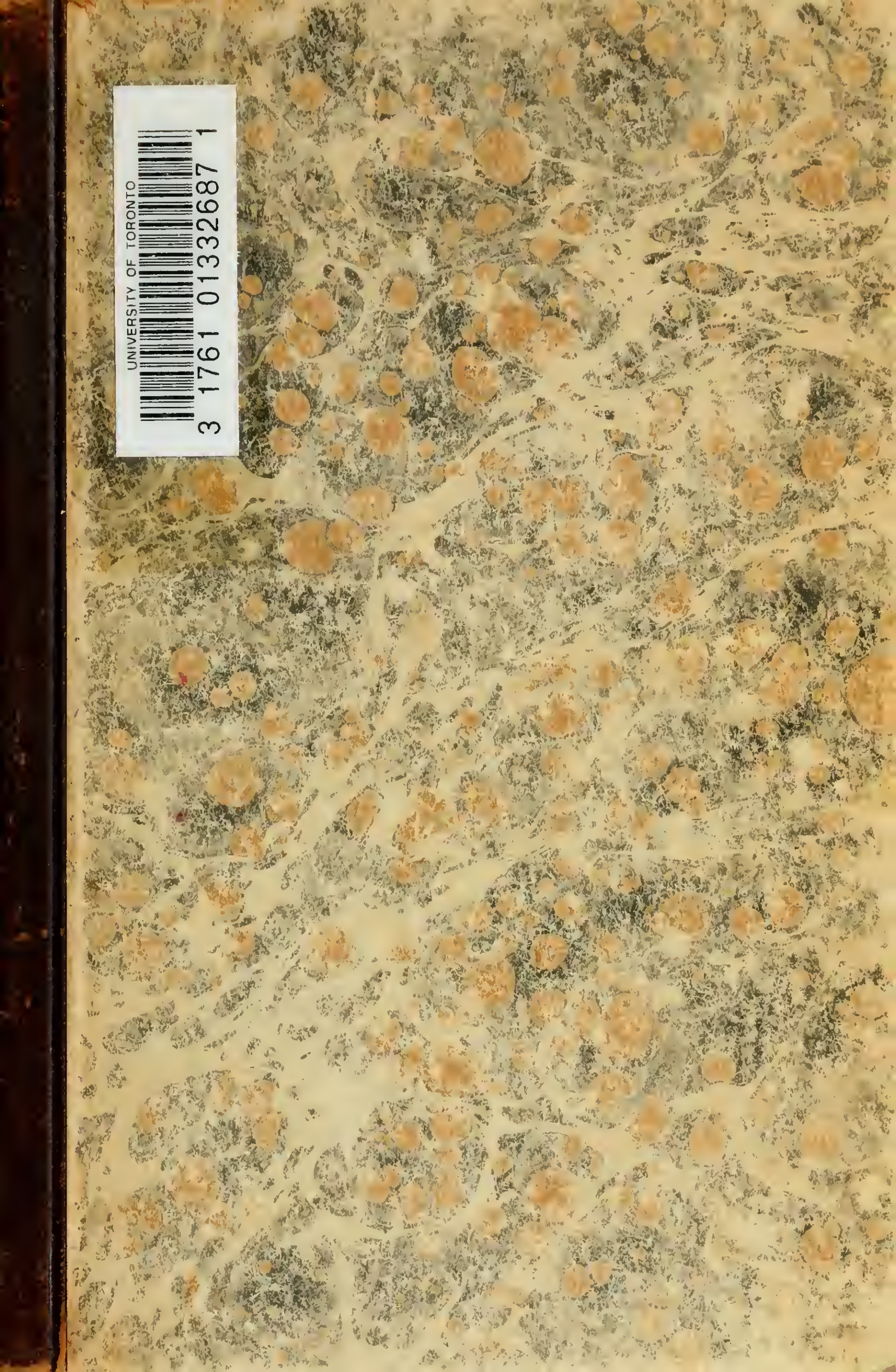






Die deutsche Novelle der Gegenwart



Die deutsche Novelle der Gegenwart

Mit einem Nachwort
herausgegeben von

Hanns Martin Elster



Deutsche Buch-Gemeinschaft
G. m. b. H.
Berlin

Der Sänger

Von Ricarda Huch

Durch die breiten widerhallenden Gänge des Gefängnisses San Callisto gingen an einem warmen Frühlingsvormittage der Kardinal Mazzamori und der Meister der päpstlichen Kapelle, Don Orazio, der seinen Stammbaum auf den berühmten römischen Dichter zurückführte, beide Günstlinge des Papstes Innozenz des Zehnten. Sie waren im Begriff, einen jungen Menschen aufzusuchen, der des Mordes angeklagt und in Gefahr, das Leben zu verlieren, dem Kardinal durch seine Geliebte, die schöne Donna Olimpia, empfohlen worden war. Diese Dame, die durch Heirat mit einem Ottobuoni aus kleinbürgerlichem Stande gehoben war, hatte den Zusammenhang mit ihrer im Schatten weiterlebenden Familie nicht verloren und pflegte ihn besonders, wenn sie sich in ihren neuen Verhältnissen beeinträchtigt und unzufrieden fühlte. Als nun eine ihrer Tanten zu ihr gekommen war und sie angefleht hatte, das bedrohte Leben des einzigen Sohnes zu retten, wozu sie vermittels ihres Freundes, des Kardinals Mazzamori, wohl imstande sei, war sie nicht nur von Mitleid, sondern von Ehrfurcht für die Frau ergriffen worden, die, von den Todesschmerzen der Mutter durchbohrt, ein geheiligtes Schicksal zu erfüllen schien, während sie selbst nie geboren noch die eheliche Treue bewahrt hatte und jetzt sogar an ihrem geistlichen Freunde die Lust zu verlieren begann. Ihrem herb erteilten Befehl hatte der Kardinal sich nicht entziehen können, obwohl er die Möglichkeit, Hilfe zu schaffen, in diesem Falle für ausgeschlossen hielt.

Es war nämlich der junge Lancelotto — so hieß der Vetter Olimpias — durch seinen verstorbenen Vater, einen

Kaufmann, der Gläubiger eines Anverwandten des Papstes und hatte sich im Auftrage seiner Mutter, nachdem verschiedene Mahnungen nicht gefruchtet hatten, selbst in das Haus des Schuldners begeben, um ihn zur Zahlung aufzufordern. Da der Herr sich kurzweg weigerte, seiner Verpflichtung nachzukommen, oder sie gar leugnete, entstand ein lebhafter Wortwechsel, in dessen Verlaufe der Nepot einige seiner Leute herbeirief und ihnen befahl, den unverschämten Dränger zu ergreifen und ihn durch das Fenster auf die Straße zu werfen. So aufs äußerste gereizt, hatte Lancelotto, indem er sich der Männer, die roh über ihn herfielen, zu erwehren suchte, einen derselben auf den Tod verwundet. Soviel Ursache der adlige Herr auch hatte, den Vorfall zu verbergen, machte er ihn doch anhängig, um sich des lästigen Gläubigers zu entledigen und zu seinem Glück trafen mehrere Umstände zusammen, durch welche die Richter gegen den Angeklagten eingenommen wurden.

Unter den Papieren Lancelottos fand sich außer allerlei verbotenen philosophischen Schriften ein Spottgedicht auf den Papst, und so liebenswürdig und empfindungsvoll Innozenz der Zehnte in mancher Beziehung auch war, so hätten doch sogar seine verwöhntesten Vertrauten sich jäher Ungnade versehen müssen, wenn sie ein gegen ihn gerichtetes Witzwort zu verteidigen gewagt hätten. Vornehmlich seine Schwäche, sich für einen Dichter zu halten, mußte von jedermann geschont werden, und nichts hätte ihn davon abgehalten, in demjenigen einen Mörder und Ketzer zu sehen, der mit viel Geist und komischen Wendungen seine sapphischen Oden parodiert hatte; denn dies war die Form, in die er die Ergießungen seines Christenherzens vorzugsweise einzukleiden liebte.

Das Gedicht war „Die römische Sirene" betitelt und lautete etwa so: „Segle nicht an der römischen Küste vorüber, Odysseus, oder tust du es dennoch, so versäume nicht, deine Ohren mit Wachs zu verkleben, damit du den Gesang des Papstes nicht vernimmst. Hörtest du ihn, so würde dich ein solcher Schauer ergreifen, daß du nicht mehr imstande

wärest, dein Schiff zu lenken und elend scheitern würdest." Es wäre tollkühn gewesen, sich eines Mannes anzunehmen, der die Unvorsichtigkeit gehabt hatte, eine solche Keckheit nicht nur aufzuschreiben und bei sich finden zu lassen, sondern sogar seine Urheberschaft zuzugestehen.

Unter diesen Umständen schritt Kardinal Mazzamori mit bekümmerter Miene neben seinem Freunde Orazio her, ihm seine Sorgen und Bedenken mitteilend. „Ich kann Olimpias Teilnahme für die Tante nicht anders als liebenswert finden," sagte er, „obschon ich darunter leide. Ihr Mitgefühl für ihre Verwandten macht ihr Herz unzugänglich gegen meine Ansprüche, die ich ihrer düsteren Miene gegenüber kaum geltend zu machen wage. Wie leicht wird die Tugend zum Feinde des Glücks, und wie schwer ist es deswegen, zum Freunde der Tugend zu werden. Ich kann mir keinen glücklichen Abschluß dieser Angelegenheit vorstellen, da ich mich durchaus nicht in den Prozeß einmischen kann, der schon zu viele Torheiten des Beklagten ans Licht gebracht hat, und da doch die unberatene Olimpia ihre Zärtlichkeit für mich an seine Rettung geknüpft hat."

Orazio gab zu, daß es eine heikle Sache sei und fügte bei, er könne sich nicht genug freuen, daß seine Veranlagung ihn vor dem unheilvollen Einfluß der Weiber beschütze. „Nach meinem Dafürhalten", sagte er, „wiegen die Vergnügungen, die uns dies Geschlecht bereiten kann, die Ärgernisse und Enttäuschungen nicht auf, die aus seinem Umgange fließen."

Der Kardinal seufzte statt der Erwiderung, ohnehin war inzwischen der ihnen vorangehende Wärter vor einer der vielen Türen stehengeblieben, die auf den Gang führten, und gab ihnen ein Zeichen, daß sie am Ziele seien.

Bei ihrem Eintritt richtete sich der Gefangene von seiner Pritsche auf, sah die Fremden verdutzt und mißlaunig an, sprang dann auf und sagte mit höflichem Gruß, daß er fest geschlafen habe und sich nicht sogleich auf seine Lage habe besinnen können. „Die barmherzige Natur hat mir", sagte er lachend, „die Gabe reichlichen Schlafes verliehen, womit ich die Zeit verscheuchen kann, da mir keine Gele-

genheit gegeben wird, sie mir durch Arbeit oder Unterhaltung zu befreunden."

„Die Fähigkeit, zu schlafen, deutet auf ein freies Gewissen", bemerkte der Kardinal, worauf der junge Mann erwiderte: „Das habe ich freilich; ich möchte den Mehlsack sehen, der sich von ehrlosen Schurken mit Füßen treten ließe, ohne sich zu wehren. Wäre meine Zunge so fehlerlos, wie meine Hände ohne Makel sind; aber die ist so beschaffen, daß sie alles ausspricht, was durch mein Gehirn zuckt, als ob sie eine Glocke wäre, an die der Schlegel der Gedanken beständig anschlüge. Da wird denn manches laut, was den Leuten Verdruß erregt; sprächen alle aus, was sie denken, so hätte ich zu viele Gesinnungsgenossen, als daß man sie alle einsperren oder ihnen allen den Kopf abschlagen könnte."

„Ihr redet nicht eben wie ein bußfertiger Sünder", sagte Don Orazio nicht ohne Wohlgefallen an dem hübschen Jüngling, dessen Munterkeit durch seine jammervolle Lage nicht gebrochen zu sein schien.

„Was wollt Ihr, mein Herr?" entgegnete er zutraulich. „Einen Mord habe ich nicht begangen; soll ich zerknirscht sein, weil ich nach Maßgabe meines Verstandes über das Wunder des Daseins nachgedacht, oder etwa gar, weil ich einen unbedeutenden Witz über Seine Heiligkeit gemacht habe? Ich mache wohl auch einmal einen frechen Scherz über die höchsten Herrschaften im Himmel, die doch ehrwürdigere Häupter sind als der Papst, ohne daß ich mich deshalb der Sünde zeihe; denn was für Abbruch tut es ihrer Herrlichkeit, wenn ein Erdenwurm, ihnen fast unsichtbar, ein wenig daran zupft? Ich bin nur ein armer Schlukker, den man leicht des Lebens und der Ehre berauben kann, und bin doch den Richtern nicht böse, die mich täglich als einen blutdürstigen Raufbold und Rebellen traktieren."

Der Kardinal, welcher inzwischen verlegen seine weißen Nägel betrachtet hatte, sagte, indem er eine ernste Miene annahm: „Die Gerechtigkeit des Heiligen Vaters bürgt dafür, daß Euch kein Leid widerfährt, wenn Ihr so

schuldlos seid, wie Ihr behauptet. Hättet Ihr nicht durch Euren Mutwillen die Anwartschaft auf Gnade verscherzt, so möchte ich Euch raten, Euch mit Eurem Anliegen ganz zu den Füßen Seiner Heiligkeit zu werfen." Da der junge Mann nicht sogleich antwortete, setzte Orazio im Tone wohlmeinender Überredung hinzu: „Würdet Ihr nicht wenigstens das leidige Gedicht, das Euch der Teufel eingegeben hat, zurücknehmen?"

„Warum nicht?" antwortete Lancelotto. „Am liebsten auch alle Gedichte Seiner Heiligkeit, wenn ich es könnte."

Es war Don Orazio unmöglich, das Lachen zurückzuhalten; der Kardinal indessen spürte nur einen schwachen Anreiz zur Heiterkeit, da das Bewußtsein der Widerwärtigkeit seiner Lage in ihm fortwährend zunahm.

Wie der arme junge Mensch wahrzunehmen begann, daß der Besuch durch ein gewisses Interesse an seiner Befreiung veranlaßt war, färbte die erwachende Hoffnung seine blassen Wangen um einen Hauch röter, und durch sein vorher so gelassenes Benehmen zitterte verhaltene Unruhe. Ob es nicht wirksamer wäre, fragte er, indem er seine Blicke zwischen den beiden Herren hin und her gehen ließ, wenn seine Mutter sich an die Gnade des Papstes wendete? Sie würde alles tun, was ihn retten und ihn ihr wiedergeben könnte. Auf ihr Betreiben wären gewiß auch die beiden Herren mit so viel gütigem Anteil zu ihm gekommen.

Der Kardinal nickte und ließ einige Worte fallen, wie die Liebe der unglücklichen Frau zu ihrem Sohne nicht nachlasse, obwohl er ihr so schweren Kummer bereite.

„Nicht durch meine Schuld," sagte Lancelotto frei und freundlich; „wäre ich aber noch so schuldig, so würde ich an ihrer Liebe doch nicht zweifeln; denn ich bin noch in ihrem Herzen, wie ich einst in ihrem Leibe war, und Gott selbst mit seiner Allmacht könnte mich nicht herausreißen."

Während er dies sagte, hatten seine Augen sich gefeuchtet und waren dadurch glänzender und dunkler geworden, und den beiden Herren fiel es jetzt auf, daß diese Augen unge-

wöhnlich schmal und lang waren, so wie die älteren Maler die Augen der Cherubim und der verklärten Heiligen zu bilden pflegten. Das geisthaft Schwebende, spielend Süße, das ihnen eigen war, mochte dadurch bedingt sein, daß die kleinen Pupillen den irdischen Leidenschaften keinen Versteck zu gewähren und die Vielheit der bunten und veränderlichen Erdendinge nur von ferne spiegeln zu können schienen.

Inzwischen hatten die scharfsichtigen Augen Lancelottos erfaßt, daß die Herren doch nicht eigentlich darauf ausgingen, etwas Wirksames für ihn zu tun, und die frohe Welle der Hoffnung sickerte langsam wieder zurück. Wenn die Herren, sagte er nach einer Pause, einen Auftrag an seine Mutter übernehmen wollten, so möchte er sie bitten, ihr einen Büschel seiner Haare zuzustellen, der ihr als ein lebendiges Stück von ihm teuer sein würde. Ihm würde jedoch weder ein Messer noch sonst ein scharfes Instrument in die Hände gegeben, so daß er ohne ihre Hilfe nicht imstande sein würde, sich Haare abzuschneiden.

Der Kardinal zog ein mit Schmelz und farbigen Steinen verziertes silbernes Büchschen aus dem weiten Ärmel, worin ein kleiner Spiegel, eine Schere, ein Stück Wachs, eine Feile zum Glätten der Nägel und dergleichen enthalten waren, öffnete es und blickte unschlüssig hinein. Während er zögerte, bemächtigte sich Don Orazio der Schere und beugte sich über den Kopf des jungen Mannes, um den erforderlichen Schnitt zu tun, wobei er mit einer liebkosenden Bewegung in die ein wenig geringelten kastanienbraunen Haare griff.

Bei diesem Anblick fiel es dem Kardinal ein, daß die unglückliche Mutter in der Besinnungslosigkeit ihres Schmerzes gewimmert hatte: „Er ist ja noch ein Kind! Er hat Löckchen wie ein Kind!", und es berührte ihn überaus peinlich, die Klage mit eigenen Augen bestätigt zu sehen. Nachdem er sich leicht geräuspert hatte, sagte er, daß er Sorge tragen werde, das Andenken in die Hände der Mutter gelangen zu lassen, und daß er gern etwas tun würde, um

die Lage des Gefangenen zu erleichtern. Ob er Wünsche in betreff des Essens habe? Oder womit ihm sonst gedient wäre?

Was das Essen angehe, sagte Lancelotto, so werde er durch seine Mutter beköstigt, die ihm mehr Leckerbissen vorsetzen lasse, als er bewältigen könne. Bücher, etwa ein Bändchen Gedichte, würden ihn wohl erfreuen, am liebsten würde ihm aber sein, wenn er einen Gefährten zugesellt bekäme, mit dem er ein wenig plaudern und lachen könnte. Dieser Gedankengang brachte ihn darauf, daß er seine Gäste, von denen namentlich der Kardinal augenscheinlich sehr niedergeschlagen und durch die trübselige Umgebung bedrückt war, bisher nicht eben gut unterhalten habe, und er begann ein munteres Geschwätz, wobei aus den schmalen Augen die unschuldige Schelmerei eines übermütigen Knaben blitzte. Er erzählte Schulstreiche aus dem geistlichen Kolleg, das er besucht hatte, von Lehrern und von dem Abt eines gewissen Klosters, der ihn als einen jungen Heiligen angesehen habe und noch immer darauf warte, ihn als Novizen eintreten zu sehen. Er habe den guten Mann oft besucht und sich im Kloster wohl gefühlt; aber lange halte er es in der Abgeschiedenheit nicht aus, dem Getümmel des Lebens zuzusehen, sei ihm die liebste Beschäftigung; je toller es um ihn her zugehe, desto stiller und behaglicher fühle er sich im Innern.

Dann sei die enge Zelle freilich nicht der rechte Aufenthalt für ihn, meinte Orazio teilnehmend; aber der junge Mann erwiderte, es sei immerhin so arg nicht, wie es den Anschein habe. Sein Fenster gehe auf den Hof, wo die zur Gefangenschaft Verurteilten sich zu gewissen Stunden ergehen dürften und untereinander handelten, lachten, lärmten und zankten, wie wenn Viehmarkt auf der Piazza Navona wäre. Zwischenhinein könne er schlafen, und schließlich befinde sich in einer nicht weit entfernten Zelle ein Untersuchungsgefangener, der eine so schöne Stimme besitze, daß man sich einbilden könne, schon im Paradiese zu sein, wenn man ihn singen höre.

Die Pause, die hierauf entstand, benutzte der Kardinal,

um Lancelotto zu fragen, wie es denn in Hinsicht der Religion mit ihm bestellt sei. Ob er auf das Jenseits vorbereitet sei, oder ob er etwa von einem verständigen Geistlichen über den heiligen Glauben belehrt zu werden wünsche.

Der junge Mann schüttelte lachend den Kopf und sagte: „Ich habe Augenblicke, wo der Glaube mich mitten in Gottes Schoß trägt, und ich habe Stunden, wo ich zweifle und denke, bis meine Gedanken an jenes schwarze Tor stoßen, das sie nicht durchdringen und übersteigen können. Das vermag kein Priester zu ändern, und ich möchte es auch nicht. Den Platz, der in der weiten Welt für meine Seele ist, werde ich erreichen; hat ja doch Gott dem Maultier eingepflanzt, bei Nacht den rechten Weg, und einer Katze, das Haus zu finden, wo sie hingehört. Die Herren müssen nicht um mich besorgt sein, noch soll meine Mutter sich um mich grämen. Soll ich sterben, so muß ich durch ein paar bittere Stunden hindurch, die ebenso schnell vorübergehen werden wie manche andere, die ich auch überstanden habe. Wie wohl wird mir aber hernach sein, wenn mir Gott einen Anteil an der himmlischen Vollkommenheit gewährt! Dann werden meine neugemachten, allgegenwärtigen und allwissenden Augen auf die Verwirrung und das Händeringen und Zähnefletschen der Menschen hinuntersehen und lachen, daß ich auch einmal mitten dazwischen war und von armseligem Schlachtvieh zum Tode verurteilt und auf das Schafott geschleppt wurde." Sein frischer feuchter Mund lächelte dabei mit besonderer Lieblichkeit, die man kaum wehmütig nennen konnte, weil sie allzu unbefangen war.

Als die beiden Herren die Zelle verlassen und der Wärter die Tür abgeschlossen hatte, winkten sie diesem, daß er nunmehr entlassen sei, und gingen langsam den Gang hinunter. Der Kardinal tupfte sich mit dem Taschentuch und sagte, es sei jammerschade, daß ein solcher Knabe so zu Falle gekommen sei. Was sei da zu machen? Der Mord könne schließlich nicht ungestraft bleiben, er sähe keinen Ausweg.

„Ein allerliebster Junge," sagte Don Orazio nachdenklich, „und scheint durchaus nichts Strafwürdiges begangen zu haben. Ich hätte Lust, mich seiner anzunehmen und ihn den Krallen dieses gottvergessenen Tribunals zu entreißen, wenn sich nur ein zweckmäßiger Weg dazu finden ließe."

„Mir fehlt der Mut, mich vor Olimpia sehen zu lassen, wenn ich keine Hoffnung bringe", fuhr der Kardinal bekümmert fort. „Und wie, wenn ich gar die Mutter mir vor Augen stelle! Ohnehin werde ich diese Frau nie mehr vergessen können, die aussah, als ob sie tausend Jahre gelebt und Schmerzen gelitten hätte. Sie sah aus wie ein verwitterter Stein, und wenn sie zu weinen und zu schreien anhub, so war es, wie wenn ein Berg sich bewegte und Feuer auswürfe."

„So, so," sagte Don Orazio, „ich hatte sie mir als ein anmutiges Weib vorgestellt mit süßen Lippen und zärtlichen Augen."

Ohne diesen Einwurf zu beachten, ging der Kardinal in seinen Betrachtungen weiter: „Was man ihr auch sagen mochte, sie schrie: „Mein Kind, das ich geboren habe! Mein Paradiesvogel! Meines Herzens Herz! Mein Eingeweide! Es ist mein, ich muß es wiederhaben!", als ob das Gründe wären, mit welchem sich etwas durchsetzen ließe."

„Das ist," fiel Don Orazio ein, „wie alle Frauen sind. Die setzen ihren Eigenwillen der offenkundigen Notwendigkeit entgegen und lassen sich durch Vernunft nicht belehren."

Der Kardinal nickte verständnisvoll und nahm Anlaß, in behutsamen Andeutungen über die Launenhaftigkeit der Donna Olimpia zu klagen, die sie in letzter Zeit wie eine Krankheit überfallen habe, während sie sonst liebevoll und verträglich wie ein Engel gewesen sei. Was ihr sonst eine willkommene Zerstreuung gewesen sei, gefalle ihr nicht mehr, sie liebe Einsamkeit und trübe Gedanken, und die Verzweiflung jener unglücklichen Tante vermehre ihren Tiefsinn. Sie werde es ihn entgelten lassen, wenn der Prozeß des jungen Mannes übel auslaufe, als wenn er etwas dazu zu tun vermöge; so sähe er einer unfrohen Zukunft

entgegen. Da würde es das beste sein, meinte Orazio, die launische Dame zu meiden und bequemere Gesellschaft aufzusuchen; allein der Kardinal sagte, die Frau habe sich doch um ihn verdient gemacht, und er halte sich verpflichtet, nun, da sie offenbar krank und des Beistandes bedürftig sei, bei ihr auszuharren. Er war beschämt, indem er dies sagte, denn er fühlte, daß sein Freund seine Worte für eitel Ausflucht und ihn für einen verliebten Toren hielt.

Als die Freunde, in dies Gespräch vertieft, in dem breiten und kahlen, widerhallenden Gange auf und ab gingen, vernahmen sie plötzlich den Gesang einer Männerstimme und blieben augenblicklich, von dem Glanz derselben betroffen, stehen. Es war ein Volkslied, das mit so viel Kraft und Sicherheit gesungen wurde, als ob es von der Bühne eines großen Theaters her tönte, und mit so viel Leidenschaft, als gälte es, ein zauderndes Mädchen zu einer Entführung willig zu machen. Mazzamori und Orazio sahen einander, vor Staunen und Vergnügen errötend, an, und als der Sänger dem Abschluß einer Strophe eine Kadenz folgen ließ, hielten sie den Atem an, besorgt, ob die schwindelnde Figur auch zu einem glücklichen Ende gebracht würde.

Während der Dauer des Liedes näherte sich ein wachehabender Soldat und machte Miene, dem Sänger Schweigen zu gebieten, wie das den Vorschriften des Gefängnisses entsprochen hätte, trat jedoch willig zurück, als die beiden Herrschaften ihm einen Wink gaben, sich ruhig zu verhalten. Diesen riefen sie heran, sowie das Lied zu Ende war, um Auskunft über die Wundererscheinung zu erhalten. Der Sänger sei ein Bauer, meldete der Soldat, dem wegen mehrfachen Mordes der Prozeß gemacht werde; er sei ein wilder und böser Kerl, der den Mund nur zum Fluchen öffne, aber der unerforschliche Gott habe für gut befunden, ihn mit einer Stimme zu begnaden, wie kein Engel der himmlischen Heerscharen sie herrlicher besitzen könne. Niemand habe den Mut, ein solches Wunder der Natur zu unterdrücken, darum ließe man ihn singen, womit auch der Direktor einverstanden sei, der manchmal selbst, wenn er in der Nähe sei, stehenbleibe, um zuzuhören.

Ob man ihn nicht veranlassen könne, weiterzusingen? fragte Don Orazio. Nein, sagte der Soldat, wenn man ihn um etwas bäte, würde er es deswegen unterlassen, weil er bösartig und mißtrauisch sei. Es könne ein Tag vorübergehen, ohne daß er die Stimme erhebe, andere Male höre er stundenlang nicht auf; das sei von seiner Laune abhängig.

„Ich kann mich nicht begnügen, von der Stelle zu gehen, ohne ihn noch einmal gehört zu haben," sagte Don Orazio, „sonst würde ich morgen wähnen, daß mich meine Einbildungskraft geneckt hätte."

Auch der Kardinal zeigte sich nach einer Wiederholung des Genusses begierig. Sie erwogen eben, ob sie nicht dennoch versuchen sollten, den Gefangenen zu einem Vortrage zu bewegen, als der Gesang von neuem begann, um sie nicht minder als der erste zu entzücken.

„Ich habe einen Tenor wie diesen noch nie in meiner Kapelle besessen", sagte Don Orazio.

Der Kardinal stimmte ihm bei; er habe zwar die unvergleichliche Schulung des berühmten Mignotta nicht, die Unfehlbarkeit des Ansatzes und die Gleichmäßigkeit des Organs beim An- und Abschwellen des Tones, aber an Kraft, Schmelz und Süßigkeit lasse er alle anderen hinter sich. „Ich würde jederzeit", so schloß er, „eine Stunde lang auf einem Beine stehen, um ein solches Konzert in mich aufnehmen zu können."

„Mein Freund," sagte Don Orazio, „ich habe keine Ruhe, bevor ich nicht Näheres über diesen Mann erfahren habe, begleite mich augenblicklich zum Direktor, damit wir Schritte tun können, um uns dieser Kostbarkeit zu versichern."

Der Direktor bestätigte die Aussage des Soldaten und führte sie dahin aus, daß es sich in diesem Falle um einen erwiesenen mehrfachen Mord aus Rachsucht handle; es habe nämlich der Verbrecher, Ronco mit Namen, die Gewohnheit gehabt, nachts die Kühe seines Nachbarn zu melken, und wie nun ein junger Bube, der Sohn eines in der Nähe wohnenden Pächters, dem Geheimnis auf die Spur

gekommen sei und den Geschädigten, dessen rätselhafter Milchmangel im Dorfe bekanntgeworden sei, darauf aufmerksam gemacht habe, so habe er sich anfänglich ruhig verhalten, als ob die Sache nur ein Scherz und des Aufhebens nicht wert sei, aber nach acht Tagen nicht nur den Buben, der ihn angegeben, sondern auch dessen Vater und Mutter sowie eine alte Großmutter, die alle dieselbe Hütte bewohnten, mit einem Messer umgebracht. Die Entrüstung über die Tat sei allgemein, und der Mensch habe den Tod verdient und werde ihm nicht entgehen; auch sei ihm nichts daran gelegen, der Kerl sei so wild, daß er kaum einen Unterschied zwischen Leben und Tod zu machen wisse.

Das sei ein seltsamer Bericht, sagte Don Orazio; man müsse doch annehmen, daß ein alter Hader zwischen den Familien bestanden habe, wie es bei solchen Rachehandlungen meistens der Fall sei, und unüberlegt und empfindlich müsse der Mann auch sein. Er hätte Lust, einmal selber mit ihm zu reden, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Der Direktor zuckte die Achseln und sagte, die Herren Richter hätten sich schon genug Mühe mit ihm gegeben, die Bestie sei dessen nicht wert; jedoch sei er bereit, die Herrschaften hinzuführen, möchte ihnen aber raten, nicht ohne einen Wärter hineinzugehen, da man sich von einem solchen Patron des Schlimmsten müsse gewärtig sein.

An diesen Rat hätte der Kardinal sich gern gehalten, allein Don Orazio lachte hoch auf und sagte, seine kräftige Gestalt reckend und seine breite Brust aufblähend, er getraue sich wohl, es mit einem maisfressenden Bauern aufzunehmen.

Auch war es in der Tat nicht eben Furcht, was den Meister der Kapelle überlief, als er mit seinem Freunde dem Unhold gegenüberstand, der sie mit einem schnellen Blick mißtrauischen Hasses streifte, um sogleich wieder stumpfsinnig vor sich hinzustieren; sondern vielmehr ein unwillkürliches Grauen vor dem bösen Blick, dessen das Scheusal mächtig sein konnte. Vorher getroffener Verabredung gemäß begann der Kardinal, nachdem er verschiedenemal angesetzt hatte, und sagte, sie seien im Begriff, die

Ordnung der Gefängnisse zu untersuchen; ob er, der Gefangene, über irgend etwas Klage zu führen habe? ob er den Besuch eines Geistlichen empfangen habe? ob er geneigt sei, irgendwelche Geständnisse zu machen oder seine Reue in den Schoß einer vertrauenswürdigen Person geistlichen Charakters zu ergießen?

Die Antwort Roncos auf die sorgfältige Anrede des Kardinals bestand darin, daß er knurrte und mit dem Daumen nach der Tür deutete, worauf der Kardinal von neuem einigemal ansetzte und fortfuhr, er, Ronco, sei eines grausamen und unerklärlichen Verbrechens angeklagt; ob er vielleicht zur Erhärtung seiner Unschuld oder zur Verminderung seiner Schuld etwas beizubringen habe, was Verwirrung oder Scham den Inquisitoren gegenüber ihn vielleicht gehindert hätte auszusprechen? Der Heilige Vater habe viel mehr Freude an einer erlösten Unschuld als an der Bestrafung eines Schuldigen und dehne seine Milde auch über diejenigen aus, die durch Unbesonnenheit, Jähzorn oder Anstiftung des Teufels wider ihren Willen zu einer bösen Tat hingerissen worden seien.

„Pest und Krebs über den päpstlichen Saustall!" zischte Ronco zwischen den Zähnen hervor, indem er einen wilden Blick auf die Tür warf und wiederum nach der Tür deutete, so daß der Kardinal unwillkürlich einen Schritt zurückwich, wie um einen Platz jenseits der Hörweite solcher Schimpfworte zu gewinnen.

Don Orazio, der das Bedürfnis fühlte, seinem Freunde zu Hilfe zu kommen, sagte: „Weder der Heilige Vater noch seine Diener, mein Freund, wollen dir übel, wie du vorauszusetzen scheinst. Wir wären nicht an dieser Stelle, wenn wir deinen Tod suchten, den du allerdings verdient zu haben scheinst. Gott der Allwissende hat dich mit einer schönen Stimme begabt und dich dadurch nach unerforschlichem Beschluß ausgezeichnet. Wie wäre es, wenn du uns noch eine Probe dieser wunderherrlichen Kunst gäbest, der du mächtig bist, und die beweist, daß mehr Göttlichkeit in dir wohnt, als deine Taten, deine Worte und selbst dein Anblick vermuten lassen."

Ob nun Ronco diese Worte als eine Verhöhnung auffaßte, oder ob er das Gespräch überhaupt als eine Belästigung empfand, er schrie in ausgelassener Wut: „Hinaus! hinaus! Oder ich werde euch etwas singen, daß euch die Lumpenschädel zerplatzen sollen!" und begleitete die Aufforderung mit einer so drohenden Gebärde, daß die beiden Herren es für das beste hielten, sich zunächst zu bescheiden und den Rückzug anzutreten. Mit dem Schwunge des Triumphes und der Verachtung spuckte Ronco hinter ihnen her.

Kardinal Mazzamori war so erschrocken, daß er nicht sofort weitergehen konnte, sondern an dem nächsten Fenster des Ganges stehenblieb, um Luft zu schöpfen und sich ein wenig zu erholen.

„Was für ein Tier!" sagte Orazio. „Man muß zugeben, daß unsere Bauern nicht viel mehr als Vieh sind und die Anforderungen, die man an sie stellt, danach bemessen."

„Er hat eine wölfische Physiognomie," sagte der Kardinal, „und ich möchte wetten, daß er ein echtes Wolfsgebiß besitzt. Es scheint in der Tat nötig, daß die Menschheit vor einem solchen Wüterich beschützt werde."

Seine letzten Worte wurden durch die Stimme Roncos übertönt, der eben jetzt wieder zu singen begann, vielleicht aus Trotz, oder weil ihm die Lobsprüche der vornehmen Herren dennoch geschmeichelt hatten.

„Göttlich, göttlich!" flüsterte Don Orazio. „Dieses Wunderwerk von Stimme darf nicht zerstört werden! Ich werde nicht Mühe noch Kosten scheuen, sie mir zu retten."

Unter den geschlossenen Augenlidern des lauschenden Kardinals perlten Tränen hervor. „Welcher Wohllaut quillt noch aus dem Rachen der Hölle!" hauchte er. „O Geheimnisse der Allmacht! Jeder Ton ist rein, weich und lauter, wie ein Tropfen Tau, der sich in der Frühe auf Knospen wiegt. Was wird Seine Heiligkeit sagen, wenn sie diesen Gesang hört!"

In großer Erregung verließen die Herren das Gefängnis und ließen sich in der bereitgehaltenen Sänfte zu dem

Palast des Kardinals tragen, um über die zunächst vorzunehmenden Schritte zu beraten; denn darin stimmten sie überein, daß der rare Vogel für die päpstliche Kapelle durchaus erworben werden müsse. Nachdem sie sich bei einem Glase guten Weins in einem kleinen wohnlichen Gemach, dessen Wände mit schönen Teppichen aus Arezzo verhängt waren, von den verschiedenen heftigen Eindrükken des Vormittags erholt hatten, schien es ihnen nicht unmöglich, das Tribunal zu einem Freispruch des kostbaren Ronco zu bewegen. Sie hatten in Erfahrung gebracht, daß ein gewisser Guidobaldo die Verteidigung des Verbrechers führe, und mit diesem beschlossen sie, sich zunächst ins Vernehmen zu setzen. Don Orazio nämlich hatte ihn in einem befreundeten Hause kennengelernt und sich gut mit ihm unterhalten, obwohl der Advokat ein Freidenker und Feind des Klerus war. Da er aber seine Ansichten nicht äußerte, außer wenn es am Platze war, die Formen der Religion mit großem Anstand in acht nahm, sobald er sich beobachtet wußte, und dazu ein fröhlicher und gewandter Mann war, so konnten auch Geistliche seinen vorurteilslosen Verstand und seine geselligen Gaben genießen und waren es zufrieden, einstweilen in gutem Einvernehmen mit ihm zu bleiben. Es traf sich glücklich, daß der Advokat gerade damals im Sinn hatte, eine Villa zu kaufen, deren ausgedehnter Garten sich den Janikulus hinaufzog, daß er aber den hohen Preis, der dafür gefordert wurde, nicht zahlen konnte oder wollte; denn dadurch bot sich die erwünschte Möglichkeit, den nützlichen Mann durch eine Gefälligkeit zu gewinnen. Ohne Zaudern suchten die Freunde den Advokaten noch am selben Tage auf und baten ihn, an die Bekanntschaft mit Don Orazio knüpfend, ihm die Summe, deren er zum Erwerb der Villa benötige, vorstrecken zu dürfen. Sie hofften, sagte Don Orazio, sich dadurch ein Anrecht auf gütiges Entgegenkommen seinerseits zu verdienen, wenn sich das, was sie von ihm wünschten, mit seiner Ehre und anderen Rücksichten vereinigen ließe. Nach dieser Einleitung erzählte er von seinem Fund im Gefängnis, sprach von der Vorliebe des Papstes für Musik,

insbesondere die menschliche Stimme, und von seinem Wunsch, eine so überaus seltene Kraft für die päpstliche Kapelle zu gewinnen, zumal damit ein Menschenleben gerettet und auf eine nutzbringende, vielleicht ruhmvolle Bahn gebracht würde.

Der Advokat erwiderte, er habe bereits von der schönen Stimme des Ronco gehört, sich aber nicht sonderlich dafür interessiert; er trage jedoch gern dazu bei, dem Heiligen Vater ein Vergnügen zu bereiten, auch sei es sowieso seines Amtes, die Verbrecher zu verteidigen und womöglich zu retten. Immerhin sei das im vorliegenden Falle schwierig, weil der Bauer überwiesen und geständig sei und viel zu stumpfsinnig oder zu roh, um Schritte zu seiner Rettung zu tun oder zu unterstützen, wenn solche überhaupt erfindlich wären. Nach einigem Besinnen fuhr er fort, es ließen sich wohl Wege zum Ziel ausdenken, wenn man fest entschlossen sei; es sei schon mancher freigesprochen, der den Tod ebensowohl wie der schlimme Ronco verdient hätte; von dem Präsidenten des Tribunals, Monsignor Aloisio, sei es nur allzu bekannt, daß seine Stimme feil sei, freilich um kein Geringes, wohingegen der weltliche Beisitzer für ein billiges Trinkgeld zu haben sei. Da sei aber Don Petronio, ein unzugänglicher Mann, dessen einzige Eitelkeit und Liebhaberei seine Unbestechlichkeit sei, der stets den Sittenrichter spiele und emsig aufpasse, damit ja nicht etwa unter seiner Mitwirkung etwas Ungebührliches unterliefe. Wenn man sich diesem mit wohlgemeinten Anerbietungen irgendwelcher Art näherte, so würde man von vornherein alles verderben; wie man ihn aber umgehen oder überlisten könne, dazu könne er noch keinen Plan absehen, wolle die Sache aber bedenken. Ein Übelstand sei es auch, daß der Prozeß im vollen Gange sei und nur noch ein Verhör stattzufinden habe, worauf der Urteilsspruch bei der Klarheit des Falles nicht auf sich warten lassen würde. Indessen ermutigte er die beiden Bittsteller damit, daß guter Rat sich oft über Nacht einstelle, und gab ihnen anheim, sich einstweilen mit dem Präsidenten in Übereinstimmung zu setzen, offen gegen ihn zu sein und

etwa eine Art Mitwissen des Papstes anzudeuten, was seiner Beflissenheit einen gedeihlichen Schwung geben würde.

Monsignor Aloisio war ein prachtliebender Mann und heiteren Temperaments, der gern gut lebte und auch anderen Gutes gönnte, wenn er nur Geld genug zur Verfügung hatte, dessen Mangel das einzige war, was seine Laune auf die Dauer zu trüben vermochte. Als er innewurde, daß Kardinal Mazzamori und Don Orazio ihm einen erheblichen Zufluß des geschätzten Metalls zu eröffnen gedachten, nahm er sie mit lauter und glänzender Gastlichkeit auf, führte sie durch die pomphaft ausgestatteten Räume seines Hauses, zeigte ihnen eine Sammlung chinesischer Porzellane und versprach für seine Person, einem so billigen und harmlosen Wunsche ohne kleinliche Bedenken entgegenzukommen, führte aber, wie der Advokat, den unbestechlichen Don Petronio ins Feld, der, seiner schrullenhaften Eitelkeit zuliebe, jeden Versuch, den armen Sünder durchschlüpfen zu lassen, vereiteln würde. „Nach meiner Meinung", sagte er behaglich, „ist die Gerechtigkeit bei Gott, der es nicht immer für gut befindet, uns zu erleuchten. Wie kurz ist die Kette von Ursache und Wirkungen, der wir folgen können! Nun ja, man urteilt nach seiner Kurzsichtigkeit und glaubt, etwas Großes geton zu haben, wenn man einen Dieb oder Räuber aufhängt. Wie oft dieser ein frommes Herz im Busen hatte, ein guter Vater oder edler Freund war, während sein sogenanntes Opfer auf dem Grunde der Seele, wohin kein sterbliches Auge blicken kann, die Farbe der Hölle trug, wer mag das wissen? Unser guter Petronio hingegen begreift nur den Buchstaben und meint, unsere Erde zu verbessern, wenn die Paragraphen recht in Anwendung kommen."

Nachdem verschiedene Einfälle, um zum Ziele zu gelangen, vorgebracht und verworfen waren, trennten sich die Herren, ohne zu einem Entschluß gekommen zu sein, mit der Befürchtung, daß ihnen der Sänger dennoch entgehen würde. Indessen empfing Don Orazio noch zu später Abendstunde einen Brief des Präsidenten, der so lautete:

Es sei ihm plötzlich ein eigenartiger, aber wohl tunlicher Einfall gekommen. Wenn man nämlich den Petronio könnte glauben machen, Richter und Advokat seien bestochen, um den Ronco, der zwar ein ungebildeter Bauer, aber brav und nichts als das Opfer tückischer Ränke sei, an den Galgen zu bringen, und sie alle ihre Rolle gut spielten, auch der Advokat sich willig finden lasse, so sei zu verhoffen, daß Don Petronio seine Kraft einsetze, die vermeintliche Unschuld zu retten, so daß ihnen nach einem Kampfe von gewisser Dauer nichts erübrige, als zu ihren eigenen Gunsten nachzugeben.

Das Einverständnis der Beteiligten wurde schleunig hergestellt. Mazzamori und Don Orazio kargten nicht mit dem Gelde, indem sie nicht zweifelten, der Heilige Vater würde ihnen am Schluß reichlich ersetzen, was sie auf die Ausbildung eines so erlesenen Sängers würden verwendet haben. Guidobaldo, der Advokat, trug Sorge, daß Don Petronio durch eine anonyme Zuschrift auf das Unwesen aufmerksam gemacht wurde, dem diesmal ein hilfloser Bauer zum Opfer fallen sollte, und daß die Nachricht von seinem Hauskauf sich verbreitete, und nahm den launigen Glückwunsch, den der Präsident ihm in Gegenwart des versammelten Tribunals dazu machte, händereibend entgegen. Er selbst, sagte der Präsident, habe auch im Sinne, sich eine bescheidene Freude zu machen. Der französische Gesandte, der von seinem König abberufen sei und Rom zu verlassen gedenke, wolle eine goldene Karosse mit vier Pferden verkaufen, und er habe ein Angebot darauf gemacht, wisse aber noch nicht, ob es angenommen sei. Die Summe flüsterte er dem Advokaten lächelnd ins Ohr, wie er denn überhaupt es so einrichtete, daß die Mitteilung als eine vertrauliche, durch den zufälligen Lauf des Gesprächs entlockte erscheinen mußte. Petronio, der die Herren scharf beobachtete, säumte nicht, ihre so plötzlich auftretende Verschwendung mit der schmachvollen Rechtsbeugung in Einklang zu bringen, zu der sie sich dem empfangenen Briefe nach hatten bereitfinden lassen. Um sicher zu gehen, lenkte er selbst die Rede auf

Ronco und sagte, mit dem würden sie hoffentlich heute zu Ende kommen; denn man solle darauf halten, in einer so klaren Sache wenigstens keine Zeit zu verlieren. Der Präsident stimmte bei, und der Advokat fügte mit liebenswürdig scherzender Ironie hinzu, er wisse wohl, daß er die Herren Richter, die gern Zeugen einer breiten Entfaltung seiner Beredsamkeit wären, damit enttäuschte, habe aber doch beschlossen, diesmal schlechtweg ohne weitere Worte um ein gnädiges Urteil zu bitten, da er sich mit der Verteidigung eines so verworfenen Übeltäters nicht verunzieren wolle. Das töne anders, sagte Petronio mit Nachdruck, als er, Guidobaldo, sich zuvor habe vernehmen lassen. Er habe damals gesagt, der Grund, der den Ronco zum Morde getrieben haben solle, sei zu geringfügig, um eine solche Untat zu erklären, auch würde ein gemeiner Verbrecher die Bluttat zu leugnen versuchen, um sein Leben zu retten; es lasse sich also erwägen, ob nicht der augenscheinlich halb blödsinnig gemachte Bauer das Werkzeug Mächtiger sei, die sich nebst ihren Absichten und Mitteln im Hintergrunde hielten.

Der Advokat lachte künstlich verlegen: „Da sehen die Herren," sagte er, „wie weit ich den Pflichteifer getrieben habe! Nun aber scheint es mir besser, an der Grenze der Höflichkeit haltzumachen, die ich euch schulde, Männern, die leicht einsehen, daß Mächtigen nicht mit der Ermordung einer unschuldigen Pächterfamilie noch mit der Hinrichtung eines Ronco gedient sein kann, und daß das, was ich damit vorbrachte, nichts als die Redensarten und Mutmaßungen waren, die ein geübter Advokat stets im Vorrat haben muß."

„Sie, mein Teurer," sagte der Präsident mit heiterer Miene gegen Don Petronio, „wittern überall Ungerechtigkeiten, weil Ihr großmütiger Trieb, Verfolgten beizustehen, sich die Gelegenheit zum Handeln schaffen muß. Ach, die Schlechtigkeit ist weniger interessant, als Sie meinen! Erleben wir es nicht alle Tage, daß das rohe Gesindel untereinander rauft und sticht? Wir brauchen keine Fabeln zu erfinden, um das begreiflich zu machen."

Don Petronio, den nichts mehr beleidigte, als wenn man ihn nicht ernst nahm, begann nun einen unmittelbaren Angriff, wobei er sich fortwährend das Ansehen eines ruhigen, unbeeinflußbaren Geistes zu geben suchte. An dem Schicksal des Ronco sei nichts gelegen, sagte er, das sei sonnenklar. Er sei nicht viel mehr als ein Tier, sei es nun, daß Stumpfsinn oder daß Roheit seine Menschlichkeit gestört habe. Man möge nicht glauben, daß er Teilnahme für Ronco habe, für ihn selbst wie für andere sei es vielleicht das beste, wenn er der Zeitlichkeit enthoben würde. Solche Rücksichten würden ihn aber niemals abhalten, der Wahrheit nachzutrachten und das Recht in Ausübung zu setzen. Nur um Recht und Wahrheit handele es sich für alle, nicht um das Wohl von Klägern oder Beklagten, vor allen Dingen nicht um das eigene. Er wolle nichts von jenem Ronco wissen, wolle nicht wissen, ob er Weib und Kind, Verwandte oder Freunde habe. Eine derartige Gesinnung sei zwar dem jetzigen Zeitalter fremd, um so mehr werde er daran festhalten. Er werde niemals Landgüter kaufen oder Kunstsammlungen anlegen können, vielleicht stifte er nicht einmal Gutes mit seiner Handlungsweise; es sei ihm genug, der Wahrheit und Gerechtigkeit, auf die er verpflichtet sei, ohne Gewinn gedient zu haben.

Die Gegner ließen eine gewisse Gereiztheit merken, und es entspann sich ein Streit, der noch im Gange war, als Ronco vorgeführt wurde. Dieser hatte sich zuvor nie so in Anspruch genommen gesehen, denn Don Petronio ließ jeder Frage, die der Präsident an ihn richtete, eine anders gesetzte folgen, die den Zweck hatte, die bisher listig verschüttete Wahrheit ans Licht zu fördern. So viel hatte der Wilde inzwischen gemerkt, daß man sich von hoher Seite seiner anzunehmen begonnen hatte, ja geradezu auf seine Befreiung hinarbeitete, und seine vielberedete Stumpf- und Roheit hinderte ihn nicht, diese Aussicht als angenehm zu empfinden und seinen Helfern, soweit er sie verstand, in die Hände zu arbeiten. Zuweilen begriff er den Sinn der kreuz und quer an ihn gestellten Fragen so gut, daß er Antworten gab, die die Richtigkeit seiner früheren Aus-

sagen in Frage stellten und eine böse Verwirrung in den bisher so glatten Prozeß brachten. Bei solchen Gelegenheiten warf Don Petronio jedesmal einen ernsten, leidenschaftlich forschenden Blick auf seine Widersacher, die sich scheinbar mehr verwickelten und erhitzten und gegen Ronco heftig und beinahe drohend losfuhren, wodurch sie ihn in eine solche Gemütslage versetzten, die für ihren Zweck eben die richtige war. Denn er fing allmählich an, sich für eine ansehnliche Person zu halten, und wenn er schon vorher mit sich und seiner Untat durchaus zufrieden gewesen war, so glaubte er jetzt vollends, daß er sich nichts von dem großmäuligen Tribunal brauche gefallen zu lassen, das keineswegs besser und wahrscheinlich dümmer sei als er. Er gab nun zwar keine Erklärungen, mit denen sich etwas hätte anfangen lassen, aber er bejahte das, was ihm Don Petronio fleißig in den Mund legte, daß er das Verbrechen nicht aus eigenem Antriebe begangen habe, sondern, daß er dazu angestiftet, eigentlich gezwungen worden sei, aber nicht sagen dürfe, von wem, und schloß damit, man möge ihn zum Tode verurteilen, er sei es zufrieden, doch sei er unschuldig und weniger ein Mörder, als diejenigen sein würden, die ihn an den Galgen brächten.

So schnell indessen gaben die Verschwörer nicht nach, vielmehr stellten sie sich an, als wären sie erpicht darauf, den Ronco zu liefern, und erhoben gegen Don Petronio den Vorwurf, als habe er dem Fuchs, der schon in der Falle gewesen sei, ein Türlein geöffnet und halte sie unnützerweise bei einer nebensächlichen und üblen Sache auf. Dadurch reizten sie diesen immer mehr, so daß er sich fest vornahm, der hehren Wahrheit zum Siege zu helfen, was es ihm auch für Mühe und Verdrießlichkeiten eintragen möchte.

Der Zufall wollte, daß es Don Petronio gelang, einen bisher nicht bekanntgewordenen Umstand zu ermitteln, daß nämlich sowohl der Mörder wie der Ermordete Besitzer freien Bauerngutes waren und vor Jahren einmal mit dem Herrn, von dem sie das Land in Pacht hatten, in Streit gewesen waren, weil er sie ganz und gar zu abhän-

gigen Pächtern hatte herabdrücken wollen. Es unterlag für Petronio kaum einem Zweifel, daß dieser Herr, ein Aldobrandini, sich der beiden halsstarrigen Männer, die ihm zu trotzen wagten, auf einmal zu entledigen versucht hatte, indem er sie gegeneinanderhetzte, und obwohl er darauf verzichtete, den Schuldigen zu entlarven, der jedenfalls zu mächtig, schlau und gerissen war, um sich fangen zu lassen, so wollte er ihm doch das Opfer abjagen, sowenig es an sich der Teilnahme wert sein mochte.

Mittlerweile hatte der Meister der Kapelle, Don Orazio, eine endgültige Aussprache mit Ronco, der sich auf vieles Zureden bereit finden ließ, wenn er freigesprochen sein würde, als Sänger in den Dienst des Heiligen Vaters zu treten. Er vermochte nunmehr seine Rolle besser zu spielen und gebärdete sich tagtäglich dreister, so daß das gesamte Tribunal endlich den Augenblick herbeisehnte, wo es die Bürde seines Schützlings würde abwerfen können. Die Freude und Genugtuung war auf allen Seiten gleich groß, als der Freispruch erfolgte, wenn auch der Präsident und der Advokat sich nichts davon merken ließen, sondern Ingrimm und Beschämung zu verhehlen schienen, um sich desto besser zu belustigen, wenn sie unter sich waren.

Einzig Kardinal Mazzamori machte böse Zeiten durch; denn die üble Laune seiner Herrin Olimpia nahm zu, seit er in der Angelegenheit ihres jungen Vetters nichts ausgerichtet hatte. Er mochte noch so sehr beteuern, daß er alles Erdenkliche unternommen habe, ihn zu retten, daß aber die Gerechtigkeit ihren Lauf hätte nehmen müssen, und daß es ihn nicht minder als sie betrübe; sie beharrte dabei, er hätte es sich keine Mühe kosten lassen, weil seine Liebe zu ihr selbstischer Natur sei und nur genießen, nicht wirken oder opfern wolle, und sie bestrafte ihn durch eine durch nichts zu erhellende Traurigkeit. Der Jammer ihrer unglücklichen Tante, sagte sie, habe ihr auf einmal die Augen für das Elend des Lebens eröffnet, so daß sie sich an den irdischen Dingen nicht mehr ergötzen und nur in der Hingebung an Gott einigen Trost finden könne. Wirklich war sie selten mehr zu Hause anzutreffen, sondern hielt sich

schwarz gekleidet in Kirchen auf, wo sie bald vor diesem, bald vor jenem Altar sich in Tränen auflöste. Empfing sie den Freund einmal, so forderte sie ihn auf, von geistlichen Dingen mit ihr zu reden, und wenn er ihr auf diesem Gebiete nicht genugtun konnte, hielt sie ihm mit großer Bitterkeit vor, daß er seinen Beruf nicht verstehe, und ließ ihn merken, daß er nichts viel Besseres als ein Heuchler und Betrüger sei. Sie fühlte sich tiefunglücklich und alles dessen beraubt, was früher ihrem Dasein Halt und Inhalt gegeben hatte. Es schien ihr, als sei ihr Mann, von dem sie nun schon lange getrennt lebte, im Grunde viel annehmbarer gewesen als der Kardinal, insofern, als er sich doch für nichts Höheres ausgegeben hatte, als er war. Wenn sie sich die Zeit zurückrief, wo Mazzamori ihre Liebe erregt hatte, so vermochte sie in allen jenen Szenen, die zwischen ihnen vorgefallen waren, den Zauber der Poesie nicht mehr zu finden, der sie früher in ihrer Einbildung vergoldet hatte. Was war daran, so dachte sie nun, anderes und Edleres gewesen, als was sich alltäglich in jedem Winkel abspielt und oft genug zu Gelächter und Ekel reizt? Wie sehr sie sich bemühte, etwas Besonderes und Ausgezeichnetes an dem Kardinal zu finden, ihr Gewissen wollte ihr nichts sagen, als daß er eine unkeusche Bestie sei wie die anderen Männer auch, mit dem Unterschiede, daß sein geistlicher Beruf ihn noch dazu zu einem gleisnerischen Lügner machte. Sie hätte ihn am liebsten nicht mehr gesehen; wenn sie ihn zuweilen dennoch herbeiwünschte und seinen Besuch annahm, so tat sie es hauptsächlich, um ihn fühlen zu lassen, was sie von ihm dachte, und wie unglücklich sie sei.

Ein schweres Verhängnis war es für den Kardinal, daß der verdüsterte Gemütszustand der schönen Olimpia sie ihm noch weit liebenswerter erscheinen ließ als früher. Ihr Blick, da er so seelenvoll geworden war, zog ihn mehr an, als es je ihr sinnlich erglühender getan hatte, und ihre demütige Trauer, die ihn hätte abwehren sollen, reizte mit seinem Mitleid und seiner Bewunderung zugleich seine aufrichtigsten Liebesempfindungen. Wieviel reicher und erhabener erschien sie ihm, seit sie seiner nicht mehr bedurfte!

Wenn er zusah, wie milde und verständnisvoll sie mit armen Leuten umging — denn sie suchte nun Gelegenheiten, um sich Notleidenden wohltätig zu erweisen —, wenn er hörte, wie klug und frei sie über alle Verhältnisse des Lebens zu reden wußte, so kam sie ihm wie eine Wiedergeborene vor, ihm weit entrückt und doppelt begehrenswert. Er gab sich Mühe, auf ihre neuen Gedankengänge einzugehen, ohne daß er etwas anderes als Spott und Bitterkeit dabei geerntet hätte. Olimpia fand diese Bestrebungen, die nicht der Sache galten, sondern nur ein Ausfluß seiner Verliebtheit waren, lächerlich oder gar abstoßend und wurde durch sie in der Meinung bestärkt, daß der Kardinal ein seichter Heuchler sei.

In der Hoffnung, die ihm Entschlüpfende zu fesseln und ihre weltlichen Interessen wieder ein wenig anzufachen, erzählte der Kardinal ihr von dem wunderwürdigen Sänger, den sein Freund Don Orazio kürzlich kennengelernt und für den päpstlichen Dienst erworben habe. Dieser Sänger sei, erzählte er, durch widrige Schicksalsfälle verfolgt und unter höchst seltsamen Umständen von Don Orazio entdeckt worden, die auch ihm noch Geheimnis wären. Gewiß sei, daß er die herrlichste Stimme besitze, die je ein italienisches Ohr bezaubert habe und die durch die sorgfältige Ausbilbildung, der sie jetzt unterzogen werde, noch gewinnen solle. Die Mittel dazu hätten Orazio und er hergegeben, da der Sänger durch die erwähnten Schicksalsschläge mittellos geworden sei; es reue sie aber das Opfer nicht, da jeder Ton aus der gesegneten Kehle edleres Gold als das sei, was sie dafür ausgegeben hätten. Wenn Olimpia ihn zu hören geneigt sei, so wolle er eine Gelegenheit dazu in seinem Hause veranstalten.

Indessen Olimpia war zu sehr in ihre schwermütigen Anschauungen versenkt, um sich irgendwelche Zerstreuungen gefallen lassen zu mögen; nichts war ihr recht, was sie davon entfernte, nur das willkommen, was sie darin bestärkte. Schöner Gesang wäre ihr wohl lieb, sagte sie, aber zu teuer erkauft, wenn sie ihn im Beisein anderer, etwa sogar unter geselligen Zurüstungen hören müsse. Könne der

Sänger sie aufsuchen und ihr seine Kunst vorführen, ohne sie in ihrer einsamen Beschaulichkeit zu stören, so wäre es möglich, daß sie Genuß daran hätte. Das wußte der Kardinal nun nicht einzurichten; denn einmal wußte er nicht, ob Ronco, der sich übermütig und habgierig entfaltete, ohne weiteres und namentlich ohne die Aussicht beträchtlicher Vorteile dazu verstehen würde, und zudem hätte er für das Benehmen seines Schützlings nicht einzustehen gewagt, wenn derselbe ohne Zwang und Aufsicht allein mit einer Dame gewesen wäre. So mußte er auf eine Gelegenheit warten, um Olimpia mit dem Wundermanne bekannt zu machen, und eine solche bot sich denn auch, als der Gesangmeister, der ihm Unterricht erteilte, seine Stimme für so geschult erklärte, daß seiner Vorstellung bei Hofe nichts mehr im Wege stehe.

Der Papst hatte zur Teilnahme an dem Konzert, das in seinen Gemächern stattfinden sollte, einen kleinen gewählten Kreis musikliebender Freunde um sich versammelt, unter denen Kardinal Mazzamori, als um den Fund so sehr verdient, nicht fehlen durfte. Auch war ihm bereitwillig gestattet worden, seine Freundin Olimpia mitzubringen, die eine Einladung des Heiligen Stuhles auszuschlagen sich denn doch nicht getraute. Sie wählte zwar eine Frisur und Kleidung, die, dunkel und schlicht, gegen die früher von ihr geliebte reichliche Ausschmückung weit abstach, und hielt sich auch bescheiden und fast schamhaft im Hintergrunde; aber daß ihr zartes Fleisch um so lieblicher aus dem Schatten hervorleuchtete, hatte sie durch diese Veranstaltung doch nicht hindern können.

Innozenz war ein feiner, kleiner alter Herr mit einem zierlichen Gesicht, mit etwas undeutlichen Augen, einer gebogenen zugespitzten Nase und einem dünnlippigen, meist freundlichen Munde. Er nahm die Huldigung der Gäste geschwind entgegen und ließ einem jeden einige scherzende Worte zukommen, wobei ihm aber die Ungeduld wegen der bevorstehenden Vorführung anzumerken war. Als es eine Minute über die Zeit war, auf welche man den Sänger bestellt hatte, wurde ein nervöses Zucken um seine

Augen sichtbar, und Mazzamori blickte ängstlich von der kostbar verzierten Uhr, die auf dem Marmorkamine stand, zur Flügeltür; er atmete auf, als diese sich öffnete und Don Orazio, eintretend, um die Ehre bat, den Sänger Ronco vorstellen zu dürfen. Ronco hatte sich in der Zeit seiner Vorbereitung eine Richtschnur seines künftigen Betragens gemacht, die einfach, aber nichtsdestoweniger ausnehmend zweckmäßig war: nämlich den Beifall des Papstes zu erwerben und einzig darauf sein beständiges Augenmerk zu richten. Von diesem Vorsatz beseelt, ging er stracks, die Augen mit einer gewissen eindringlichen Heftigkeit auf das erhabene Ziel gestellt, auf den alten Herrn zu, fiel vor ihm nieder, küßte ihm die Füße und verharrte in dieser Stellung, indem er die Arme vor der Brust faltete. Diese kindliche Gebärde inbrünstiger Hingebung rührte Innozenz so sehr, daß er unwillkürlich die Lippen auf die Stirn und die Hände auf die breiten Schultern des vor ihm knienden Mannes drückte, worauf er ihn mit ermunternden Worten begrüßte und aufzustehen und sich zu setzen aufforderte. Fast fürchtete der alte Herr, das erschütternde Gefühl, sich zum erstenmal in seiner Gegenwart zu befinden, könne den Sänger der Macht über seine Kehle berauben; es zeigte sich aber, daß der starke Mann mit der Hingebung die Unbefangenheit eines Kindes vereinte, denn ohne durch das leiseste Zittern beeinträchtigt zu werden, rollten die ersten Töne wie große glänzende Perlen in den Saal. Infolge einer Anordnung des Orazio sang er zuerst das Volkslied, das er und Mazzamori im Gefängnis von ihm gehört hatten, und das ohnehin als etwas Neues und Befremdliches Aufsehen erregte und Eindruck machte.

Es war, als ob der Stab eines Zauberers die Herzen der Zuhörer berührt habe; einem jeden tauchten liebe Träume auf, allerschönste Augenblicke, deren sie sich erinnerten oder die sie erhofften, und die einen süßeren Duft aushauchten, als der zerkleinernden Wirklichkeit übrigzubleiben pflegt. Olimpia überkam ein gewaltsamer Schmerz, der aber nicht niederdrückend war wie der, dem sie seit vielen Wochen in wechselnder Art hingegeben war, sondern durchdringend

und angenehm, als eine Kraft, die sie über das gemeine Leben emporzutragen schien. Sie fühlte, was sie einst als Mädchen gewesen war, was sie von der Zukunft erwartet und was sie selbst hätte leisten und erringen wollen, und mit der schrecklichen Einsicht zugleich, wie weit sie von diesem Ziele abgewichen war, glaubte sie zu wissen, daß es nur auf sie ankomme, wieder die reine, starke und freudige Seele von damals zu werden. Sie hörte nicht auf, ihre Beziehungen zu Mazzamori zu bereuen, aber sie tadelte sich in diesem Augenblick, daß sie ihn mit Härte behandelt hatte, da doch nicht er allein, sondern auch sie gesündigt habe, und da er ihr doch nicht die Möglichkeit rauben könne, aus den Irrwegen, auf die er sie geführt, zur Klarheit aufzusteigen. Es erschien ihr wie ein Wunder, daß sie trotz ihres Widerstrebens in die Nähe des Mannes gebracht worden war, dessen Stimme ihr so tröstlich wurde, und der ihr dadurch fast wie ein Abgesandter Gottes erscheinen wollte. Aus dem Winkel, wo sie Platz genommen hatte, konnte sie ungestört seine heldenhafte Gestalt bewundern und das dunkle Antlitz, dessen Wildheit sie erbeben machte.

Ronco war bei der sorglichen Pflege, die er sich seit geraumer Zeit hatte angedeihen lassen können, nur auf die Art schöner geworden, wie aus einem schäbigen hungrigen Wolf ein wohlgenährter wird; aber dies genügte, um auf aller Augen einen blendenden und überwältigenden Eindruck zu machen. Die Begeisterung war allgemein; doch machte niemand dem Heiligen Vater das Recht streitig, sie zuerst zu äußern. Der kleine Herr saß mit geröteten Wangen da, klopfte hie und da in die Hände, rief: „Bravo! bravo!", wiegte den Kopf und unterbrach auch wohl den Gesang mit Ausrufen des Entzückens: „Ah! Welcher Ansatz! Welche Süßigkeit! Welche Erfindung!", wenn die Kadenzen wie aus dem Füllhorn des Überflusses aus seinem Munde strömten. Es vermehrte die Bewunderung Olimpias, daß der Sänger keinen Blick auf die Gesellschaft, geschweige denn in ihren Winkel warf; er schien nur für den Heiligen Vater da zu sein und auf seinen Wink zu

singen oder zu schweigen. Einem Erzengel mußte sie ihn vergleichen, der, in voller Pracht gerüstet, demutvoll den Befehl des Herrn der Heerscharen erwartet.

Erst als die Gesellschaft aufstand und auseinanderging, fiel ein Blick des Sängers auf sie, der mehr als Gleichgültigkeit, der niederschmetternde Verachtung auszudrücken schien. Sie schloß daraus, daß er wisse, in welchen Beziehungen sie zu Kardinal Mazzamori gestanden habe, ja seiner Meinung nach noch stehe, und daß er sie aus diesem Grunde für eine Verworfene halte, was sie ja im Grunde auch sei.

In Wirklichkeit hatte der Sänger weder sie noch sonst eine von den Zuhörerinnen beachtet, da es ihm zunächst nur um den Papst zu tun war und er überhaupt an den vornehmen Damen noch keinen Geschmack gewonnen hatte. Allmählich jedoch stellte sich das Verständnis dafür ein, und nunmehr konnte ihm die Verehrung nicht unbemerkt bleiben, mit der die schöne Olimpia zu ihm aufblickte. Es schmeichelte ihm nicht wenig, daß die Geliebte des Kardinals Mazzamori ihn diesem angesehenen, einflußreichen, liebenswürdigen und gebildeten Manne vorzog, den zu beleidigen er ohnehin einen lebhaften Antrieb in sich verspürte. Je mehr seine Stellung beim Papst und in Rom sich befestigte, desto unleidlicher wurden ihm die beiden Herren, denen seine Vergangenheit so wohlbekannt war, so daß er mit dem Gedanken umging, sie, wenn sich ein Anlaß böte, aus Rom zu entfernen.

In den ersten Tagen, die dem Konzert folgten, war Mazzamori hochbeglückt über den Erfolg. Schien es doch die geliebte Frau weich und zugänglich gestimmt zu haben. Um so schneidender war seine Enttäuschung, als sie ihm, wenn auch in gütigen Worten, ihren unerschütterlichen Entschluß mitteilte, jeden Verkehr mit ihm abzubrechen, da sie ein neues, reineres Leben in Gott nunmehr beginnen wolle.

Da er sah, daß jeder Versuch, sie ihrem Vorsatz abtrünnig zu machen, scheiterte, ergab er sich und rang bereits mit dem Plane, ihr nachzueifern, um ihr wenigstens in den

Regionen der Entsagung wieder zu begegnen, als er durch Neckereien Bekannter auf die zarten Fäden aufmerksam gemacht wurde, die zwischen dem Sänger und der Büßerin hin und her gingen. War er auch überzeugt, daß bei Olimpia nichts vorlag als die Schwärmerei einer empfänglichen Seele für die Stimme, in der etwas Göttliches sinnfällig zu werden schien, so zweifelte er doch billig, ob der gewalttätige Bauer einer ähnlichen Erhabenheit der Empfindung fähig sei, dem er vielmehr die Absicht zutraute, das Weib in die Niederungen seiner Sinnlichkeit herabzuziehen.

Dies wurde ihm zur Gewißheit, als verlautete, der Sänger habe vor einigen Tagen um Urlaub gebeten und solchen auch erhalten, um irgendwo am Meere oder im Gebirge seine Stimme zu schonen, was zu deren Erhaltung von den Ärzten für durchaus notwendig erklärt worden sei. Außer sich eilte der Kardinal zum Papste, um ihn darüber aufzuklären, welche Gefahr seiner Meinung nach eine edle Freundin bedrohe, und wie freventlich die Güte des huldvollen Gebieters mißbraucht werde.

Der alte Herr merkte kaum, daß es sich um einen Angriff auf seinen Liebling handelte, als seine Lippen sich ärgerlich zusammenkniffen. Er selbst litt unter dessen bevorstehender Abwesenheit, hatte seiner Bitte aber dennoch willfahrt und ein Beispiel der Selbstverleugnung gegeben; mußte er dem geistvollen Zauberer nicht einmal ein Abenteuer, in dem er sich austobte, gestatten? War er doch selbst jung gewesen! Und wieviel mehr als ein anderer bedurfte der Feurige, der Zündende, der Verschwender Zufuhr neuer Kräfte, die ihm, dem Papst, und allen, die ihn hörten, wieder zuteil werden würden! Wenn er sich vorstellte, wie der löwenhafte Mann das erstemal, die Arme über der Brust gekreuzt, vor ihm niedergekniet war, so pflegten ihm Tränen in die Augen zu treten. Niemals war er seitdem von dieser kindlichen und ritterlichen Hingebung abgewichen. Obwohl hitzigen Temperaments und hochfahrenden Sinnes, wie er denn im Umgang mit anderen Menschen oft durch zügellose Laune und Grobheit überraschte, nahte er sich ihm, dem Heiligen Vater, dem zierlichen kleinen

Manne, nie ohne Unterwürfigkeit, nahm er von ihm jeden Tadel mit Bescheidenheit und Geduld entgegen und rief in jeder Angelegenheit sein Urteil als das höchste, gleichsam von Gott selbst ausgefertigte an, dem sich zu beugen ihm augenscheinlich sowohl Lust wie Pflichtgebot war.

Indem er sich in seinem Sessel zurücksetzte, betrachtete Innozenz den Kardinal erstaunt und bat um eine Erklärung des Anteils, den er an dem Urlaub und der Reise des Sängers nähme. Ein wenig errötend sagte der Kardinal, es sei dem Heiligen Vater vielleicht nicht bekannt, daß Ronco den Ausflug in Begleitung einer Dame zu machen gedenke, einer Dame, mit der er weder in verwandtschaftlicher noch in ehelicher Beziehung stehe, soviel ihm bekannt sei.

„Und was weiter?" fragte der Papst kühl. „Sollten Sie, mein Freund, niemals eine Reise mit Damen ohne verwandtschaftliche Beziehung unternommen haben? Oder wenn Sie, ein Geistlicher, ein Diener Gottes, es nicht getan haben, warum sollten Sie einem Sänger diese Freiheit mißgönnen?"

Der Kardinal zitterte vor Verlegenheit, Angst und Enttäuschung. „Verzeihen mir Eure Herrlichkeit," sagte er, „wenn die Sorge um eine Frau, die mir teuer ist, und über deren Heil zu wachen ich mich verpflichtet halte, mich zu weit hingerissen hat."

Bevor er noch mehreres hinzufügen konnte, unterbrach ihn der Papst, indem er sagte: „Gut, gut! Überlassen Sie es mündigen Frauen, sich selbst zu schützen, wenn sie überhaupt des Schutzes bedürfen oder ihn wünschen. Ich habe es stets so gehalten, daß ich meinen Untergebenen in Familiensachen freie Hand ließ, denn dies ist der Punkt, wo aus Herrschaft Tyrannei würde."

Nach dieser Zurechtweisung wurde der Kardinal nicht ungnädig entlassen; ja, der Heilige Vater zeichnete ihn beim nächsten Empfang mit liebenswürdigen Worten aus; aber als er nach einigen Tagen an die Spitze einer Mission zur Bekehrung der Heiden in Japan gestellt wurde, konnte er

nicht umhin, darin mehr den Wunsch des Papstes, ihn zu entfernen, als einen Beweis seiner Hochachtung zu sehen.

Das Bewußtsein seiner Untauglichkeit zu einer solchen Aufgabe war so stark in ihm, daß er es wagte, dem Papst seine Befürchtungen dieserhalb zu unterbreiten; doch beruhigte ihn dieser mit dem Hinweis auf seine mannigfachen Talente, denen, wenn sie der Glaubenseifer unterstütze, nichts unmöglich sein werde, und auf die Märtyrerkrone, die er sich im besten Fall erwerben könne.

Don Orazio hielt sich etwas länger, schließlich jedoch wußte der unentwegte Ronco auch ihn zu stürzen, indem er ihn durch fortwährende Widersetzlichkeiten und Kränkungen dahin brachte, sich beim Heiligen Vater über ihn zu beklagen. Als dieser ihn damit abwies und ihm vielmehr empfahl, sich einem so herrlichen Künstler, der Zierde seines Hofs, gegenüber nicht zu überheben, brauste Orazio auf und rief aus: „Wie? Von diesem Vieh, das ich aus dem Morast gezogen habe, soll ich mich ungerecht verhöhnen lassen?" mit welcher unbesonnenen Äußerung er die Gunst seines Herrn vollends verscherzte. Denn wie er sich wegen des beleidigenden Ausdrucks rechtfertigen wollte, bedachte er, daß er den wahren Hergang seiner Bekanntschaft mit Ronco nicht wohl enthüllen konnte, ohne sich in verhängnisvolle Mißhelligkeiten zu verwickeln, und mußte, da er sich über sein Benehmen nicht ausreden konnte, als verleumderischer Schwätzer oder ungezähmter Tollkopf dastehen. Die es gut mit ihm meinten, waren der Ansicht, daß er es noch für Gnade und Glücksfall ansehen müsse, als der Papst ihn nach dem kleinen Hofe von Lucca empfahl, wo er zwar in schmalen Verhältnissen, aber doch ohne Not und Gefährdung sein Dasein fristen konnte.

Schlimmer und besser zugleich erging es seinem Freunde Mazzamori, der zwar mancherlei Entbehrungen und Todesgefahr zu bestehen hatte, aber, wenn solche vorübergegangen war, auch Augenblicke bisher ungekannter Seligkeit feierte, und über dessen liebe und traurige Vergangenheit die vielen absonderlichen Eindrücke, die er empfing, einen bunten Schleier webten, der sie undeutlich machte.

Zuweilen, wenn er in fremder Einsamkeit am Gestade des Ozeans zwischen namenlosen Riesenbäumen und vorüberhuschendem Getier in der Dämmerung sich erging, erinnerte ihn, er wußte nicht wie, ein lieblicher Himmelsglanz zu seinen Häupten an die schmalen länglichen Cherubsaugen jenes jungen Lancelotto, mit denen er frei in paradiesischen Sphären auf die verlassene Erde hinabsehen wollte. Vielleicht, dachte er, lächelt er über die Verworrenheit, in die wir armen Toren verstrickt sind, wenn er sich nicht lange schon ermüdet weggewendet hat zu den gelösten Geheimnissen der Weltregierung. Auf Augenblicke schwieg dann das Heimweh nach der goldenen Küste Italiens, das ihn in Stunden, wo er allein war, zu beschleichen pflegte, und er dachte mit bänglicher Sehnsucht an die Märtyrerkrone, die seine Arbeit unter den bösen Heiden ihm eintragen konnte, und die vielleicht, von unsichtbaren Händen bereitgehalten, schon über ihm schwebte.

Ein Familienbild von Goya

Von Paul Ernst

Vor langen Jahren machte ich eine Reise durch Spanien. Ich hielt mich eine Weile in Saragossa auf und besuchte von dort in größerem Umkreis mehrere Landschaften und Orte. Diese Ausflüge nahmen oft mehrere Tage in Anspruch.

Auf einem solchen Ausflug, den ich allein zu Pferde gemacht hatte, kam ich an einem Abend in ein Dorf, wo ich nach den Auskünften, die mir geworden, ein erträgliches Unterkommen erhoffen durfte. Ich fand aber nur einige Bauernhäuser vor, deren Bewohner wohl freundlich und höflich waren, aber dem Nordländer mit seinen fremden Gewohnheiten und notwendigen Ansprüchen kein Nachtlager bieten konnten. Einer der Bauern sagte zu mir: „Kommen Sie, Herr. Ich geleite Sie zum Grafen. Es wird für ihn eine Ehre sein, einen so ausgezeichneten Fremden unterbringen zu dürfen."

Das Schloß stand auf einem Hügel, dessen Felsen sich schieferten, mit grauen, fensterlosen Mauern und dicken Türmen. Wir schritten über die Zugbrücke in den Hof. Grauer Rasen wuchs dürftig zwischen runden Pflastersteinen. Unsere Schritte hallten leer; die Türen zu den Wirtschaftsgebäuden waren fest verriegelt, und das Gras hob vor ihnen seine Rispen.

„Die Herrschaft war früher sehr reich," sagte der Bauer, „aber wie das so geht, die neuen Zeiten sind gekommen. Jetzt ist nur noch der Graf da. Er ist unverheiratet, und die Familie stirbt mit ihm aus. Dann fällt der Besitz an den König. Es sind fast gar keine Gründe mehr dabei."

Wir traten durch eine eisenbeschlagene eichene Tür in das Wohngebäude. In einer gewölbten Halle hingen an

den Wänden Rüstungen und Fahnen, an einem häßlichen Hakenbrett dazwischen ein Hut, ein Regenmantel und eine Jagdflinte. Ein Mädchen von zwölf Jahren mit schwarzen, schlauen Augen kam uns barfüßig entgegen, sprang wie ein Kätzchen vor uns die Treppe hinauf und führte uns in das Zimmer des Grafen.

Er stand auf, und ich entschuldigte mich. Der Graf gab mir die Hand, wendete sich mit dankenden Worten zu dem Bauern, daß er mich zu ihm geführt, und entließ ihn. Dann setzten wir uns einander gegenüber.

Der Graf war ein Herr von etwa fünfzig Jahren, mit einem langen, schwarzen, etwas ergrauten Bart, hochgewachsen, mit schwermütigem Gesichtsausdruck. Ein Schreibtisch aus dunklem Eichenholz stand in der Mitte des Zimmers, darauf ein Kruzifix. Der Graf hatte in einem alten Buch gelesen, das noch aufgeschlagen dalag. Auf die geweißten Wände fiel durch das offene Fenster der letzte Sonnenstrahl.

Ich erzählte ihm von meiner Reise, von meinen Gedanken und Eindrücken. Der Graf nickte zuhörend mit dem Kopf und griff sich einmal in den Bart.

Er sagte: „Ja, ich bin nicht viel aus meinem Hause gekommen. In Salamanca war ich als Student, auch einmal zwei Wochen in Madrid. Das ist nicht richtig gewesen, ich weiß es wohl."

Wir sprachen weiter.

Einmal sagte er: „Durch Sie wird mir manches klar. Sie sind bürgerlich, nicht wahr? Sie wissen von Ihren Eltern, Ihren Großeltern, nachher verschwimmt alles. Für mich war es nicht gut, daß ich zuviel von meinen Vorfahren wußte. Das hinderte mich. Einen andern hätte es vielleicht nicht gehindert. Ich habe in der Halle unten eine Fahne, die aus den Maurenkriegen stammt, und ich weiß allerlei von den Vorfahren. Sie waren Krieger und Hofleute und Staatsmänner. Mein Vater hat schon sein ganzes Leben für sich hier verbracht. Ich bin sein einziger Sohn. Ich habe nicht geheiratet. Weshalb war das so mit meinem

Vater und mir? Meine Vorfahren waren alle gute Leute, ich bin es auch."

Es war, als wenn er zu sich selber spräche: „Es ist ja heute eine andere Zeit. Früher herrschte der Adel, da waren im Adel auch die Besten. Das ist nun heute nicht mehr. Alles ändert sich. Geschlechter kommen und gehen. Es ist nicht so, daß ich einen dummen Adelsdünkel gehabt hätte. Aber ich weiß auch, was der Adel bedeutet hat, was er noch heute bedeutet."

Der Graf sah plötzlich zu mir auf: „Sie verachten die heutige Zeit auch, nicht wahr?"

Ich erwiderte ihm: „Ja. Aber ich glaube nicht —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen", unterbrach er mich. „Ich habe keinen dummen Adelsdünkel. Die Zeit des Adels ist offenbar zu Ende, das spüre ich an mir, denn sonst wäre ich ein anderer Mensch. Nur, ich möchte wissen, wie das geschehen ist, daß das Wissen von meinen Vorfahren mich so drückt, daß es mich unfähig für das Leben gemacht hat. Denn so ist es doch. Oder ist es nicht so?"

Das barfüßige Mädchen huschte herein und rief uns zum Essen. Wir traten in ein kleines Zimmerchen mit gewölbter Decke. Ein glänzendes, scharf gekniffenes Tischtuch war gebreitet, darauf standen silberne Teller. Wir aßen die Suppe. Das Mädchen nahm die geleerten Teller ab und brachte auf einer silbernen Schüssel ein gekochtes Huhn. Der Graf zerlegte es. An den Wänden ringsum waren Wappen gemalt, in den Zwischenräumen Laubwerk und Äste. Der Graf goß mir Wein in das Glas, er selber trank nur Wasser.

„Die Leute im Dorf haben ihren Gottesacker", sagte er. „Ihre Vorfahren haben da unten ihre Hütten gebaut, als mein Vorfahr in den Turm zog, der noch aus der Römerzeit stammt, welcher der älteste Teil dieses Gebäudes ist. Wenn im Dorf unten einer stirbt, so wird er im Gottesacker begraben, ein Hügel wird über dem Grab aufgeworfen und mit Rasen belegt, und die Leute wissen, unter diesem Hügel liegt unser Vater oder Oheim. Die Leute, die das wissen, werden älter und sterben schließlich auch, und

der Hügel sinkt ein. Die Enkel wissen noch von ihm. Aber allmählich wird der Hügel dem übrigen Boden gleich, und zuletzt weiß niemand mehr, daß dort ein Grab war. Später wird dann einmal dort wieder ein Grab gegraben, und es finden sich vielleicht noch ein paar Knochen; sie werden in das Gewölbe der Kirche geworfen, wo viele andere Knochen liegen. Ja, diese Leute im Dorf sind wie das Gras auf der Wiese, das blüht und vergeht. Es ist Unnatur, wenn der Mensch mehr sein will."

Er sah mich fragend an: „Haben Sie nicht auch schon gedacht, daß die Vornehmheit doch eigentlich Entartung ist?"

Ich machte wohl ein erstauntes Gesicht. Er fuhr lächelnd fort: „Ja, das Volk prachert und schachert, um zu essen und zu trinken und sich fortzupflanzen, und wenn ein Mann seine Kinder hochgebracht hat, dann legt er sich hin und stirbt. Dabei hat er immer ein gutes Gewissen. Das schlechte Gewissen, ja, das stellt sich ein, wenn der Mann aus dem Volk vornehm wird. Das habe ich ja nicht. Aber was ich habe, das ist etwas Schlimmeres. Sehen Sie, ich habe eine schnurrige Bildung. Ich habe nichts gesehen und kenne nichts, aber ich habe viel gelesen und viel gedacht. Sie sind nun der erste Deutsche, mit dem ich spreche.

Ich finde, die Deutschen sind die bürgerlichste Nation von der Welt. Meine Vorfahren haben gegen die Protestanten gekämpft; nun, das war die spanische Donquichotterie. Die Deutschen haben den Protestantismus in die Welt gebracht und das schlechte Gewissen. Die Engländer, die sind ja auch Protestanten, aber sie haben ein gutes Gewissen. Die Deutschen sind das bürgerlichste Volk von der Welt. Was für Augen werden die Deutschen machen, wenn erst einmal die Arbeiter die Herrschaft bekommen! Ich könnte mit ihnen fertig werden, aber Sie nicht."

Wir führten kein Gespräch. Man merkte es, daß der Graf immer für sich gelebt hatte. Er konnte keine Unterhaltung führen, nicht auf die Gedanken des andern eingehen. Er sprach nur immer aus sich heraus; er dachte laut.

Aus dem kleinen Speisezimmer führte ein Türchen in einen großen Saal. An den Wänden hingen Familienbilder. Unter ihnen stand hier und da einmal ein Stuhl, sonst war der Raum ganz leer.

Ich schritt auf ein großes Bild zu, aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, auf dem eine ganze Familie dargestellt war: ein breitschultriger, stattlicher Mann mit lebhaftem Ausdruck, etwas gerötetem Gesicht, seine Gattin, eine behäbig volle Dame, mütterlich und freundlich, und zehn Kinder, von denen das jüngste noch von der Amme getragen wurde, indessen der älteste Knabe, mit klugen Augen und frischem Gesicht, ein Buch in der Hand hielt und den Vater um eine Erklärung bat. „Ein Goya!" rief ich aus. Der Graf lächelte über meine Freude und wies auf eine kleine Radierung, die unterhalb des großen Bildes hing: „Dieselbe Dame als junges Mädchen, fünfzehn Jahre jünger, auch von Goya."

Überrascht verglich ich die beiden Bilder. Ja, das war dasselbe Gesicht, nur kindlich unreif, schlummernd und verträumt. „Die Frau muß in den fünfzehn Jahren viel erlebt haben?" fragte ich. Er lächelte. „Ich will Ihnen die Geschichte erzählen."

„Mein Ahn Don Enrique war am Hof zu Madrid etwa um 1770. Damals war eine feindselige Spannung zwischen Spanien und Portugal entstanden, und der König von Portugal schickte einen seiner Herren, Don Manuel mit Namen, um zu erklären und beizulegen. Er hatte mit dem Unterhändler eine recht unglückliche Wahl getroffen, denn Don Manuel, ein blutjunger und unerfahrener Kerl, der zudem wohl nicht gerade der geistreichste Mann seines Volkes sein mochte, verletzte alle Leute durch seinen unerträglichen Hochmut, und wenn nicht die Anordnungen, die er aus Lissabon erhielt, so bestimmt und die friedlichen Absichten in Madrid so fest gewesen wären, so hätte es damals zu einem Unglück kommen können

Sie müssen von Don Enriques Temperament urteilen nach diesem Bild, das ihn doch schon in reiferen Jahren vorstellt.

Als Don Manuel wieder einmal eine seiner Unverschämtheiten vorbrachte, fragte er ihn: ‚Herr, sind Sie eigentlich gekommen, um dem König den Krieg zu erklären? Sie können sicher sein, daß jeder Spanier zum Schwert greift, um die Ehre seines Königs zu rächen.' Don Manuel hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge und begann eben seine Antwort. Aber das Gespräch fand im Vorzimmer des Königs statt. Der König hörte die lauten Stimmen, öffnete die Tür, erkannte sogleich die Lage und sprach zu Don Enrique: ‚Ich befehle Euch, begebt Euch sofort in Eure Wohnung und verlaßt sie nicht vor dreimal vierundzwanzig Stunden.' Don Enrique grüßte und ging. Dann sprach der König zu Don Manuel: ‚Ich bitte, entschuldigt die Ungeschicklichkeit. Schreibt meinem königlichen Vetter von Portugal, daß ich seinem Abgesandten wohlgewogen bin.' Don Manuel blähte sich sichtlich und verneigte sich tief. Der König ging wieder in sein Zimmer zurück.

Eine Stunde nach dem Vorfall bekam Don Enrique ein Schreiben Don Manuels: Don Enrique habe ihn beleidigt, und als portugiesischer Edelmann müsse er ihn dafür züchtigen. Er wolle für diesen Zweck seine Eigenschaft als Gesandter ablegen und erwarte ihn diese Nacht — da das Gebot der Ehre dem Gebot des Königs vorgehe — zu einer bestimmten Stunde, die er angab, an einer Stelle, die er ihm gleichfalls bestimmte, mit den Waffen in der Hand und mit seinen Zeugen.

Don Enrique war in einer peinlichen Lage. Nahm er die Forderung an, so hatte er den Zorn seines Königs zu befürchten, der ihm mit Recht vorwerfen konnte, er schaffe durch seinen Ehrenhandel eine politische Gefahr, denn der Dummkopf konnte natürlich nicht selber einfach seine Eigenschaft als Gesandter ablegen, und wenn er unterlag, so war sein Herr in ihm gekränkt. Nahm er die Forderung aber nicht an, so trompetete Don Manuel überall aus, er sei ein Feigling. Und das ist nun der schwache Punkt des Adels: Dem Adligen kann es nicht gleichgültig sein, was andere über ihn denken, mögen sie auch die größten

Narren sein. Don Enrique war aber auch nicht der Mann danach, eine vorurteilsfreie Prüfung anzustellen. Die Wut schoß ihm in den Kopf, als er den Brief las, und er ließ durch den Überbringer bestellen, er werde sich pünktlich an dem bestimmten Ort einfinden.

Nun, die beiden Herren trafen sich also. In dem Zweikampf brachte mein Ahn seinem Gegner eine gefährliche Wunde bei. Er sorgte noch zusammen mit den Zeugen dafür, daß er in seine Wohnung geführt und verpflegt wurde, und dann begab er sich wieder in seine Zimmerhaft, um dem König Mitteilung von seinem Ungehorsam zu machen. Er schrieb alles in einem ausführlichen Brief auf, siegelte ihn ein, packte seinen Degen dazu und ließ beides durch einen Freund dem König überbringen.

Der König hätte wohl eine Art finden können, meinem Ahn zu verzeihen, der schließlich in einer Zwangslage gewesen war, und auch der König von Portugal hätte wohl eingesehen, daß nicht die Absicht vorlag, ihn zu beleidigen. Aber wie solche Herren sind, alles, was ihre Absichten durchkreuzt, erzeugt eine Verstimmung bei ihnen. Der König befahl, meinen Ahn in ein Gefängnis zu setzen, wo er für unbestimmte Zeit festgehalten werden sollte.

Zu der Ehre Don Manuels muß ich berichten, daß er alles tat, seinen Gegner zu befreien. Er ließ dem König sagen, er selber habe alle Schuld an dem Vorfall, er habe auf seine Gesandteneigenschaft verzichtet, und er bitte, seinen Gegner, der ihn in ehrlichem Kampf besiegt, loszulassen. Aber diese Fürbitten nützten bei dem erzürnten Fürsten nichts.

In dieser Zeit geschah es, daß ein alter Herr, Don Pedro, mit seiner einzigen Tochter Elena an den Hof kam. Don Pedro war ein vornehmer Mann, der recht begütert war, und Elena war seine einzige Erbin. Don Pedro hatte die Absicht, unter den jungen Herren am Hofe einen Gatten für sie auszusuchen."

Der Graf nahm die Radierung von Goya in die Hand. „Dies ist sie. Sie sehen ein liebreizendes Gesicht, ein —" er unterbrach sich und hängte das Bild wieder an seinen

Nagel. Ein spöttisches Lächeln huschte über sein Gesicht. „Das Bild ist so lebendig, als wäre es eben geätzt. Ich ertappe mich dabei, daß ich alter Mann in meine jugendliche Urgroßmutter verliebt bin. Es ist ein Mißbrauch, daß solche Bilder gezeichnet werden, die jung bleiben, indessen die Zeit vergeht. Aber wenn nach rund hundertunddreißig Jahren das Gesichtchen in der Zeichnung noch so wirkt, dann können Sie sich denken, welchen Eindruck es machte, als es lebendig war. Alle Herren bei Hofe sollen damals in sie verliebt gewesen sein.

Goya war damals ein junger Maler in Madrid, der durch seine Bilder sein Brot verdiente. Don Pedro benutzte seinen Aufenthalt dazu, sich malen zu lassen, dabei sah Goya wohl dessen Tochter und fertigte die Zeichnung an, nach der er die Radierung machte. Sie sehen, das Blatt ist dem Alten gewidmet. Vielleicht ist es auch in seinem Auftrag hergestellt, das weiß ich nicht. Nun, jedenfalls gab Goya Abzüge der Platte heraus. Sie wurden von den verliebten jungen Herren gekauft und verbreiteten sich am Hofe.

Ein Freund, der Don Enrique in seinem Gefängnis besuchte, brachte es mit. Don Enrique hatte eine gewisse Rolle am Hofe gespielt, und es wäre wohl möglich gewesen, daß er die Vielumworbene für sich errungen hätte. ‚Welches Pech!' sagte der Freund. ‚Wenn du frei wärst, dann könntest du eine gute Heirat machen. So wird sie dir wohl ein anderer wegschnappen.'

Sie kennen die romantischen Geschichten, in denen sich einer in ein Mädchen nach dessen Bild verliebt. Sie sind ja nicht immer ganz wahrscheinlich. Aber denken Sie sich den jungen Mann, der wochenlang allein in seinem Gefängnis sitzt, nur durch selten erlaubte Besuche von Freunden von den Vorgängen draußen hört, und dem nun begeisterte Schilderungen von der Schönheit und Anmut des jungen Mädchens gemacht, Geschichten von Männern erzählt werden, die in sie verliebt sind, der endlich dann das geistreiche Blatt in die Hand bekommt, auf dem ein Meister flüchtig und locker die reizenden Züge festgehalten;

dann können Sie sich gewiß vorstellen, wie in langen, einsamen Stunden sich Träume spinnen und das Gespinst sich entwickelt, wie der junge Mann sich als Liebhaber in allen möglichen Lagen sieht und Antwort wie Bewegung des Mädchens dichtet; wie alle die luftigen Vorstellungsgebilde, vielleicht zunächst nur als Spiel betrachtet für den gezwungen müßigen Jüngling, sich schnell mit allen seinen Gefühlen, Sehnsüchten und Trieben vereinigen, und wie denn so eine wirkliche Verliebtheit herauskommt.

Sie müssen auch denken, daß die Menschen damals bei uns noch anders waren, als sie heute sind. Ein Herr wie mein Ahn stand dem Mittelalter näher als unseren Zeiten. Heute hätte ein solcher junger Herr die Rechte studiert und wäre in einer amtlichen Stellung, und es gehörte zu seiner Bildung, daß er manches gelesen hätte. In seinem Gefängnis würde er Bücher haben und entweder sich in seinem Wissen vervollkommnen oder, je nachdem, gute Dichter oder dumme Romane lesen. Das war damals anders, wenigstens bei uns zulande. Mein Ahn hatte nicht studiert und las auch nicht. Dafür hatte er eine Laute bei sich, und seine Gefühle, die keinen andern Ausweg finden konnten, ergossen sich in eine selbstgedichtete Romanze über sein Gefängnis und seine Liebe.

Don Manuel erholte sich inzwischen von seiner Wunde. Sein erster Gang war an den Hof zum König, dem er zu Füßen fiel, um nochmals selber Verzeihung für seinen Gegner zu erflehen. Der König erwiderte ihm, daß er Don Enrique gewiß nicht zum Tode verurteilen werde, aber er halte es für angemessen, daß er doch noch einige Wochen Muße habe, um ungestört über seine Handlung nachzudenken. Don Manuel wurde verlegen; er begann so ungefähr zu verstehen, was der König über ihn selber denken mochte.

Die Herren am Hof hatten naturgemäß andere Ansichten als der König. Don Manuel war bei ihnen nicht beliebt gewesen wegen seines Benehmens; aber daß er so frisch und frei den Gesandten vergessen und vom Leder gezogen hatte, das verschaffte ihm bei den jungen Männern doch

wieder einen Stein im Brett. Man vergaß, was man früher an ihm auszusetzen gehabt, und fand in ihm einen offenen, mutigen und ehrenhaft gesinnten Ritter. Blutverlust und Krankenlager hatten ihn etwas gebleicht und ihm eine interessant erscheinende Müdigkeit gegeben, und die Beschämung über das unausgesprochene Urteil des Königs bewirkte, daß er weniger laut war. So fand er sich denn auch bei den Damen sehr beliebt und angesehen. Man konnte sagen, daß Don Manuel als der erste Mann in der Hofgesellschaft betrachtet wurde.

Es war natürlich, daß er seine Aufmerksamkeit auf die gefeierte Donna Elena richtete, daß diese die Aufmerksamkeit des gefeierten Don Manuel besonders hoch einschätzte. Beide waren junge Leute, in dem Alter, da man heiratet, und so kam es denn leicht, daß Don Manuel mit dem alten Don Pedro einig wurde. Der König sah die Ehe gern, denn Don Manuel stand an dem Lissaboner Hof in Ansehen, und er nahm an, daß er an ihm und seiner Gattin Freunde haben werde. Es lagen keine Gründe zu einem langen Brautstand vor, und so wurde denn die Hochzeit mit allem Glanz, wie es damals war, angemessen gefeiert.

Am Tage nach der Hochzeit sagte der König zu Don Manuel: ‚Ich habe nun Ihren Wunsch erfüllt, Don Enrique ist aus seiner Haft entlassen. Ich wünsche, daß er zunächst noch Hof und Hauptstadt meidet; er ist heute auf dem Wege zu seiner Besitzung, wo er sich ein halbes Jahr lang die Zeit mit Jagen vertreiben mag, ehe er wieder nach hier kommt.‘

So verstrichen einige Monate, in denen das junge Paar vermutlich recht glücklich war, indessen Don Enrique sich hier bei seinem Vater aufhielt, vermutlich allerhand Belehrungen des alten Herrn auszustehen hatte und den Unmut über die getäuschte Liebe und das gleichmäßige Landleben zu überwinden suchte, indem er auf Jagd ging.

In der Eintönigkeit seines Lebens, bei dem seine durch nichts sonst beschäftigte Vorstellungskraft sich beständig mit seiner Liebe zu der Niegesehenen beschäftigte, kam er

auf den Gedanken, in Verkleidung heimlich nach Madrid zu reisen, um wenigstens einmal in seinem Leben des Anblicks der Geliebten teilhaftig zu werden, denn es lief die Rede, daß sie mit ihrem Gatten, dessen Sendung beendet war, demnächst nach Portugal gehen werde.

Ein junger Bauer, sein Milchbruder, hing ihm treu an. Dieser verschaffte ihm einen bäuerlichen Anzug. Da die Bauern keinen Degen trugen und die heimliche Fahrt doch nicht ohne Gefahren war, so steckte jeder ein paar Pistolen in die Tasche. An einem frühen Morgen, als alles noch schlief, setzten sich die beiden auf ihre Maultiere und ritten fort.

Sie fanden in Madrid in einem bäuerlichen Gasthof ein Unterkommen. Der Diener kundschaftete die Gelegenheit aus, und bald fand sich, daß die junge Frau des Don Manuel die Gewohnheit hatte, zu einer bestimmten Nachmittagsstunde in einem Sommerhäuschen ihres Gartens zu sitzen und auf das Geschwätz ihrer Dienerin zu hören. Der Gärtner wurde durch eine reichliche Gabe bestochen, und Don Enrique und sein Getreuer versteckten sich hinter einem dichten Lorbeergebüsch, durch das sie einen Blick auf das Häuschen hatten.

Donna Elena kam mit ihrer Dienerin, die prächtig gestickte Kissen trug. Sie hielt einen roten Sonnenschirm aufgespannt, und die Sonne warf durch ihn einen rötlichen Schein auf ihre weißgekleidete Gestalt und ihr anmutig bewegtes Gesicht. Ein Springborn rauschte und blitzte, die Bäume standen still, und das Schwatzen und Lachen der Dienerin klang heiter und unbesorgt schon von weitem an das Ohr der Lauschenden.

Die Dienerin richtete in dem offenen Häuschen auf der Bank ein bequemes Lager, für sich selbst warf sie ein Kissen auf den Boden. Donna Elena machte es sich behaglich auf ihrem Lager. Sie legte die Arme unter das Köpfchen und dehnte sich mit halbgeschlossenen Augenlidern, deren Wimperschatten zierlich auf ihre zarten Wangen fielen. Sie betrachtete ihre goldenen Schuhe, lockerte einen, schnellte ihn in die Höhe und fing ihn mit dem Fuße

wieder auf. ‚Was meinst du?' fragte sie die Dienerin ‚Sei ehrlich. Sag' mir die Wahrheit. Bin ich schöner geworden?' Das Mädchen auf dem Kissen beugte sich vorwurfsvoll zurück und hob die Hände: ‚Aber, Herrin, wie könnt Ihr so etwas sagen! Viel schöner seid Ihr geworden!' Ein glückliches Lächeln überhuschte Donna Elenas Gesicht von den Augen her bis zum Mund und blieb in den Mundwinkeln sitzen. Sie schloß die Augen, und ihre Nüstern blähten sich. Es war, als ob sie die Antwort einsaugen wollte. Mit geläufiger Zunge pries das Mädchen nun ihre Schönheit im einzelnen und sprach sachkundig von Nase und Mund, von Haaren und Zähnen, von Händen und Füßen und von allerhand Einzelheiten sonst, die ihr bekannt geworden beim Ankleiden, bis Donna Elena errötend rief: ‚Höre auf, höre auf!' und das Mädchen, lustig lachend, schwieg.

Nach einer kleinen Pause sagte das Mädchen schmeichelnd: ‚Herrin, ich habe die Abschrift der Romanze bekommen, die der arme Don Enrique gedichtet hat, als er im Gefängnis saß und Euch unglücklich liebte, weil er Euer Bild gesehen. Soll ich sie singen?' Schon stimmte sie die Laute.

Die Herrin antwortete nicht, und ihr Schweigen als Aufforderung nehmend, begann das Mädchen zu singen."

Der Graf schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Ja, durch die nordischen Völker ist die Welt anders geworden. Anderthalb Jahrhunderte ist es her, daß mein Ahn, als Bauer verkleidet, hinter der Lorbeerhecke saß und sein Lied hörte, wie es die Dienerin der Geliebten vorsang. Auf dieser Radierung ist diese Geliebte in all ihrem jugendlichen Reiz festgehalten, auf dem Familienbild ist sie als Mutter und reife Frau gemalt. Nun ist sie seit über hundert Jahren tot, und ihr in ein kostbares Kleid gehüllter Körper ruht unten in unserer Gruft. Ich bin ihr ganz entfernter Enkel, und von diesen zehn Kindern auf dem Bilde hier ist keine einzige Nachkommenschaft mehr übrig außer mir. Die Welt von damals ist versunken. Und doch fühle ich alter Mann ein jugendliches Rühren im Herzen, wenn ich mir

vorstelle, wie mein Ahn sein Lied hört und die Geliebte dabei sieht. Das ist doch bloß Natur, es ist nichts anderes, als wenn der Fink auf einen Ast flattert und seinen Schlag hören läßt, um das Weibchen zu fesseln. Mein Ahn wußte wenig und hatte wohl noch weniger gedacht. Wieviel weiß ich, wieviel habe ich gedacht! Deshalb bin ich wohl der Letzte meines Geschlechts, und ich kann nicht erwarten, daß ein Sohn mich besucht und seine Kinder mitbringt."

Es hatte mir zuweilen geschienen, als ob die Gedanken des Grafen in Sprüngen gingen. Nun wurde mir immer klarer, daß das nicht ein sprunghaftes Denken war, sondern ein verschiedenartiges Aufleuchten von einzelnen Punkten aus seinem Leben. Ich dachte mir: Er hat wohl recht mit seinem Urteil über unsere heutige Zeit. Sollte nicht auch unser festgeschlossenes Denken ein Mißbrauch sein? Dieser Mann hat sein Leben immer denkend beobachtet; nun hält er ein Selbstgespräch, in dem der Gehalt seines Lebens immer durchscheint. Wenn man die einzelnen Gedanken verbände, so erhielte man ein Schicksal, ein inneres Schicksal — das Schicksal des vornehmen Mannes in der bürgerlichen Gesellschaft, der nicht mehr nach seinen Trieben leben kann und dadurch abstirbt. Er ist wie eine Pflanze, die in falsche Erde gesetzt ist.

Aber wie? Hatte er nicht recht, als er so betonte, daß ich bürgerlich bin? Ich hätte wohl nicht die Torheiten des Don Enrique begangen. Aber ertappe ich mich nicht auf einer süßen und lässigen Sehnsucht, wenn ich höre, wie er hinter der Lorbeerhecke lauscht? Ist es so, daß auch ich vergessen möchte? Ich weiß noch viel mehr und habe noch viel mehr gedacht als der Graf. Was hilft mir das nun? Wie selig ist der Vogel auf seinem Zweig, der seinen Schlag schmettert! Und ich? Mir ist, als müßten mir die Tränen stürzen, wenn ich an den Finkenschlag denke, an Jugend, Liebestorheit, an Selbstvergessen und Leben ohne Denken.

Ich weiß nicht, ob ich von meinen Gedanken etwas verraten habe. Der Graf fuhr fort:

„Das Mädchen beendete das Liebeslied, die Augen Donna Elenas hatten sich mit Tränen gefüllt. ‚Armer Don En-

rique', sprach sie leise. Dann lachte sie auf: 'Wie lächerlich ist es doch, wenn die Männer so um uns verzweifeln! Was haben sie von uns?' Sie beantwortete die Frage mit einem Satz, den eine junge Frau aus niedrigern Ständen heute nicht sagen würde, weil er ihr unanständig schiene.

Während die beiden dieses Gespräch führten, kam Don Manuel. Das Mädchen verstummte, auch die Herrin war verlegen. Don Manuel war ohne Arg gekommen. Als er die Verlegenheit der beiden bemerkte, wurde er mißtrauisch. 'Was ist gewesen?' fragte er. Donna Elena suchte ihn zu begütigen. Er spähte mit den Augen umher, ging hinter das Gebüsch, und da sah er den verkleideten Don Enrique mit seinem Diener sich erschrocken aufrichten. Er erkannte seinen Gegner sofort, er hatte wohl auch von der Verliebtheit und der Romanze gehört. Plötzlich erfaßte ihn eine blinde Eifersucht; er zog den Degen und drang auf Don Enrique ein. 'Halt!' rief Don Enrique, 'ich habe keine andere Waffe', und hielt das geladene Pistol vor. Aber Don Manuel hörte nichts. Schon war die Spitze seines Degens nur wenige Zoll von der Brust des andern entfernt, da schoß der. Die Kugel traf mitten in das Herz. Don Manuel stieß einen Schrei aus; der Tod schnitt ihm den Schrei ab. Er stürzte vornüber zu Boden.

'Schnell, schnell, wir müssen uns retten, Herr!' rief der Bauer. Mit großen Sprüngen eilten die beiden an den Frauen vorbei, die sprachlos dastanden und noch nicht Zeit gefunden hatten, das Geschehene zu fassen. Als die Flüchtigen die Mauer überkletterten, hörten sie den ersten Schrei.

Don Enrique floh mit seinem Diener nach Frankreich. Durch die Vernehmung des Gärtners stellte sich schnell heraus, daß Don Enrique der Mörder gewesen war. Der erzürnte König ließ bekanntmachen, daß er dem Tode verfallen sei, wenn er es wagen sollte, zurückzukehren.

Donna Elena war die Erbin ihres getöteten Gatten, dem sehr große Besitzungen in Portugal gehörten. Aber sie mochte nicht in dem fremden Lande leben und zog wieder zu ihrem Vater, mit dem sie erst vor ein paar Monaten von ihrem Hause fortgereist war. Kaum war sie wieder einige

Wochen mit ihm zusammen, als Don Pedro in eine hitzige und schwere Krankheit verfiel, die ihn in einigen Tagen dahinraffte. So stand sie denn ohne Gatten und Vater allein in der Welt; auch nähere Verwandte hatte sie nicht. Sie war sehr reich, ganz unabhängig, jung und schön; aber sie wußte nicht, was sie mit ihrem Leben beginnen sollte. So blieb sie denn unschlüssig, planend, verwerfend und allerhand wirre Zukunftshoffnungen hegend in ihrer altgewohnten Umgebung, wo alles seinen alten Gang weiterging.

Die heutigen Menschen haben die Vorstellung, daß die Liebe solch ein fester Begriff ist wie etwa das Viereck oder der Kreis, und Donna Elena würde nun wohl eine trauernde Witwe gewesen sein, in schwarzen Kleidern und langem schwarzen Schleier. Sie dachte naturgemäß viel an ihren toten Gatten, an das Leben mit ihm, das doch viel freier war als ihr früheres und jetziges Leben, an Besuche, Feste, Vorführungen aller Art, an das bewegte Dasein in Madrid überhaupt, und ein heftiger Groll befiel sie, daß das alles durch Don Enrique zerstört war. Es konnte wohl geschehen, daß sie in plötzlichem Zorn auf ihre erschrockene Gesellschafterin losfuhr und ihr Vorwürfe machte, daß niemand sich um sie kümmere, daß sie als junge Frau in dem alten Kasten ihr Leben verbringen solle, daß die Männer alle dumm seien, und daß die Gesellschafterin auch keinen Verstand habe. Diese bekreuzigte sich dann oder hielt ihr auch beschwörend das Kruzifix vor, um die Wut zu bannen, die aus der Herrin sprach.

Inzwischen hatte Don Enrique in dem fremden Land ein verdrießliches Leben. Spanier und Franzosen werden sich nie verstehen. Menschen und Einrichtungen kamen ihm lächerlich und verächtlich vor, und es reizte ihn alles so, daß er den Franzosen gegenüber ungeschickt und verlegen war. Eine solche Lage war ganz danach angetan, seine romantische Liebe zu Donna Elena zu erhalten und zu verstärken. Tausendmal sprach er mit dem treuen Diener alles durch, wie es gewesen war in dem Garten, was Donna Elena gesagt hatte, ob sie errötet war, als die Zofe das Lied

sang. Er fragte, ob sie ihn wohl gesehen habe, als er mit Don Manuel kämpfte, ob sie vielleicht noch wisse, wie er aussehe, ob es wohl möglich sei, daß sie den Mörder ihres Gatten lieben könnte.

An einem Abend sagte er zu dem Diener: ‚Morgen früh reiten wir ab. Ich will Donna Elena wiedersehen. Wir verkleiden uns als Bauern wie damals. Niemand wird uns erkennen, wenn wir vorsichtig sind.'

Der treue Mann bereitete in der Nacht alles vor für eine heimliche Rückkehr nach Spanien, und so machten sich die beiden am andern Morgen auf den Weg.

Unterwegs führten sie allerhand Gespräche. So sagte Don Enrique: ‚Die Liebe ist das Vorrecht edler Seelen und hochgeborener Personen. Du würdest sehr irren, Gil, wenn du annähmest, daß das, was unsereins fühlt, auch in euren Kreisen sein könnte.' Gil war damit im allgemeinen einverstanden, fand aber doch, daß Ausnahmen vorkämen. So hatte sich der Schulzensohn in ein Mädchen verliebt, das schon einen andern hatte und ihn deshalb nicht wollte. Er war schwer krank geworden. Wohl war er durch einen klugen Arzt gerettet worden, aber er hatte doch nachher nicht geheiratet, obgleich er den schönsten Hof im Dorf hatte und ihn jedes Mädchen gern genommen hätte. Und während die beiden solche Gespräche führten, ging die Sonne auf, und die Vögel begrüßten sie mit anmutigen und heiteren Liedern. Die Maultiere schnauften und schüttelten die schellenbehangenen Köpfe, und der Tau verschwand vor den Strahlen der Sonne zusehends von den Wiesen.

Die beiden Reiter gelangten ohne Unfall über die Grenze und zogen weiter. Schließlich kamen sie in das Dorf, wo das Kastell der Donna Elena lag. Da war ein großes Wirtshaus mit einem beflissenen Wirt. Hier kehrten sie ein. Sie ließen sich ein Zimmer geben und kamen dann in die Küche hinunter, um das Essen zu bestellen. Der Wirt sagte, daß er ihnen einen vorzüglichen Kaninchenpfeffer vorsetzen könne. Sie waren einverstanden und warteten, daß er zubereitet wurde. Inzwischen setzte sich der Wirt

zu ihnen, um sie mit Gesprächen und Erzählungen zu unterhalten.

Als sie gegessen hatten und wieder auf ihr Zimmer gegangen waren, sprach der Wirt zu seiner Frau: ‚Mit diesen beiden Reisenden hat es eine Bewandtnis. Sie verbergen ein Geheimnis. Sie sind nicht, was sie scheinen wollen. Weshalb verlangten sie ein Zimmer für sich allein, statt, wie wirkliche Bauern, im allgemeinen Schlafraum zu übernachten? Hast du gesehen, wie der eine den andern bediente? Hast du gesehen, wie der, der bedient wurde, in deinem Kaninchenpfeffer herumstocherte, als ob er nicht gut genug für ihn sei? Der ist feinere Speisen gewohnt. Ich sehe an ihrem Sattelzeug, daß sie aus Frankreich gekommen sind. Sie wollen hier spionieren, sie sind heimliche Abgesandte des Königs von Frankreich. Aber ich werde schon hinter ihre Schliche kommen, und unser König knikkert nicht, wenn man ihm wichtige Nachrichten bringt.‘

Es kann für einen Gastwirt immer wichtig sein, was seine Gäste miteinander sprechen. So war in dem Haus auch eine Einrichtung, durch die unser Wirt in bequemer Lage die beiden belauschen konnte, als sie die Kleider ablegten, um ins Bett zu gehen, bei welcher Gelegenheit, wie er aus Erfahrung wußte, häufig der Tageslauf besprochen wird und Entschlüsse für den folgenden Tag gefaßt werden.

‚Morgen werde ich sie wiedersehen‘ sagte Don Enrique, indem er seine Hosen auszog und an einen Nagel hängte. ‚Wird sie mich erkennen? Und wenn sie mich erkennt, wird dann der Groll auf den Mörder ihres Gatten übermächtig sein?‘

Der Wirt spitzte die Ohren.

Gil gähnte. ‚Der Kaninchenpfeffer war gut. Etwas schärfer hätte er sein können. Er muß im Gaumen brennen.‘

An der Wand hing eine Laute. Don Enrique nahm sie, setzte sich im Hemd, mit nackten Beinen auf den Bettrand und schlug ein paar Töne an. Sie war verstimmt, und er schraubte.

'Ich wette meinen Kopf, daß Donna Elena Euer Gnaden nicht erkennen', sagte Gil.

Der Wirt wußte genug. Leise zog er sich aus seinem Versteck, huschte mit nackten Füßen die Treppe hinunter und rief seiner Frau zu: 'Schnell den Sonntagsanzug, die guten Schuhe! Ich muß gleich aufs Schloß.' Seine Frau fragte erregt, er antwortete: 'Bekümmere du dich um deine Töpfe, ich muß aufs Schloß, schnell!'

Er kam eben noch vor dem Zubettgehen auf dem Schloß an und berichtete dem Haushofmeister, daß Don Enrique bei ihm wohne, daß er mit einem verdächtig aussehenden Mann gekommen sei, und daß er die Absicht habe, Donna Elena zu entführen. Aber er, der Wirt, habe gewacht. Donna Elena könne ihn gefangennehmen und ihn für den Mord und die geplante Entführung den Gerichten ausliefern. Er liege im Bett und schlafe, und wenn man zielbewußt vorgehe, so könne man ihn mit dem Genossen seiner Verbrechen ohne Gefahr verhaften.

Der Haushofmeister führte den Mann sogleich zu Donna Elena.

Sie hörte die Erzählung, und ihre Augen blitzten. 'Der Unverschämte!' rief sie aus. 'Ist es ihm nicht genug, mich zur Witwe gemacht zu haben? Will er mich noch weiter ins Unglück bringen? Will er sich an meinem Unglück weiden? Aber' — und hier nahm sie einen kleinen spitzen Dolch, der auf ihrem Tischchen lag und schwang ihn — 'er soll sehen, daß auch Weiber Mut haben können. Niemandem will ich meine Rache anvertrauen. Ich selbst will meinen Haß in seinem Blute kühlen.' Alle Männer des Schlosses wurden aufgeboten; ihnen voran ging mit beflügeltem Schritt Donna Elena. Der Haushofmeister ließ die Eingänge des Gasthauses besetzen, und leise erstieg man die Treppe. Der Wirt öffnete die Tür des Schlafzimmers mit einem Nachschlüssel, und Dona Elena, in der Linken eine Laterne, in der Rechten den Dolch, schritt hinein, hob die Laterne, um das Gesicht des schlafenden Don Enrique zu beleuchten. Sie war entschlossen, dem Mörder den Dolch in das Herz zu stoßen.

Aber als sie ihn so ruhig im ersten Schlaf, mit dem Ausdruck des friedlichsten Gewissens von der Welt liegen sah, da versagte ihr plötzlich der Wille. Es schien ihr, als könne sie nicht den Schlafenden ermorden. Sie rief ihn mit Namen: ‚Don Enrique, erwacht, macht Euch bereit!'

Don Enrique schlug die Augen auf, tiefblaue Augen, und sah sie in seiner Schlaftrunkenheit erstaunt an. Plötzlich überflog seine Züge ein Ausdruck des höchsten Entzückens. ‚Donna Elena!' rief er und breitete die Arme weit aus. Sie schaute ihn entgeistert an, und der Dolch fiel klirrend auf den Boden.

Die Männer stürzten vor, um sich auf Don Enrique zu werfen. ‚Halt!' rief sie aus. ‚Daß ihm keiner ein Leid zufügt! Nehmt ihn gefangen und führt ihn aufs Schloß!'

Wieder stellt sich die Schwierigkeit heraus, zu bestimmen, was ‚Liebe' ist. Man muß wohl sagen: die junge Frau war in den Jahren, wo sie empfänglich für die Liebe eines Mannes war; sie war eine junge Witwe und hatte erfahren, was das Zusammenleben mit dem Mann ist, und Don Enrique liebte sie zärtlich und war ein schöner und stattlicher Jüngling — wie hätte sie imstande sein sollen, ihn zu töten oder ihn von andern töten zu lassen?

Don Enrique und sein Begleiter wurden gefesselt und auf das Schloß geführt. Donna Elena gab Anweisung, sie nicht im Gefängnis unterzubringen, sondern in festen und vergitterten Zimmern, so daß der Diener immer seinem Herrn die nötigen Handreichungen leisten konnte.

Sie hätte jetzt an das nächste königliche Gericht schreiben müssen, um ihm die Gefangenen auszuliefern. Aber von Tag zu Tag schob sie das auf. Sie wollte sich vorher erst noch über alle Umstände des Mordes vergewissern, damit sie dem Gefangenen nicht etwa unrecht tue. Ihr Gemahl sei sehr hitziger Natur gewesen, und es sei doch möglich, daß Don Enrique ursprünglich gar nicht die Absicht gehabt habe, ihn umzubringen, daß vielmehr der Mord nur in der Verteidigung gegen einen unerwarteten Angriff geschehen sei. Schließlich sei der Verdacht Don Manuels auch beleidigend für sie gewesen, denn eine Frau aus gutem

Hause weiß doch, was sie sich und ihrem Gatten schuldig ist. Jeden Abend beschloß sie, zu dem Gefangenen zu gehen und ihn zu fragen, wie er zu seiner Leichtfertigkeit gekommen sei; aber dann scheute sie sich doch immer und schob das Gespräch mit ihm wieder auf.

So war nun Don Enrique etwa seit einer Woche im Schloß der Donna Elena gefangen. Er wurde gut gehalten, es fehlte ihm nichts als die Freiheit. Deren Mangel war ihm allerdings doppelt schwer, da er wußte, daß er unter einem Dach mit der Geliebten verweilte. Der Mann, der ihn und seinen Diener versorgte, brachte ihm eine Laute, und er drückte seine Gefühle und Gedanken in einer neuen Romanze aus. Die Zofe lauschte unter seinem Fenster und wußte sie bald auswendig; sie trug sie ihrer Herrin vor, die unwillig errötete, und schwärmte von dem blassen Gesicht und den verliebten Augen des Ritters, denen sie, die Zofe, nichts würde verweigern können, wenn sie so zärtlich geliebt würde.

Da geschah es, daß der König in die Nähe von Donna Elenas Schloß kam, und da er Don Pedro immer hoch geschätzt hatte und das schwere Los der ohne jeden Schutz dastehenden und unerfahrenen Witwe ihm naheging, so beschloß er, eine Nacht hierzubleiben, sich nach allem zu erkundigen und zu sehen, ob er nicht, als der natürliche Vormund, ihre Verhältnisse wieder in Ordnung bringen könnte, etwa durch eine Heirat mit einem ordentlichen Mann, bei dem sie mit ihrem großen Besitz gut aufgehoben war.

Er wurde empfangen, wie es sich gebührt, und wie es der Ehre entsprach, die er erwies. Er gab Befehl, daß er mit Donna Elena allein speisen wolle, und so wurde im großen Saal nur für ihn und die Dame des Hauses ein Tisch gedeckt.

Als sie allein waren, brachte er das Gespräch darauf, daß sie doch nicht dauernd so leben könne, daß eine Frau nicht imstande sei, eine so große Verwaltung zu führen, daß die vornehmen Familien auch für ihre Erhaltung sorgen müßten, denn sie wären ja die eigentlichen Stützen des Königs.

Die hocherrötende Donna Elena merkte gar wohl, wohinaus der König wollte.

Sie hatte Don Enrique nur ein einziges Mal gesehen, bei dem Licht ihrer Laterne. Aber sie hatte früher schon manches von ihm gehört, und jetzt hatte die Dienerin immer von ihm geschwatzt. So war denn allerhand Traum und Vorstellung um sein Bild gerankt. Man würde unrecht tun, wenn man plump irgendeine Absicht, einen Gedanken annähme; aber es war doch so, daß sich die Gestalt Don Enriques immer vor ihre Augen schob, als der König seine Worte vorbrachte.

Sie erwiderte nichts auf die Fragen des Königs, sondern sie erzählte ihm unvermutet, Don Enrique, der durch ein Mißverständnis in Kampf mit ihrem verstorbenen Gatten geraten sei und ihn dabei getötet habe, sei in ihre Gegend gekommen; sie habe es für ihre Pflicht gehalten, ihn gefangenzunehmen, und bitte den König, daß er ihn vor sich kommen lasse, um ihn über seine Tat zu befragen.

Der König war zuerst verwundert und geärgert über das Abschweifen der Frau. Aber dann merkte er ihre Verlegenheit, ihr Erröten, und es durchblitzte ihn: Da ist ja der Eheherr schon gefunden! Er unterdrückte ein Lächeln und befahl, daß ihm der Gefangene sofort vorgeführt werde.

Don Enrique kam. Donna Elena saß blutübergossen dem König gegenüber und stocherte mit der Gabel auf ihrem Teller herum. Auch Don Enrique wurde rot bis an die Schläfen.

Der König stand auf, und eine eigene Rührung über die beiden jungen Leute überkam ihn. Er sagte: ‚Don Enrique hat jugendliche Torheiten begangen, die ein Unglück zur Folge hatten. Ich habe ihm längst verziehen. Nun befehle ich Euch, Donna Elena, daß auch Ihr ihm seine Tat verzeiht, die er nicht mit Absicht und Überlegung getan hat. Und als Euer Lehnsherr, der berechtigt ist, über Eure Hand zu verfügen, damit Eure Güter Diener für mich erhalten, gebe ich Euch dem Don Enrique als Gattin.' Er nahm ihre Hand, die sie ihm willenlos ließ, und legte sie in die Hand Don Enriques, der ihn mit runden Augen groß ansah."

Die Erzählung war beendet, und der Graf schwieg eine Weile. Ich sah auf das Familienbild, auf die blühende Frau mit den gesunden und heiteren Kindern, auf den stattlichen Mann.

„Ja, eine große Familie wurde es", sagte der Graf. „Jedem der Kinder fiel aus dem großen Besitz ein Erbe zu, und das Blut der beiden könnte heute in hundert, ja in tausend vornehmen Männern und Frauen pulsen. Anderthalb Jahrhunderte sind es her, daß die beiden ihren Ehebund schlossen und der Älteste geboren wurde, dessen letzter Sproß ich bin. Ich bin der letzte; und von keinem der andern Kinder leben heute noch Nachkommen.

Wenn ich sterbe, dann wird das, was hier von meinen Vorfahren her noch vereint ist, in alle Richtungen zerstreut werden. Dieses Bild wird dann wohl nach Madrid in das Museum kommen. Die Radierung nimmt man wahrscheinlich aus dem Rahmen und vergleicht sie mit dem Stück, das man in der Kupferstichsammlung hat; den besseren Abdruck behält man, und der andere wird verkauft und kommt in den Handel. Vielleicht legt ihn ein Sammler in Nordamerika in seine Mappe. Um das große Bild herum aber stehen die Museumsdirektoren und Kunsthistoriker und geben ihr Urteil ab — ja, die Welt ist bürgerlich geworden. Auch Madrid ist ja jetzt eine Großstadt von heutiger Art mit neuen Stadtvierteln, Straßenbahnen, elektrischem Licht, und bald wird wohl auch Spanien seine Arbeiterregierung haben, und in Volkshochschulen wird man dem bildungshungrigen Proletariat mitteilen, daß Goya ein großer Maler gewesen ist."

Urania

Von Wilhelm Schäfer

Als die Serapionsbrüder des Kammergerichtsrats Hoffmann wieder einmal in ihrer Weinstube saßen, es ging aber zum Ende des Monats, und ihr Dasein war stark in der Kreide, kam von der Straße ein ältlicher Herr, der mit dem rechten Fuß hinkte und sich darum bei jedem linken Schritt in die Brust warf, sonst aber in seinem Rotweingesicht keinen Trübsinn zur Schau trug. Er schien gar nicht zu wissen, in was für einen höllischen Winkel ihn der nasse Oktoberwind wehte; wie einer sich, zu den Seinigen heimkommend, kurzweg an den Tisch setzt, nahm er den Stuhl ein, den der geschäftigte Hitzig gerade verlassen hatte, weil ihn ein Brief aus Breslau abrief. So sahen die Brüder in ihrer Runde ganz unvermutet einen Neuling dasitzen, der fröhlichen Auges die kleine Gesellschaft abmusterte und nur sein Genick steifte, als er den spähenden Vogelblick des Kammergerichtsrats an seiner Weste gleichsam die Knöpfe abzählen sah. Er hielt, seiner Tadellosigkeit sicher, den Blick aus, bestellte mit allem Umstand seiner gepflegten Natur einen Roten, prüfte die Wärme und kostete erst mit rollender Zunge, bevor er den ersten befriedigenden Schluck nahm.

Der aber so ohne Ahnung seiner Gesellschaft, und trotz ihrer erstaunten Gesichter der eignen Würde gewiß, mit den Serapionsbrüdern am neunten Oktober zu Tisch saß, war kein Geringerer als der Bürgermeister von Oranienburg an der Havel, der am selben Abend seinen Geburtstag zu feiern gedachte und diese Dienstreise nach Berlin mit Vorbedacht eingelegt hatte, seine Junggesellenschaft ein höheres Dasein schmecken zu lassen als den Honoratiorentisch seiner Kleinbürgerstadt. Weder von seiner Würde noch von

solchen Absichten wußten die Serapionsbrüder vorläufig das geringste. Sie sahen nur einen Landbürger an ihrem Tisch einen roteren Tropfen trinken, als sie ihn selber in ihren untätigen Gläsern dahatten. Aber sie gönnten jedem das Seine; und da ihnen andere Dinge am Herzen oder doch auf der Zunge lagen als dieses rasierte Rotweingesicht, fuhren sie bald wieder fort, mit boshaften Witzen und hartem Gelächter, mit höhnischen Seufzern und wehmütigen Augenaufschlägen die gewohnte Fuchsjagd zu machen. Nur dem Kammergerichtsrat schien eine gallige Laune an der Leber zu hacken. Wie ein struppiger Geier saß er mit seinem Vogelgesicht da, und wenn er sich über den wirren Kopf strich, wobei er den langen Hals reckte, fielen die weißen Zipfel an seinem Hemdkragen auseinander, als ob es wirklich zwei Halsfedern wären.

Von all ihren Gesprächen verstand der Mann aus Oranienburg nur einzelne Sätze, die anscheinend bei diesen Herren einen andern Sinn hatten als sonst in der vernünftigen Welt. Es kam ihm recht albern vor, wie sie den Worten die Hälse verdrehten und bei den verrücktesten Dingen großmächtig die Arme verschränkten. Aber es fiel ihm doch auf, daß von den Tischen am Fenster und sonst in den Ecken, wo die andern Gäste gleichsam als Abfall der Tafelrunde dasaßen, neugierige Blicke und horchende Ohren an seinen Herren etwas Besonderes fanden. Und wo sich etwa ein Glas hob, einen von ihnen mit einem Schluck zu begrüßen, war fast ein wenig Ehrfurcht dabei. Bald begann den Bürgermeister die Neugierde zu kitzeln, bei wem er dasäße, vielleicht aus höhern Kreisen? So spitzte er selber die Ohren und sandte die Augen rundum im Gefühl besonderer Dinge. Vor allem der mit dem Vogelgesicht reizte ihn sehr, der, aller Gegenwart scheinbar abwesend, mit hohlen Blicken dasaß; und danach der mit dem blanken Schädel daneben, der um so emsiger zuhörte, doch selber kein Wort sprach, auch nie eine Miene verzog, wie wenn dies alles nicht an seine Gelassenheit rührte. Irgendwie kam es dem Mann aus Oranienburg vor, als ob die andern nur Spaßmacher wären für diese beiden. Und weil er selber als

Bürgermeister zu fragen nicht ungewohnt war, legte er schließlich seinem Nachbar zur Linken leise die Hand auf den Arm, indessen sein Finger unter der Tischkante gegen den Geierkopf zeigte: ob es erlaubt sei, zu fragen, wer dieser Herr wäre?

Der Nachbar hatte gerade die Hände breit auf den Tisch gelegt, sich herzhaft auszulachen und die Tränen standen ihm noch in den verkniffenen Augen, als er sich artig ihm zuwandte: Das eben sei der Herr Ernst Theodor Amadeus!

Mit dieser Vornamenfülle war aber dem Bürgermeister wenig gedient; er hörte über die Wichtigkeit in dem Flüsterton fort, drehte die Augen noch weiter nach links und fragte, als ob nach dem Nebenbei nun die Hauptsache käme, mit gerunzelter Stirn nach dem Mann mit dem blanken Schädel.

„Der andre ist Tieck!" sagte der Nachbar. Und weil ihm einer gerade den Rest aus der Flasche in sein längst leeres Glas schenkte, schob er den Arm fort, mit Andacht den letzten Tropfen zu trinken. So sah er nicht, daß dem Frager der Mund offen blieb vor Ehrfurcht und Staunen. Der Bürgermeister von Oranienburg konnte nicht wissen, daß dieser Tieck gar nicht Ludwig, der Dichter, sondern Friedrich, sein Bruder, der Bildhauer, war. Außerdem hatte er Tiedge verstanden, und das war freilich ein Name, der seinem Glück das Spundloch aufschlug. Denn Tiedge mit seiner „Urania" war seiner Bildung der ragende Gipfel. Er achtete sonst das Poetenvolk nicht, und er hatte das Buch nur gekauft, weil er in dem Namen Urania ein Geheimnis seiner Stadt Oranienburg suchte. Und ob er darin getäuscht war, so viel Weisheit in so schönen Worten beisammen gedruckt, hatte er nicht für möglich gehalten. Und wie es so geht, in den Jahren, da er das Buch fast auswendig lernte, mit seinen Versen manche Rede bestickend, irgendwie war ihm das U und das O in dem Namen einfältig geworden, so daß er nicht von der Urania sprach, ohne sich selber als ihren Bürgermeister zu fühlen, und nicht von Oranienburg, ohne in einer besondern Sphäre der Bildung zu sein.

Und nun war ihm das Gefühl widerfahren, den Dichter so schöner Worte, das Füllhorn all seiner Weisheit leibhaftig zu sehen. Die Augen wurden ihm feucht, und fast hätte er unter dem Tisch die Hände gefaltet über solch ein Geburtstagsgeschenk. Ja, er pries mit innigen Worten, die ihm inwendig wie Perlenschnüre abrollten, die Fügung, daß er der innern Stimme so beharrlich gefolgt war. So mußte der Dichter aussehen! dachte er dann und legte nachdenklich die flache Hand auf den Tisch, so daß der Geier den Kopf hob: Dieser gewaltige Schädel! Diese versonnenen Augen! Dieser apollinische Mund! Und weil ihm bei diesem Wort eine Erinnerung kam, hob er sein Glas und trank es mit einem innigen Blick auf den Dichter leer bis auf den Grund.

Darüber geschah es, daß der Bürgermeister von Oranienburg sich seiner selbst schämte, und diese ihm peinliche Scham begann mit dem Schrecken, daß er das Glas seines Dichters schon lange leer sah, indessen er selber den bräunlichen Rotwein genoß. Das sollte nicht sein, klagte die innere Stimme, und er hörte ihr leidmütig zu, daß der Dichter im Leeren dasitzt, indessen wir Bürger die Fülle haben! Und weil er gewohnt war, für seine Bürger zu denken, ging sein Entschluß sogleich in die Vorsehung ein: Ich muß seinen Stolz schonen! sagte er fest und fing mit sich selber ein rasches Zwiegespräch an; und ob er die Köpfe rasch zählte und einer Bowle den Vorzug gab unter so vielen, war das kein geringer Bedacht, nur die Vernunft, der Stunde würdig zu sein.

Und so säumte er nicht: kurz und bestimmt, wie er seines Amtes als Meister der Bürger zu walten gewohnt und geübt war, zog er den Rock glatt, einen Gang aus der Stube zu tun. Sie werden mich anders vermuten! dachte er schmunzelnd, als er sich draußen im Flur gleich nach links zur Anrichte wandte, den Wirt vertraulich zu sprechen. Der hatte Verständnis, wie er es brauchte; nicht länger, als die Vermutung Zeit nötig hatte, und alles war war schon nach seinen Wünschen geordnet. Der einzige, dachte er wieder, indem er den Stuhl nahm, sich leise nach

beiden Seiten verbeugend, der einzige, dem ich den Zufall dieser für mich so schönen Begegnung mißgönne, ist neben dem Dichter der Mann mit dem Vogelgesicht! Aber er soll — und nun war er mit seiner Würde ganz im reinen — mir keinen Augenblick mein schönes Geburtstagsfest stören! Mit einem vollen Blick sah er den lauernden Störenfried an.

Wie ein kleines Faß schwer und mit dem Löffel verheißungsvoll klirrend, kam die Bowle herein, vom Wirt mit Anstand selber getragen und mit einem höflichen Seufzer ob ihrer Schwere, auch einem diskreten Blick gegen den Spender, den Serapionsbrüdern vor ihre schnuppernden Nasen gestellt. „Sie muß noch ziehen", sagte der Wirt und sah in die Runde, als kenne er keinen Besteller, rührte noch einmal vorsichtig um und ließ die Hand von dem Löffel, sich siegesgewiß zu empfehlen.

Es war still in der Stube geworden. Von den Tischen am Fenster und sonst in den Ecken sah erstaunende Ehrfurcht den dicken Porzellanbauch im Kerzenlicht blinken. Und erst als der Aufwärter kam mit der klirrenden Platte voll Gläser, jedem pfiffig zunickend, als er die halbvolle Flasche des Bürgermeisters mit einer tiefen Verbeugung abräumte, die einzige Leere der andern nur raffend, fing ein Verständnis an, in den höflich abwartenden Augen zu lächeln. Nur der Kammergerichtsrat hatte die Arme verschränkt, aber die Nüstern blähten sich leise, und wie einen schwarzen Strahl fühlte der Bürgermeister die unheimlichen Augen zum drittenmal auf sich gerichtet. Aber kurz und bestimmt, wie er seines Amtes zu walten gewohnt und geübt war, stand er zum andernmal auf, sich wiederum höflich nach beiden Seiten verbeugend, und fing — noch einmal mit raschem Blick zählend — in froher Gemessenheit an, die Gläser zu füllen.

Das letzte war voll, alle vortrefflich gemessen, und der Löffel lag wieder still in die Bowle versenkt — irgendwo knarrte ein Stuhlbein vergebens, den Bann der Erwartung zu brechen —, als der seltsame Spender sein Glas nahm

und mit Respekt über den kurzen Fuß auf sein linkes Standbein zurücktrat: „Meine Herren", sagte er schlicht und verbeugte sich wieder, als wollte er eine Rede beginnen; aber er fand nur noch ein einziges Wort, gegen den Dichter gleichsam hinkniend, weil er auf seinen kurzen Fuß vortrat, dem stillen Mann mit dem leuchtenden Schädel sein Glas einen Schritt näherzubringen: „Urania!" sagte er nur und ließ das U und das O in einem erklingen; und als sie ihn alle noch schweigend anstarrten, weil keiner das Rätsel begriff — sie spüren die Ehrfurcht, dachte er stolz und beglückt —, schwang er sein Glas in einem zierlichen Bogen, die ganze Runde zu grüßen, trat vor den Meister, ihm tief ins versonnene Auge zu blicken, und trank sein Glas mit Innigkeit leer bis auf den Grund.

Solange war um sein seltsames Tun eine lächelnde Stille gewesen, weil niemand den komischen Herrn und seine Verzückung verstand. Jetzt fuhr ein pfeifender Laut in das Zimmer. Wie die Katze auf eine Maus springt, hatte der Kammergerichtsrat sein Glas in der Hand, und die andern standen ihm bei wie auf der Mensur, nur der vermeintliche Dichter blieb sitzen, weil ihm der Kammergerichtsrat die Krallenhand auf den blanken Kopf legte: „Wir wüßten die Ehre höher zu schätzen," sagte er dünn und war aus einem Geier leibhaftig ein Kater geworden, der gebuckelt und schnurrend dastand, „wenn wir Uranias Auftrag wüßten!"

Vor dem höhnischen Mann zerbrach dem Spender das Wort und die Würde. „Der Bürgermeister von Oranienburg bittet die Herren," sagte er rauh, „mit ihm seinen Geburtstag zu feiern!" Er ließ das O und das U noch einmal einfältig klingen, er senkte zum andernmal sein leeres Glas gegen den Dichter, der seine Gelassenheit unter der Kralle des Kammergerichtsrates in einem hämischen Grinsen verlor, er schwenkte noch einmal den zierlichen Bogen gegen die Runde, aber das Echo, das er sich träumte, blieb aus. Als ob ein Unheil die Männer erstarrte, standen sie da mit vollen Gläsern und grübelnden Stirnen. Sollte der Neid, so fuhr ein letzter Gedanke dem

Bürgermeister durch sein Gehirn, mir meine Stunde zerstören? Dann übermannte auch ihn die Erstarrung.

Nur der Kammergerichtsrat ließ wieder den pfeifenden Laut hören, die Katze hatte die Maus: „Urania!" sagte auch er und senkte sein Glas gegen den Dichter, indem er die Hand von seinem Kopfe ließ: „Urania!" dann und schwenkte den zierlichen Bogen, mit gellendem Hohn die Runde zu grüßen; aber dann brach ihm der Spott in Innigkeit um, als ob nun auch ihn der seltsame Zauber des Wortes befiele: „Urania" sagte er still und trank sein Glas leer bis auf den Grund.

So hatten die stummen Serapionsbrüder zwei Verzückte statt einen, und die Bowle stand auf dem Tisch, im Kerzenlicht blinkend zu einer Feier, die keiner verstand. Einige hatten zu lachen versucht und andre die Köpfe geschüttelt. Nur der vermeintliche Dichter saß ganz ohne Gelassenheit da: „Daß der Teufel dem Tiedge seine papierne Urania hole!" sagte er wild und hieb sein Glas auf den Tisch, daß der Wein spritzte. Der Bürgermeister von Oranienburg fühlte seine Geburtstagsfeier in Hohn und Beschämung versinken; aber auch er wußte nicht mehr als die andern, bis der Kammergerichtsrat zum drittenmal aufstand.

„Liebe Serapionsbrüder," begann er und verwies einem Nachbarn zur Rechten den zornigen Lärm, „wenn die Götter sich einen Spaß machen wollen, schlüpfen sie listig in unsre Seelen. Wir denken das Beste zu tun, aber schon dreht ihre Tücke uns sanft das Genick um. Ein einziges Wort, tückisch verändert, hat es vermocht, daß wir mit dieser gesegneten Bowle zu ihrem Gelächter dasitzen! Als dieser Mann aus Oranienburg, dem die Götter den Spaß und wir die Bowle verdanken, unsern Freund Contessa beiläufig fragte, wer doch dieser Herr mit der Denkerstirn sei, hatten die Götter ihm auch schon die Schlinge gelegt. Wie kann man Tieck heißen, ohne der große Ludwig zu sein! Und wie kann man ein Dichter sein, ohne Tiedge zu heißen! Dessen Urania hat es dem Bürgermeister mehr angetan, will es mir scheinen, als unser Freund Tieck, der nur ein Bildhauer ist und dem wir dennoch die Bowle verdanken."

So weit hatte der Kammergerichtsrat mit Sanftmut gesprochen, als der vermeintliche Dichter aufstand und sein Glas gegen den Mann aus Oranienburg senkte: „Urania", sagte auch er und schwenkte sein Glas, mit dem Wort im zierlichen Bogen die Runde zu grüßen: „Urania", dann und trank sein Glas mit Gelassenheit leer bis auf den Grund. Da brach der Lärm aus Serapion los, und die vielerfahrenen Wände der Weinstube hielten kaum das Jubelgeschrei aus, das den todblassen Bürgermeister umtoste.

Aber der Kammergerichtsrat blieb als Kapellmeister in dem Höllenlärm stehen: „Ruhe, Serapionsbrüder!" rief er und hob den Löffel als Taktstock. Und als sie darüber von neuem losbrachen, ließ er sie tosen, um danach weiter zu sprechen: „Da habt ihr nun, Freunde, gesehen, was unsre Unsterblichkeit heißt! Wir holen die Engel und Teufel aus unserer Seele herauf, Musik, Worte, Bilder und Steine daraus für die Menschheit zu bilden; wir stellen sie stolz vor das Publikum hin und machen den Leuten noch unsre Verbeugung dazu, wenn sie klatschen. Aber die Leute — dies, meine Freunde, wollen wir nicht mehr vergessen — hören Oranienburg, wenn wir Urania sagen! Denn die Leute sind Bürger und haben den Werkeltag ihrer Geschäfte, indessen wir durch das Stoppelfeld unsrer Windvögel springen. Wenn sie am Sonntag die gute Stube der Bildung aufmachen, sehen wir durch die Fenster hinein; aber wir müssen artig die Mützen abnehmen.

Einmal — ihr Freunde wißt es wie ich — schwebte der Geist über den Wassern, aber nun schwimmt er dem Bürger auf der Suppe, und die Fettaugen sind wir, meine Freunde! Dem Bürger zu schmecken ist unser Zweck, darum müssen wir sanft sein wie Mandelöl, wohlriechend wie Majoran, süß wie Feigen und Sahne. Denn nicht Nahrung sind wir, nur das Gewürz für die Suppen und Soßen, Braten und Schaumspeisen, wie sie das Leckermaul liebt. Wollten wir selber die Speise vorstellen, würden sie spucken und niesen und bauchübel werden. Darum, meine Freunde, hat uns der Tiedge in seine Pastete getan: die Hefe der Weisheit, die Milch der sanften Gefühle, Rosinen

und Mandeln in nahrhaften Mehlteig gerührt und alles im Fett der edlen Gesinnung gebacken. Urania hat er die braune Pastete geheißen, und dieser Mann aus Oranienburg sagt euch, wie schmackhaft sie ist!

Urania aber war jene Muse, die der Kunst den Sternhimmel brachte. Und dieser Sternhimmel ist — vergeßt das nicht, meine Freunde — das einzige Sinnbild der Ewigkeit, das auch der Bürger erblickt. Laßt ihm, ich bitte euch sehr, das braune Gebäck! Denn seht, er kann ja nur essen; was soll ihm der Himmel, den er nicht verdaut! Wir zwar, wir können trinken, und manches Mal waren wir trunken in seiner unendlichen Tiefe. Dann konnten wir fliegen, wie die dunkeln Nachtfalter tun, und die Sternbilder waren die Blüten der Welt, mit unsern Rüsseln daraus das Gericht und Gewürz unsrer einzigen Nahrung zu saugen. Nun seht: hier bringt Urania uns wieder, was wir ihr raubten. Dem Bürger die braune Pastete, uns aber die liebliche Bowle hat der brave Tiedge in ihrem Namen bereitet. Riecht doch hinein in den Topf! Birgt er nicht mehr wie nur Getränk für den Magen? Ist er nicht Geist? Hat sich die braune Pastete nicht herrlich verwandelt? Und ist es kein Sendling des ewigen Rings, uns wiederzubringen, was die Urania in einer Pastete gebacken ihm nach Oranienburg brachte? Denkt an den tückischen Gott, der in die Seele von diesem redlichen Mann hier geschlüpft ist, und dankt ihm, indem ihr fröhlich mit ihm seinen Geburtstag zu feiern beginnt! Hebt euer Glas und senkt es mit mir vor dem Spender: Urania lebe! Und schwenkt es mit mir in der Runde, darin nun Urania weilt, und leert es bis auf den Grund auf diesen Herrn Bürgermeister, der Uranias Sendling aus Oranienburg ist!"

So sprach der Kammergerichtsrat und hatte den Löffel längst in die Bowle gesenkt; so taten dankbar die Serapionsbrüder mit ihm. Und die von den Fenstern und aus den Ecken traten herzu und senkten die Gläser und schwenkten sie zierlich, die Runde zu grüßen, und tranken sie leer bis auf den Grund. Dem aber die Ehre geschah, er hatte den Spott und die Preisung gehört wie das U und das O,

und alles war ihm aus Wirrsal in Einfalt verklungen. Ihm lief eine Träne mit in sein Glas, welch eine Ehrung Urania ihm auf den Geburtstagstisch legte: Wenn die in Oranienburg wüßten! dachte er stolz und trat auf sein Standbein zurück und neigte sich höflich nach links und rechts, bevor er sich setzte.

Das Amulett

Von Jakob Wassermann

Wunderbar, daß ein Leben nicht erlischt wie eine Flamme ohne Nahrung, wenn es nichts enthält als Not und Mühe, keine Freuden darbietet, kein Ausruhen erlaubt, keine Schönheit und fast auch keine Hoffnung hat. Der Mensch ist ein geduldiges und zu leiden fähiges Geschöpf und was er trägt, geht oft über das Maß der Kraft hinaus, mit der ihn die Natur ausgestattet hat. Und viele tragen es und murren nicht einmal; wissen sie von andern Losen nicht oder sind sie voll von ihrer Bestimmung, daß ihr Herz von jedem Aufruhr frei bleibt und sie sich mit schweigender Gelassenheit in das dunkel Unabänderliche fügen? Diesen Gang zum Grabe hin, zum Tode hin, dessen Sinn sie nicht fassen, so wie ihnen der Sinn ihres armen Daseins verborgen ist?

Christine Schierling war aufgewachsen in schmutzigen Großstadtgassen, hatte Vater und Mutter nie gekannt. Erst war sie in einem Waisenhaus gewesen, dann hatte sie der Vormund zu sich genommen, dann war der Vormund gestorben, dann hatte sie Dienst tun müssen bei einem Verwalter. Wasser schleppen, Wäsche waschen, Feuer anzünden, Kinder warten, Stuben scheuern, das war ihr Geschäft vom frühen Morgen bis in die späte Nacht.

Wer könnte alle die Häuser nennen, wo sie arbeitete, alle die Familien, deren Brot sie aß, alle die Treppen zählen, die sie auf- und abgerannt, alle die Schimpfreden, mit denen sie von ihren Herrinnen bedacht wurde. Sie wechselte häufig den Platz, nicht der Drangsal wegen, der konnte sie nirgends entgehen, sondern weil ihr von Zeit zu Zeit doch der Gedanke kam, sie könnte ihre Lage verbessern.

Dies erwies sich aber als eine trügerische Hoffnung. Die

Großbürgerin mißtraut einer Magd, die beim Kleinbürger war, und so mußte sie immer wieder bei den geringen Leuten Unterschlupf suchen. Bisweilen waren es gute Leute, bisweilen schlechte, je nachdem. Bisweilen blieb man ihr den Lohn schuldig, bisweilen mußte sie hungern. Dort waren Kinder, die sie quälten und boshaft verfolgten, dort Aftermieter, die unverschämt wurden, wenn sie am Abend nach Hause kamen. Da war die Frau krank, dort war sie eine Megäre, der man nichts recht machen konnte; da war der Mann ein Saufbold, da betrog er seine Ehehälfte mit andern Weibern, und es gab beständig Zank und Streit.

Ihr waren alle Arten von Menschen bekannt und alle Arten des Zusammenlebens von Menschen. Sie kannte die verschämte Armut, die träg ist, und die fleißige, die jedem Angriff des Schicksals trotzt. Sie hatte Liebe gesehen unter erbärmlichen Trümmern ehemaligen Glücks, und Haß, der jeden Lufthauch verpestet, den Haß zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Weib, zwischen Bruder und Schwester. Sie kannte die Sprache des Neids, das Gift der Verleumdung, die Raserei der Verzweiflung, die Stummheit der Melancholie und die Schauder, die das Verbrechen umgeben.

Sie war bei einem Zuckerbäcker gewesen, bei einem Schuhmacher, bei einer Kupplerin, bei einem verkrachten Fabrikanten, bei einer Hebamme, bei einer Trafikantin, bei einem Branntweinschänker. In manchen Träumen erschienen ihr die Häuser, in denen sie geweilt hatte, aber nicht eines ums andere, oder jetzt dieses, dann jenes, sondern alle auf einmal, in einer alpdruckhaften Verklammerung, Bienenzellen gleich. Da sah sie endlos viele Stiegen und endlos viele Türen. Es herrschte Geruch von Betten, von Fett und von schlechtem Kaffee. Beständig war Lärm, überall war Lärm. Singen, Pfeifen, Hämmern, Schreien und Lachen; Säuglingsgewimmer und Hundegebell, Poltern und Schaufeln, Fluchen und Stöhnen. Und alles war ohne Sonne und ohne Himmel.

In einem Bett hatte sie selten geschlafen, meist auf einem Strohsack oder einer Matratze neben dem Herd. Da kroch

Ungeziefer über ihre Hände und das Gesicht, sobald es finster war. Einen Raum für sich hatte sie nur bei dem Fabrikanten gehabt, aber das war ein elender Verschlag in der Mansarde gewesen, wo der Wind hereinblies und in kalten Nächten das Herz im Leibe fror.

Zwischen ihrem zwanzigsten und einundzwanzigsten Lebensjahr hatte sie bei einem Major gedient. Er wurde Herr Major genannt, in Wirklichkeit war er ein heruntergekommener alter Mann, der sich durch kleine Agenturgeschäfte ernährte und außerdem eine kümmerliche Pension genoß. Solang er gesund war, hörte sie kein freundliches Wort von ihm; als er aber krank wurde und Christine ihn pflegen mußte, wurde er kleinlaut, und wenn sie fortging, jammerte er um sie, bis sie wiederkam. Christine hörte seine Klagen an und sah, daß es mit ihm zu Ende ging. Als er seinen Tod nahe fühlte, rief er das Mädchen an sein Bett und sagte zu ihr: „Gott lohne dir, was du an mir getan hast. Ich kann's nicht. Damit du aber nicht ganz leer von meinem Sterbebette gehst, will ich dir das Amulett schenken, das mir meine selige Mutter umgehängt hat, als ich in den Krieg gegen die Italiener zog. Vielleicht bringt es dir mehr Glück als mir." Bei diesen Worten griff er unter sein wollenes Hemd, öffnete den Verschluß eines Stahlkettchens und brachte eine Münze zum Vorschein, die an dem Kettchen hing. Sie war so groß wie ein Guldenstück und hatte eine grünspänige Farbe. Christine bedankte sich. Gleich danach hauchte der Major seinen letzten Seufzer aus.

* * *

Seitdem trug sie die Münze beständig auf ihrer Brust.

Zehn Jahre später erreichte sie endlich eine höhere Staffel des sozialen Lebens; sie trat bei einem jüdischen Ehepaar in Dienst. Der Mann hieß Simon Laubeseder, war ursprünglich Hausierer gewesen, dann hatte er es zu einem Kleiderladen in der äußersten Vorstadt gebracht, wo er die Fabrikarbeiter mit billigen Anzügen versorgte, und vor kurzem hatte er in der Stiftgasse ein Geschäft errichtet, das sich Warenhaus zum Kaiser von Österreich nannte. Die

Leute waren kinderlos, es gab nicht übermäßig viel Arbeit bei ihnen, auch waren es ruhige Menschen, und Christine erfuhr von ihnen eine anständige Behandlung. Aber das Wichtigste war, daß sie ihre eigene Kammer erhielt.

Sie schmückte die kahlen Wände mit Illustrationen aus Zeitschriften; da hing der Kronprinz Rudolph, der Fürst Bismarck mit dem Reichshund Tyras und eine Darstellung der Seeschlacht bei Trafalgar; die Bilder waren mit Nägeln befestigt, und zwischen Wand und Papier ragten kleine Tannenreiser und vergilbte Blumen heraus. Über dem Bett hing die Photographie des Majors; sie zeigte ihn als jungen Leutnant und war ebenfalls mit Blattwerk umkränzt. Ein hochbeiniges Tischchen war mit einem Linnen bedeckt, und darauf lagen, liebevoll geordnet, allerlei Andenken und Geschenke aus früherer Zeit, ein Pfirsich aus Wachs, ein Fingerhut in einem rotseidenen Behälter, ein Porzellanzwerg, der unter einem Pilz kauerte, ein Gebetbuch mit goldenem Kreuz und eine Kette gelber Glasperlen.

Zuweilen, wenn sie aus dem Haus ging, um Einkäufe zu machen, begegnete sie im Flur oder auf der Stiege einem Soldaten, einem Korporal von den Deutschmeistern. Er hatte einen schwarzen aufgedrehten Schnurrbart, dicke Lippen, ein gutrasiertes rundes Kinn und munter glänzende Augen. Als sie ihn das zweite Mal sah, salutierte er, beim dritten Mal lachte er sie an, beim vierten Mal begann er ein Gespräch, und sie erfuhr, daß er seine Schwester besuchte, die in dem Haus wohnte und mit dem Schwerfuhrwerksbesitzer Grieshacker verheiratet war. Er hieß Kalixtus Zoff, hatte sich bei der Truppe aktivieren lassen und hoffte, es bald zum Feldwebel zu bringen.

Nach und nach wurde Christine zutraulich, und sie verabredeten für einen Sonntag einen gemeinsamen Spaziergang. Sie fuhren nach Sievering, gingen durch den Frühlingswald nach Weidling und kehrten bei anbrechender Dunkelheit zu Fuß in die Stadt zurück. Der Korporal hatte sich mit seiner Schwester und deren Mann verabredet, sie traten in ein kleines Wirtshaus und nahmen an einem

Tisch Platz, an dem schon acht oder zehn Personen saßen. Christine kannte Frau Grieshacker vom Sehen, sie setzte sich neben sie und grüßte schüchtern. Der Korporal führte bald das große Wort und geriet mit Grieshacker in einen hitzigen Streit darüber, ob der Salzburger Schnellzug in der Station Neulengbach hielt oder nicht.

Auf dem Nachhauseweg ging Kalixtus Zoff mit Christine Arm in Arm, und unter dem Schutz der Dunkelheit nahm er sich einige täppische Zärtlichkeiten heraus. Christine aber war müde, denn es war die erste stundenlange Wanderung, die sie seit vielen Jahren gemacht hatte. Die Augen fielen ihr schon unterm Tor zu, und als der Korporal zum Abschied einen Kuß verlangte, gehorchte sie, ohne sich dabei was zu denken, und küßte ihn auf die dicken Lippen, so daß der Schnurrbart sie unter der Nase kitzelte. Frau Grieshacker lachte, der Schwerfuhrwerker pfiff bedeutungsvoll.

Lange Zeit ging Christine mit dem Korporal, ohne daß sie seine Geliebte war. Er steuerte natürlich auf dieses Ziel los; sie widerstand, nicht weil sie Angst gehabt hätte oder irgendwelchen Preis auf ihre Hingabe setzte, sondern weil sie nach dem, was ihm so begehrenswert schien, nur geringes Verlangen hegte.

Kalixtus Zoff ärgerte sich; er sagte, sie halte ihm zum besten, und drohte, die Freundschaft abzubrechen. Doch kam er immer wieder, jedesmal mit neuen Angriffswaffen. Er prahlte mit seiner Männlichkeit, deutete geheime Vorzüge an, die er besaß, und sprach verächtlich von andern, die nur so aussähen, als ob sie ganze Kerle wären. Wenn dann Christine versicherte, sie glaube ihm, und trotzdem unempfindlich blieb, wurde er rabiat, legte die rechte Hand auf die Rockbrust, die linke an den Griff des Seitengewehrs und schwor, sie müsse die Seine werden, oder er werde sich und sie erschießen.

Sie zeigte viel Ruhe, wenn er tobte; das imponierte ihm. Es hatte sich in ihm die Meinung gebildet, ihre Hartnäckigkeit sei auf ihre früheren Erlebnisse im Verkehr mit Männern zurückzuführen, und er tat, was ihm möglich

war, um sie zu überzeugen, daß er für seine Person eine Ausnahme von der Regel sei. Groß war daher sein Erstaunen, als er seinen Irrtum einsehen mußte und erfuhr, daß es sich mit ihrer Vergangenheit ganz anders verhielt.

Es war an einem Sommerabend, und sie gingen vom Kahlenberg durch das Hügelgelände gegen Nußdorf zu. Vor ihnen und hinter ihnen gingen Liebespaare; manche sangen, manche flüsterten, und zuweilen verschwand eines seitab vom Wege. Aus dem Wald, vom Rand der Weinberge und aus den zahlreichen Schenken tönten die Stimmen sonntäglich sorglosen Volkes. Der Mond stieg über der Stadt empor, die Luft war schwül. Da geriet Christine langsam ins Erzählen, ihre Zunge löste sich, ihre dumpfen Sinne entwandten sich einer Fessel, die seit der Kindheit nicht von ihr gewichen war, sie erzählte von ihrem Leben, und wo sie überall gewesen, und wie schwer sie es gehabt. Kalixtus Zoff hörte zuerst mit gutmütiger Herablassung zu, als aber das, worauf er wartete, immer noch nicht kommen wollte, entschloß er sich, seiner Ungeduld und ihrer Vergeßlichkeit durch eine derbe Frage zu helfen. Sie antwortete kopfschüttelnd, mit derlei habe sie sich niemals abgegeben. Er stutzte, blieb stehen und schaute sie mit offenem Mund an, denn der Gedanke an eine solche Möglichkeit war ihm nicht bloß neu, sondern im ersten Augenblick auch unbegreiflich; so unbegreiflich, daß er sich mit einer geringschätzigen Gebärde dagegen sträubte und nur die dunkle Traurigkeit ihres Wesens und ihrer Stimme ihn verhinderte, seine Zweifel energisch zu äußern.

Sie wieder begriff seine Ueberraschung nicht, da sie doch das Bewußtsein hatte, weder je gelogen noch sich verstellt zu haben. „Ach ja," fuhr sie fort, „man sieht gar manches, mehr als einem lieb ist, und die Lust vergeht einem."

Daran lag es bei ihr, am Zuvielsehen; und das Ach war beredt genug. Wo sie gewesen, waren die Wände dünn, die Riegel rostig, und keiner schämte sich vor dem andern; Heiliges wurde grobe Notdurft, Zartestes grausamer Zwang. Wenn sie sich umschlungen hielten, wie elend waren sie da noch, wenn eine Nacht sie über das Gemeine

hob, wie freudlos waren sie schon in der nächsten. Hochzeit war wie Tod, fielen die Schleier; Geburt ein Grauen. Ums Geld haderte, am Geld klebte, am Geld verdarb alles; ohne Geld war Hunger, Entsetzen, Verzweiflung und Mord. Einmal war neben der Küche, wo sie schlief, eine Prostituierte erstochen worden, die sich hundert Kronen zusammengespart hatte. Christine hatte das Gesicht der Getöteten gesehen; so viel Liebesvorrat konnte in keinem Menschen sein, daß nach diesem Anblick Hoffnung, unschuldige Erwartung, heimlicher Glaube hätte lebendig bleiben können. Es war die aufgerissene Schwärze der Unterwelt, das unabwendbare Verhängnis selbst.

Auch dies erzählte Christine in ihrer einfachen Ausdrucksweise; und wie sie nachher vor Gericht hatte aussagen müssen und ihr die Zeugenschaft ihrer Herrin, der Kupplerin, verderblich geworden war. Da hatten sie eines Abends zwei Zuhälter auf einen Bauplatz gelockt und auf sie eingeschlagen, daß sie bis zur Mitternacht im Blut gelegen war.

Kalixtus Zoff war allmählich kleinlaut geworden. Er spürte die Wahrheit, ja noch mehr, er spürte, daß dieses Mädchen unwahr gar nicht sein konnte. Es befiel ihn eine Ahnung, daß sie so hoch über ihm stand, wie er bisher gewähnt hatte, über ihr zu stehen, und es wurde ihm ein wenig bange inmitten seiner soldatischen Größe und Gewalt.

Sein Schweigen rührte Christine, denn sie erriet den Grund. „Ich möchte noch nicht heimgehen," bat sie plötzlich und schaute sich um. Sie waren im Eifer der Unterhaltung vom Hauptweg abgekommen, und es war nun ganz einsam um sie. Der Mond war ins Gewölke geschlüpft, tief in der Donauebene blitzten dunstumflort die Lichter der Stadt; Christine ließ sich ins Gras nieder, Kalixtus setzte sich neben sie und fing an, leise und melodisch zu pfeifen. „Du kannst's aber gut," sagte Christine. — „Ja, das hab ich gut gelernt", erwiderte er und lehnte den Kopf an ihre Brust.

* *

*

Ungefähr bis gegen Weihnachten gelang es Christine, ihre Schwangerschaft zu verbergen. Als Frau Laubeseder merkte, wie es mit ihr stand, nahm sie sie ins Gebet, aber Christine blieb eigentümlich verstockt. Sie gab zu, was nicht geleugnet werden konnte, sonst aber war wenig aus ihr herauszubringen. Wohin sie gehen wollte, wenn ihre Stunde kam, wußte sie nicht, und gutgemeinten Rat wies sie ab.

Die Leute im Haus und auf der Gasse betrachteten sie neugierig; in manchen Blicken las sie Mitleid, in manchen Hohn. Kalixtus Zoff war im Anfang ziemlich bestürzt gewesen, als ihm aber Christine weder Vorwürfe machte, noch ein unglückliches Gesicht zeigte, noch Geld von ihm begehrte, verschwand seine Sorge, und er war Christine aufrichtig dankbar für ein Benehmen, das ihn sogar des Zwanges enthob, die Miene schlechten Gewissens zur Schau zu tragen.

In einer Nacht im März gebar Christine einen Knaben. Am Abend, als sie die ersten Schmerzen gespürt, war sie zu einer Hebamme in der Nachbarschaft gegangen, mit der sie sich ein paar Tage vorher schon verständigt hatte. Gleich als sie kam, mußte sie fünfzehn Kronen erlegen, dann durfte sie dableiben, und das Weib richtete ihr ein Lager her.

Vier Tage war sie bettlägrig, dann sagte die Hebamme, daß sie nun wieder gesund sei und aufstehen könne. Sie stand auf, fühlte sich aber noch recht matt. Den Säugling mußte sie einstweilen bei der Frau lassen; am Sonntag sollte sie herüberkommen, und dann würde man Rat halten, was mit dem Kind zu geschehen habe. „Wie wirds denn heißen?" fragte die Hebamme. Christine erwiderte, es solle Joseph heißen.

Durch die Vermittlung der Hebamme wurde eine Frau in Erdberg ausfindig gemacht, die bereit war, das Kind gegen ein geringes Entgelt in Kost und Pflege zu nehmen. Die Hebamme brachte es selbst hin, und am Sonntag darauf ging Christine mit dem Korporal nach Erdberg, um sich zu vergewissern, ob das Kind in guten Händen sei. Die

Frau, die es hatte, war eine Wäscherin, und sie gefiel Christine ganz und gar nicht. Sie hatte selber vier kleine Kinder, und die Wohnung war schmutzig und düster.

Zwei Tage später ging Christine wieder nach Erdberg. Ohne viel zu reden, forderte sie der Wäscherin das Kind ab und nahm es mit zu Laubeseders. Es schrie aber die ganze Nacht erbärmlich, Simon Laubeseder wurde im Schlaf gestört und verbot, daß der Säugling im Haus bleibe. Da mußte sich Christine nach einer andern Unterkunft umsehen; sie erinnerte sich von einem früheren Dienstplatz her einer Gärtnerswitwe, die ihr einige Freundlichkeiten erwiesen hatte, zu der ging sie hin, und die war auch willens, an dem Kind gegen eine mäßige Vergütung Mutterstelle zu vertreten. Es wurde getauft, das Gericht bestellte ihm einen Vormund, Kalixtus Zoff hätte Alimente zahlen müssen, hatte aber kein Geld, und so mußte Christine alles aufbringen.

Da die Gärtnerswitwe nicht weit wohnte, lief sie häufig am Abend hin, um sich nach ihrem Joseph zu erkundigen. Dem Anschein und den Worten der Frau nach hatte sich das Kind über nichts zu beklagen, aber jedesmal, wenn Christine es sah, zog sich ihr Herz zusammen, denn es sah schlecht aus, hatte eine gelbe Haut und trübe Augen. Als ein Jahr verflossen war und das Kind zu kränkeln begann, gab sie es zu einer Butterhändlerin nach Hetzendorf, einer Frau Tomasek, und dort blieb es auch, denn sie war besser als ihre Vorgängerin und hatte ein wenig Liebe für das heimatlose Wesen.

* *
*

Nach wie vor führte der Korporal Christine jeden zweiten Sonntag aus, aber aufs Land gingen sie nur noch selten, trotzdem sich dies Christine am meisten wünschte, sondren sie statteten zuerst dem Joseph einen Besuch ab, und dann strebte Zoff zu einer Kneipe am Neubaugürtel, wo er gewöhnlich seinen Freund, den Friseur Polivka, traf.

Polivka und Zoff hatten sich in einer Tanzbude im Prater kennengelernt; es war noch nicht lange her. Sie hatten

sich um ein Mädel gezankt, wie Kalixtus ganz offen Christine erzählte; aber dann hatten sie gesehen, daß an dem Mädel nichts Besonderes war, da hatten sie Frieden geschlossen, waren zusammen weggegangen, und so, beim Schlendern in der Nacht, hatte jeder des andern Herz entdeckt.

Der Friseur Polivka lag dem Korporal beständig in den Ohren, er solle doch das Soldatenleben aufgeben, und das war der Grund, weshalb Christine, die den Mann anfangs nicht hatte leiden können, ihn allmählich mit günstigeren Augen betrachtete. Es wurde viel hin- und hergeredet über den Punkt; aber Kalixtus Zoff war der Stimme der Vernunft unzugänglich.

Er sagte, er sei nun einmal zum Soldaten geboren, er sei es mit Leib und Seele. Polivka, der unter seinen Bekannten für einen belesenen und gebildeten Kopf galt und sich auch demgemäß auszudrücken wußte, hielt ihm entgegen, daß, wie die Zeiten beschaffen wären, das Soldatsein bloß als eine müßige Spielerei angesehen werde, und daß ein Mann von Kalixtus Zoffs körperlichen und geistigen Gaben, hier zwinkerte Polivka der aufmerksam lauschenden Christine schlau zu, in jedem anderen Fach Erkleckliches leisten, ja sogar zur Wohlhabenheit gelangen könne.

„Das nutzt euch alles nichts," antwortete Kalixtus Zoff, „ich trag des Kaisers Rock, und dabei bleibt's. Und wenn der Kaiser nicht Soldaten brauchen täte, so hätt' er uns schon selber abgedankt. Warum soll ich mich die ganze Woche um ein paar lausige Kronen schinden? Mein Bett und meine Montur hab ich, mein Fressen und Saufen hab ich, und außerdem stell ich auch was vor. So blitzsauber fühlt sich keins wie unsereiner, wenn man am Sonntag aus der Kaserne zu seinem Schatz spaziert." Er faßte Christine derb um die Schultern und zwickte ihren Arm, daß sie aufschrie. „Und du, Polivka," wandte er sich an den Friseur, „geht's dir denn gar so großartig, trotzdem du die Weisheit mit Löffeln geschluckt hast?"

„Ja, ja, schon," gab Polivka etwas betreten zu und strich sich seine künstlerisch gelockten Haarbüschel aus der Stirne, „aber das ist meine eigene persönliche Schuld sozusagen. Wär ich nichts weiter als ein Barbier, so hätt ich schon längst meinen Laden auf der Ringstraße und ein halb Dutzend Gehilfen und eine Frau Gemahlin. Aber ich bin halt zu etwas Höherem geboren, hab meine Ambitionen, Fortuna hat mir nicht das Seifenbecken und das Rasiermesser in die Wiege gelegt." Er stützte das Haupt in die Hand, und seine kleinen, verlebten Knopfaugen blickten melancholisch ins Leere.

Christine verstand seine Rede nicht. Es war ihr aber bestimmt, daß sie ihn besser sollte begreifen lernen. In der zweitfolgenden Woche bekam sie ein rosenrotes Briefchen, das seine Unterschrift trug, und worin er sie und Freund Kalixtus zu einer am Sonntag stattfindenden Theatervorstellung des Vereins „Schwarzamseln" einlud. Es sollten die „Räuber" gegeben werden, und Polivka hatte die Rolle des Karl darzustellen.

Zur bezeichneten Stunde fand sich Christine mit Kalixtus in der „Goldenen Birne" ein. Da sie niemals zuvor in einem Theater gewesen war, machten schon der Saal, die vielen Lichter, die geputzten Menschen, der gemalte Vorhang einen tiefen Eindruck auf sie. Als der Vorhang aufging und das Stück begann, als ein Raum sichtbar wurde, der bis jetzt verborgen gewesen, und sich in ihm fremdartig aussehende, fremdartig sprechende Menschen bewegten, da packte sie unwillkürlich Kalixtus' Arm und seufzte verwundert und erschrocken.

Es dauerte ziemlich lange, bis ihr die Handlung zu Sinn und Bild erwuchs. Allmählich faßte sie das Geschehen auf, und ihre atemlose Teilnahme wandte sich völlig dem unglücklichen und herrlichen Karl Moor zu. Als er auf das Podium trat, gewaltig, in einem Hut mit nickender Feder, mit blitzeschleudernden Augen, die Arme wie Windmühlenflügel warf und mit einer Stimme, daß die Luft erbebte, gegen die Menschheit raste, stieß Kalixtus Zoff Christine an und tuschelte ihr zu: „Das ist er. Das ist der Polivka."

Christine konnte es kaum glauben. Doch in der Erschütterung ihres Gemüts lösten sich Zweifel und Staunen, und gegen das Ende des Stücks konnte sie die Tränen nicht mehr zurückhalten und schluchzte so, daß die Leute sich nach ihr umdrehten und der Korporal in Verlegenheit geriet. Während des Ausbruchs von Schmerz wurde ihr wunderlich wohl; es kam ihr dumpf zu Bewußtsein, wie selten sie geweint hatte, ja, sie erinnerte sich eines solchen Falles gar nicht, und sie empfand etwas wie Genuß und Freude dabei.

„Also jetzt werden wir uns den Polivka holen", sagte Kalixtus Zoff nach dem fünften Akt laut, indem er sich erhob und stolz um sich blickte, als wolle er dem ganzen Publikum zu verstehen geben, daß er der Freund des hochbewunderten Künstlers sei. „Famos hat er seine Sache gemacht, famos. Eine Lunge, da könnt ihn ein General drum beneiden."

Christine wollte nach Hause gehn. Als Ausrede sagte sie, ihr sei schlecht, und da Kalixtus Zoff ungehalten wurde, bat sie dringlich und schaute ihn flehend an. Er zuckte die Achseln und ließ sie stehen. Mit seiner lärmenden Munterkeit wandte er sich zu einer Gruppe von Bekannten Polivkas, und alsbald trat auch dieser hinzu, wieder in seinem alltäglichen Gewand, abgeschminkt und ein wenig bleich im Gesicht. Er drückte allen die Hand und lächelte eitel.

Froh, ihn noch gesehen zu haben, eilte Christine hinweg. Auf der Straße wehte ein kalter Wind. Sie spürte ihn nicht. Ihr Inneres war warm von Verehrung, von einer neuen Kraft, einer neuen Sehnsucht.

* * *

Polivka merkte die Veränderung in Christines Wesen, deutete sie aber anfangs falsch. „Was ist denn mit deiner Christin, warum ist sie denn so bös auf mich?" erkundigte er sich eines Tages bei Kalixtus Zoff.

„Die Christin? Bei der hast du was Schönes angerichtet mit der Komödi", erwiderte der Korporal; „die ist ganz weg seitdem, ganz weg, sag ich dir."

Da ging dem Friseur ein Licht auf.

Und er schaute sich Christine genauer an. Sie war nicht übel, ungeachtet ihrer dreiunddreißig Jahre. Ihr Aufputz und ihr Gehaben freilich waren unscheinbar und allzu bescheiden, und ihr Gesicht mit den weichen Lippen und den traurig blickenden Augen war anziehender, als man es sonst bei diesem Stande findet.

Polivka verspürte Lust, eine Erwartung zu erfüllen, deren Gegenstand seine, auch von ihm selbst vergötterte Person war. Mit angenehmem Schauder malte er sich aus, daß er in dem Dasein der armen Dienstmagd die Rolle des Herrschers spielen würde, und während er die Bartstoppeln seiner Kunden einseifte, schlossen sich seine Augen poetisch träumend. Daß er, um Christine zu gewinnen, den Freund hintergehen mußte, verursachte ihm weiter keine Skrupel.

Wie groß war daher sein Verdruß, als er bei dem ersten Schritt, den er gegen Christine unternahm, eine schnöde Zurechtweisung erfuhr. Sie sah ihn erstaunt an, und er war vollkommen eingeschüchtert. Am nächsten Sonntag begrüßte ihn Kalixtus Zoff mit einem freundschaftlichen Rippenstoß und rief lachend aus: „Polivka, du bist ein falscher Hund." Der Friseur wurde vor Verlegenheit und Ärger grün und gelb und zerbrach sich den Kopf, was er nun anfangen solle. Der Korporal schien des Mädchens verdammt sicher, andererseits war Christine plötzlich im Wert gestiegen, da er sie durchaus nicht so willig gefunden, wie er geglaubt hatte. Er bezog also einen Posten im Hinterhalt und beschloß, die Sache vorsichtiger anzupacken.

Doch seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Er hatte Christine durch seine grobe Annäherung verletzt. Es war ein Zwiespalt in ihrem Gefühl für Polivka; sein Bild war ihr etwas Weihevolles und Teures; wenn sie an ihn dachte, wurde ihr die Brust weit und die Seele warm; seine persönliche Nähe aber erschreckte und enttäuschte sie, und sie suchte dann den andern Polivka, von dem sie träumte. Ihrem Kalixtus die Treue zu brechen, das kam ihr bei alledem gar nicht in den Sinn. An diesen Mann

hielt sie sich für gebunden, so lange, bis er selber sie von sich stieß. Sie wußte, daß er seinerseits es mit der Treue nicht genau nahm, aber sie richtete nicht darüber, sie maßte sich nicht an, darüber zu richten, sie betrachtete sich als sein Eigentum, über welches er verfügen konnte nach seinem Willen, ja, nach seiner Laune.

Indessen kam die Zeit, wo der Kaiser, wie Kalixtus Zoff es gesagt, seine Soldaten brauchte. Der Erzherzog-Thronfolger war ermordet worden, und die Serben forderten das Reich heraus, forderten die Welt heraus. Und der Russe machte mobil, der Engländer stand drohend auf, und alles Land, das solange den Frieden beherbergt hatte, schauderte in der Ahnung millionenfachen Todes.

Da mußte denn endlich auch ein Polivka begreifen, was der Soldat ist, und wozu er frommt. Denn alle andern begriffen es gleichfalls, ihr ganzes Vertrauen wandte sich dem Verteidiger ihres Gutes zu, der nun selber seiner Bestimmung inne wurde und, nach altüberlieferter Weise, den Krieg als ein fröhliches Abenteuer zu nehmen sich anschickte. Daß dies Äußerste sich ereignen könne, war ihm freilich nie in den Sinn gekommen, und den Ernst der Dinge faßte er noch nicht. Am bangsten war den Frauen zumute; um ihre Herzen dunkelten schon die Schatten der Zukunft. Ein schmerzliches Erstaunen war in ihrer Seele, und unbewußt sonderten sie ihr Tun von dem der Männer, das ihnen geheimnisvoll und frevelhaft dünkte.

Es wurde mancher zum Helden, der sich einer solchen Wendung nicht versehen hatte, und manche Liebe wurde wieder neu, die von der Gewohnheit ausgetilgt schien. In einer Nacht, die Christine ohne zu schlafen verbrachte, flickte sie die Wäschestücke, die Kalixtus Zoff mit ins Feld nahm. Er hatte Eile, denn das Regiment sollte schon am folgenden Tag auf die Bahn marschieren. Sie hätte viel mehr für ihn tun mögen, und wenn liebender Vorsatz Fäden fester knüpfen könnte, wären die Hemden und Taschentücher unzerreißbar geworden. Ja, ihr war bang zumut, und ihr Herz war umdunkelt; doch gedachte sie mit Rührung des

Mannes, an dessen Schicksal einzig das ihre hing, und der nun auszog, vielleicht auf Nimmerwiederkehr.

Auch sie hatte in seinem Berufe niemals die Gefahr vermutet, im entferntesten nicht. Ein so leichtes Leben, so sorglos, so spaziergängerisch; und das ihre daneben, wie hart, voller Plage, voller Gram. Sie hatte es ihm übelgenommen, daß er so in die Welt hineinlachte und nicht säen und sich mühen wollte; und jetzt sollte es ihm vergolten werden; von einem Tag auf den andern konnte es aus sein mit ihm, die Kugel war schon gegossen, die ihn treffen konnte, und traf sie ihn, wie gut dann und gerecht, daß ihm kein Kummer das Dasein geschwärzt hatte.

Sie sagte sich wohl zehnmal vor: ich will ihm die Treue halten. Warum nur? Sie hatte keinen bösen Gedanken dabei, sich fürchtete sich nicht. Sie gab sich selbst die Versicherung, ihm die Beruhigung. Ihre Sehnsucht war weit weg von ihr; in den entlegensten Träumen nur lockte Karl Moor. Sie war so trocken, so ruhig; vor dem Ungeheuren der Welterschütterung verwundert-andächtig. Und doch, seltsame Menschennatur, umfaßt du, umfaßt dich schon alles, was unerlitten in dir keimt?

Früh am Morgen fand Kalixtus Zoff eine halbe Stunde Zeit, um mit ihr den Knaben zu besuchen. Das jetzt vierjährige Kind hatte eine fahle Gesichtsfarbe, und als ihm sein Vater ein Stückchen Schokolade gab, das er mitgebracht, leuchteten seine Augen gierig. Frau Tomasek, die Pflegemutter, sagte, es sei nicht zu sättigen, dazu lachte Kalixtus Zoff, aber Christine verspürte Zweifel bei dieser Rede, das verlassene Geschöpf tat ihr leid, das Wort Mutter klang an seinem Mund so fremd, und sie überlegte, wie sie es anstellen sollte, um das Kind zu sich zu nehmen.

Um Mittag ging sie auf den Bahnhof, und der Friseur begleitete sie. Mit ängstlich gefalteter Stirn studierte er die Aufgebotsplakate an den Mauern. „Halt dich wacker, Zoff“, sagte er beim Abschied zu Kalixtus.

„Servus, Polivka, alter Schaumschlager“, erwiderte der Korporal munter, und zu Christine sich wendend, sagte er

mit aufgerissenen Augen und strengem Ton: „Lebwohl, Tinerl, und daß du mir treu bleibst."

„Und du, daß du gesund bleibst," stammelte sie, schaute ihn an, schaute wieder weg, und ihr Blick verlor sich im Gewühl der Soldaten.

* * *

Polivka, als ein Mann, der auf Profit bedacht war, strebte danach, den Platz, den Kalixtus Zoff leer gelassen, wenigstens insofern auszufüllen, als er sich des Zuflusses von Naturalien versicherte, den der Korporal aus der Küche des Warenhausbesitzers genossen hatte. Jeden Abend kam er zu der Stunde ans Haustor, in der Christine zum Greißler ging, und um sein Ziel zu erreichen, beschritt er künstlich gewundene Wege der Beredsamkeit, der scherzhaften und elegischen Anspielung, wie wenn sein Magen der Wächter seiner Sympathie und der Schutzengel des Abwesenden wäre.

Dessen bedurfte es bei Christine nicht; der Heimlichkeit nicht und der List nicht. Die Eßwaren, die sie Kalixtus gegeben, hatte sie von dem, was ihr zugemessen war, erübrigt; zu keiner Zeit hatte sie das Vertrauen ihrer Herrschaft mißbraucht und sich auf Raub und Diebstahl verlegt. Sie war bedürfnislos auch im Essen, jetzt mehr noch als früher. Wer selber kocht, wird bald satt. Doch hätte sie nicht gewagt, dem Friseur anzubieten, was der Korporal solange genossen hatte; er schien ihr zu hochstehend, zu stolz hierzu, und als er selbst das erste Wort sprach, war sie zwar überrascht, erfüllte aber gern seinen Wunsch.

Polivka war ein Feinschmecker. Fleisch durfte nicht zu fett sein, zu mager auch nicht; von Mehlspeisen schätzte er nur Torten und mürbes Gebäck; Wurst und Käse war unter seiner Würde.

Eines Tages ersuchte er Christine um ein Darlehen von vierzig Kronen. Infolge des Krieges war sein Geschäft zurückgegangen, die Einnahmen flossen von Woche zu Woche dürftiger.

Daß sich Christine etwa fünfhundert Kronen erspart hatte, wußte er von Kalixtus Zoff. Aber er wußte auch, daß der Korporal, so leichtsinnig er sonst war, es sich zum strengen Grundsatz gemacht hatte, von diesem schwerverdienten Geld die Finger zu lassen. Polivka dachte minder ehrenhaft; nach jeder Gelegenheit pirschend, die ihm einen Genuß versprach, war er noch viel gieriger und zäher, wenn er sich in Not befand.

Christine war zu gutmütig und mißtraute ihm zu wenig, um seinem nach Kavaliersart vorgebrachten Verlangen ein Bedenken oder gar eine Weigerung entgegenzusetzen. Als sie ihm das Geld einhändigte, zerknüllte er die beiden Scheine, steckte sie in seine Westentasche und machte ein Gesicht, wie wenn ihm eine alte Rechnung bezahlt worden wäre.

Die Frist, nach welcher er das Geld hatte zurückgeben wollen, verstrich, und statt sein Wort zu halten, forderte er neuerdings eine Summe von zwanzig Kronen. Aus den sechzig Kronen wurden hundert, aus den hundert zweihundert, dann dreihundert, dann vierhundert, und so ging es bis zur Neige. Fünfzehn Jahre hatte es gedauert, bis das Geld beisammen gewesen war; vier Monate dauerte es bloß, und es war dahin. Polivka führte bald diesen, bald jenen Umstand an, der ihn ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen zwang; die Steuer war fällig, der Wirt hatte keine Geduld mehr, der Schneider wollte pfänden. Im Anfang hatte er das Geld wirklich benutzt, um seiner bedrängten Lage aufzuhelfen; als er es aber so leicht fand, in den Besitz von Christines Ersparnissen zu kommen, bildete er sich ein, die Quelle sei unerschöpflich, und vergeudete, was sie ihm gab, in Gesellschaft lustiger Kumpane.

Er gehörte zu den Gewohnheitsspielern bei der Lotto-Kollektur und sprach von einem demnächst zu erwartenden Haupttreffer mit der Sicherheit, mit der man auf ein Bankguthaben hinweist. Auch erzählte er von einem reichen, aber geizigen Onkel, der irgendwo in Böhmen auf einem großen Anwesen saß, mehrere Säcke voll Gold im Keller vergraben hatte und dessen Tod täglich zu erhoffen sei. Er

schwärmte von dem großartigen Leben, das er dann führen wolle, und eines Sonntags besichtigte er sogar mit Christine eine Villa in Hietzing und sagte, mit der Zunge schnalzend, auf das Häuserl verspüre er schon lange Lust, sobald der böhmische Onkel abgekratzt sei, werde er sich's kaufen.

* *
*

Christine glaubte alles; das heißt, sie glaubte, wie man glaubt, wenn man sich vor der Wahrheit fürchtet. Als sie Polivka den größten Teil ihrer Habe ausgeliefert hatte, wußte sie ungefähr, was für eine Bewandtnis es mit seinen Versprechungen und seinen Schwüren hatte. Sie sah, daß er nichts arbeitete, und daß es mit ihm bergab ging. Die Nächte brachte er in Kneipen zu, und den Tag über lag er in den Federn. Als sie Mutter geworden war, hatte Christine erst angefangen, sich ihres Spargroschens zu freuen; es war ihr liebster Gedanke, daß das Geld einstens dem Joseph nützen, seine ersten Schritte auf der harten Lebensbahn erleichtern würde; wie sollte sie dem Kind gegenübertreten, wenn es Kleider und Wäsche und Schuhe verlangte und Bücher zum Lernen, und sie hatte nichts, war bettelarm wie als blutjunges Ding? Was sollte sie ihm sagen, was sollte der Knabe von ihr denken, und wie würde es ihm ergehen?

Sie zürnte Polivka nicht. Er war noch immer der Gegenstand ihrer tiefen Verehrung. Er war es durch ein Gesetz ihrer Natur, kraft einer geheimnisvollen Beharrlichkeit ihrer Seele, die das einzige Bild höherer Menschenart, welches sie in einer Stunde des Glücks empfangen hatte, nicht mehr zu lassen vermochte. Dawider hatte auch der Verlust des Geldes keine Macht, so grausam er sie berührte. Sie wiegte sich in den Wahn, Kalixtus werde ihr das Geld wieder verschaffen, wenn er zurückkehrte; sie meinte, Polivka werde dann den Mut zu Ausreden nicht finden und alles ersetzen.

Indessen bereitete es ihr doch Sorge, daß sie seit seinem Auszug nichts von Kalixtus gehört hatte. Er hatte ihr ver-

sprochen, regelmäßig zu schreiben, und noch keine Zeile hatte sie von ihm erhalten. Ihre eigenen Briefe blieben unbeantwortet. Man sah schon viele Verwundete auf den Straßen; sie blickten alle so ernst und müde drein; oft trieb es sie, einen zu fragen, aber sie hatte Angst davor. Die Leute raunten sich beunruhigende Nachrichten zu, in den abendlichen Versammlungen beim Greißler wurde unverhohlen geäußert, es stehe schlecht draußen, und wenn sie sich an Polivka wandte, machte er ein Gesicht, als bekäme er jeden Morgen die wichtigsten Depeschen vom Generalstab, und sagte mit einer österreichischen Freude am eigenen Unglück, die Sache werde ein böses Ende nehmen.

Ihr banger Blick irrte weit fort, und in der Nacht betete sie für das Leben von Kalixtus. Ihr Herz schlug matter, wenn sie seiner gedachte, als gäbe sie ihn schon halb verloren. Rauschte dann das Blut wieder auf, so schoß ihr wild und heiß der Gedanke an ihren Joseph in den Sinn, und sie warf die Arbeit beiseite und lief zu Frau Tomasek, um das Kind zu sehen. Da sah sie nicht ein rachitisches Knäblein, ein blasses, verschüchtertes, sondern etwas verheißungsvoll Emporblühendes, ein Wesen, das ihr unbestritten und uneingeschränkt zu eigen war und das sie plötzlich liebte über alles Maß.

Sie faßte nun den Vorsatz, des Geldes wegen noch einmal mit Polivka zu sprechen. Es war ein Nachmittag im Dezember, als sie hinging, grauer, triefender Nebel hing in den Straßen. Polivkas Laden war geschlossen, sie ging zum nächsten Tor; der Friseur wohnte dort in einem erdgeschössigen Zimmer.

Sie trat ein. Polivka lag angekleidet auf dem Bett und rauchte. Die Wände waren mit Photographien von Schauspielern und Schauspielerinnen bedeckt. Auf dem Tisch standen leere Bierflaschen, Kaffeegeschirr, eine Lampe mit zerbrochenem Sturz und ein paar schmutzige Stiefel.

Polivka erhob neugierig den Kopf und fragte, was sie wolle. Da verlor Christine den Mut, ihn zur Rede zu stellen.

Er verschränkte die Hände hinter dem Kopf und starrte gegen die Zimmerdecke. „Der Kalixtus ist tot", sagte er ganz unvermittelt.

Christine war es, als rinne ihr alles Blut aus dem Hirn.

Er habe es von Frau Grieshacker erfahren, fuhr Polivka fort, und dieser sei es von einem Zugführer berichtet worden, der beim selben Regiment gewesen. Er seufzte und schloß die Augen.

Christine rührte sich nicht. Nach einer Weile drehte sie sich um und verließ lautlos das Zimmer. Polivka sprang vom Bett empor, riß die Tür auf und rief sie beim Namen.

Sie kehrte zurück und stand mit herabhängenden Armen vor ihm.

„Jetzt g'hörst mein", sagte er.

Sie antwortete nicht und ging fort.

Grieshackers waren umgezogen, sie wohnten jetzt in Meidling. Am Abend fuhr Christine hinaus. Die Frau empfing sie freundlich. Auch ihr Mann war im Feld, und sie war seit langem ohne Nachricht von ihm. Was Kalixtus betraf, so konnte sie nur wiederholen, was sie von dem Zugführer wußte. Sie setzte sich an den Tisch, drückte die Schürze vor das Gesicht und weinte.

Dann erkundigte sie sich, wo das Kind sei und wie es ihm gehe. Da Christine traurig vor sich hin sah, sagte sie, sie möge ihr doch den Buben bringen. Christine versprach es.

* *
*

Um diese Zeit lag Kalixtus Zoff auf einem Schlachtfeld in Polen. Ein Granatsplitter hatte ihm den rechten Arm weggerissen. Der Notverband, den ihm ein verwundeter Kamerad angelegt, hatte die Blutung nicht zu stillen vermocht. Von brennenden Schmerzen gequält, lag er in einer nassen Mulde und wartete, daß man ihn auffinden und ins Feldspital tragen würde.

Die Geschütze waren verstummt; von überall her, von nah und fern drang Stöhnen und Wimmern an sein Ohr.

Er dachte an Wien, wo er ein so lustiges und sorgloses Leben geführt, an Christine und die Spaziergänge mit ihr, und an seinen kleinen Sohn mit dem großen Kopf und den furchtsamen Augen. Doch der Gedanke an Christine verdrängte alle andern Vorstellungen. Er sah sie so genau und so deutlich, als hätte er erst vor einer Stunde mit ihr gesprochen. In den sechs Monaten, die seit seinem Abschied verflossen waren, war sie ihm kein einzigesmal so gegenwärtig gewesen wie jetzt, wo er auf der schlammigen Erde lag und sich nicht rühren konnte.

Sie schaute ihn mit einem vorwurfsvollen Blick an, der ihn erschreckte. Es schien ihm, daß er schlecht gegen sie gehandelt hatte, aber worin diese Schlechtigkeit bestand, vermochte er nicht zu ergründen.

Als es Nacht wurde, hob er den Kopf und gewahrte dunkle Gestalten, die sich vor dem bewölkten Himmel bewegten. Es waren Sanitätsleute. Er wollte rufen und konnte nicht. Sie gingen vorüber. Seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiß.

Die Wunde fing an, immer ärger zu brennen. Er tastete mit der linken Hand hin, die Finger fühlten sich naß von Blut an. Was wird mit mir geschehen? dachte er; und was wird mit ihr geschehen? Sein Herz war plötzlich voll ungekannter Zärtlichkeit für Christine.

Mit Anstrengung hob er von neuem den Kopf. Das Feld war öde. Über dem Fluß schimmerte fahler Mondschein zwischen dem schweren Gewölk. Da kroch an der Erde ein unförmlicher Klumpen daher, ein Klumpen, der stark atmete, laut schnüffelte, heiser und gierig grunzte.

Es war ein schwarzes Schwein, groß wie ein Bär, mit hängender Wampe, kotstarrenden Borsten und wildfunkelnden Augen. Wahrscheinlich hatte es im Kober lange gehungert und war ausgebrochen, um sich auf dem Schlachtfeld Nahrung zu suchen.

Keuchend wälzte sich der Klumpen heran. Kalixtus Zoff spürte einen heißen Hauch im Gesicht. Das Schnüffeln klang freudig und ungeduldig; der Geruch des frischen Blutes wirkte berauschend auf das Tier. Von Entsetzen ge-

lähmt, überlegte Kalixtus, wie er sich des Angriffs erwehren sollte. Keine von den Schlachten, in denen er gekämpft, hatte solchen Schrecken und Schauder in ihm erweckt.

Wie geht denn das zu? fuhr es ihm durch den Kopf; warum muß ich denn da liegen und wie ein Stück Vieh krepieren? Warum ist denn mein Arm weggerissen? Ich bin ein Krüppel, für ewig ein Krüppel. Warum darf denn das sein, dieses ganze fürchterliche Elend, das auf einmal in der Welt herrscht?

Er machte eine Bewegung mit der Schulter; das Schwein stutzte. Dann näherte es sich abermals, mit vermehrtem Ungestüm. Er wiederholte die Bewegung, es grunzte zornig und stieß den Rüssel in sein Gesicht. Hierauf begann es mit einem gräßlichen Geräusch am Blut zu lecken; noch eine Weile, und es würde die Hauer ins Fleisch wühlen. Ekel und Verzweiflung flößten Kalixtus letzte Kräfte ein. Er fuhr mit der Linken an seinem Leib entlang, ergriff den Yatagan, zog ihn aus der Scheide und bohrte die blanke Waffe tief in den Bauch des Schweins.

Das Tier stieß einen markerschütternden Schrei aus. Es war ein Schrei, der die schweigende Nacht, das ganze Himmelsgewölbe erfüllte und wie ein rasendes Aufbrüllen des Dämons klang, der die Menschheit in seinen Klauen hielt. Kalixtus Zoff schwanden die Sinne, aber durch den Schrei des Schweines waren die Ärzte und ihre Gehilfen aufmerksam geworden; sie kamen alsbald von der andern Seite des Flüßchens herüber, gewahrten das im Todeskrampf tanzende Tier und fanden den leblosen Körper des verwundeten Mannes.

* * *

Christine hielt ihr Versprechen und brachte Joseph zu Frau Grieshacker, bei der er auch blieb. Frau Tomesek war sehr erbost hierüber und verlangte plötzlich Entschädigung für allerlei Auslagen, die sie gehabt haben wollte. Christine mußte lange streiten, bis jene sich endlich mit einem Teil der ungerechten Forderung zufrieden gab, und da sie

für ihren Pflegebefohlenen eine echte Anhänglichkeit zu empfinden schien, erbat sich Christine von Frau Grieshacker die Erlaubnis, daß die Tomasek an Sonntagen das Kind besuchen dürfe.

Frau Grieshacker übernahm den Knaben gern, und sie sagte, er sähe Kalixtus ähnlich. Es wohnte noch eine Schwester bei ihr, Frau Wandl mit Namen, eine hagere, schweigsame Person, die sich viel mit dem Knaben beschäftigte, aber dabei so tat, als möge sie ihn nicht leiden.

Wenn die vier Frauen beisammensaßen, hielten sie während des Gesprächs die Blicke, jede mit anderm Gefühl, auf den zu ihren Füßen spielenden Joseph gerichtet. Bisweilen kam auch Polivka, aber er war nicht mehr der anregende Spaßmacher von ehedem, sondern brütete finster vor sich hin oder griff zu Herrn Grieshackers Ziehharmonika und gab seiner üblen Laune und seinem Pessimismus musikalischen Ausdruck. Dann drängte er Christine, sie solle mit ihm ins Wirtshaus gehen, und auf ihre Weigerung ging er zornig seines Wegs allein.

Einmal folgte sie ihm und redete ihm zu, nicht ins Wirtshaus zu gehen. Höhnisch erwiderte er, was er denn vom Leben habe ohne das Wirtshaus. Wenn er ihr zuliebe etwas unterlassen solle, müsse sie auch ihm zuliebe etwas tun. Davon möge er nicht wieder anfangen, sagte Christine, da werde ihr ganz elend ums Herz, er solle doch an den armen Kalixtus denken. Ei was, versetzte er, tot sei tot, und wen die Erde verschlungen habe, den gebe sie nimmer heraus. Sperre sie sich noch länger, so müsse er eben saufen.

Christine war des Schwatzens müde und fragte sich im Innern, warum sie soviel Aufhebens von einer unbedeutenden Sache mache, wem zu Dank? Durfte sie sich kostbar machen und zieren, wenn der verzweifelte Mensch gerade daran sein Verlangen hing?

Ihre Sinnesänderung witternd, ergriff Polivka ihren Arm, und seine Stimme schmeichelte. Aber in seinen Worten lag die zynische Gleichgültigkeit des Verkommenen, der kein Ziel und keinen Glauben mehr hat, und dem das allge-

meine Leiden der Menschheit nur den Vorwand gibt, im Revier niedriger Genüsse zu wildern.

Christine ging mit ihm in sein unaufgeräumtes Zimmer, und sie legten sich in das schmutzige Bett. Sie gab sich ihm hin, wie man ein Opfer vollzieht, und ihre Traurigkeit war groß, denn das Bild der Sehnsucht, das er einst in ihr erweckt hatte, verblaßte und versank mit dieser Stunde.

Und als sie von dem Manne wegging, fühlte sie sich von einer nagenden Unruhe um ihren Joseph ergriffen. Ihr war, als habe sie dem Kind einen unheilbaren Seelenschaden zugefügt, ihre Gedanken verwirrten sich, und sie hatte keinen Schlaf und keine Ruhe mehr. Dabei traute sie sich nicht in das Haus, wo der Knabe war; jeden Tag lief sie hin, und wenn sie in der Nähe war, kehrte sie wieder um. Sie fürchtete seinen Anblick; sie fürchtete, auf seinem Gesicht alle die Leiden und Entbehrungen zu lesen, die sie sich einbildete; sie verlor die Lust an der Arbeit, und es kam so weit, daß die geduldige Frau Laubeseder ihr den Dienst aufkündigte, und in dieser Zeit entdeckte sie außerdem zu ihrem Schrecken, daß sie schwanger war.

Einen Tag, bevor die Kündigungsfrist abgelaufen war, sagte Frau Laubeseder, die Mitleid mit ihr hatte, sie könne, bis sie eine neue Stelle gefunden habe, getrost bleiben. Christine antwortete aber, sie gehe überhaupt nicht mehr in Stellung, sondern sie werde jetzt ihren Joseph zu sich nehmen und mit ihm leben. Wie sie solches bewerkstelligen wollte, ohne zu dienen, das sagte sie nicht, das wußte sie auch wahrscheinlich nicht.

Am andern Morgen packte sie ihre Habseligkeiten in den hölzernen Koffer, die Kleider, Schürzen, Hemden und Strümpfe; die Bilder an der Wand, den wächsernen Pfirsich, den rotseidenen Behälter mit dem Fingerhut, den Porzellanzwerg, das Gebetbuch und die Glasperlenkette. Dann ließ sie sich ihren Lohn auszahlen, verabschiedete sich von der Herrschaft, die so gut gegen sie gewesen war, und rief den Sohn der Hausmeisterin, damit er ihr den Koffer tragen helfe. Er fragte sie, wohin es gehe, und sie antwortete, zum Friseur Polivka gehe es.

Polivka bereitete ihr keinen unfreundlichen Empfang, da sie Geld mitbrachte sowie auch einige Gegenstände von Wert, die man verpfänden konnte.

Er gab scharf acht auf ihre Reden, da er entschlossen war, sich weder Ermahnungen, noch Vorwürfe gefallen zu lassen.

Als sie sich daran machte, in das wüste Durcheinander der Stube ein wenig Ordnung zu bringen, sah er ihr mit mißbilligenden Blicken zu.

Am Abend teilte ihm Christine mit, daß sie ihren Joseph von Frau Grieshacker abholen werde. Er brauste auf und erklärte, der Bankert käme ihm nicht ins Haus. Christine erbleichte und antwortete ruhig, dann müsse sie eben mit dem Joseph anderswohin gehen. Da verstummte Polivka, und erst nach einer Weile fragte er, wieviel sie noch an barem Geld besitze. Christine erwiderte, es seien fünfunddreißig Kronen und etliche Heller. Er schien bestürzt und erkundigte sich noch einmal, ob das alles sei. Sie nickte. Nun, so könne sie ihm jedenfalls noch das Geld für den Zins borgen, meinte er. Sie war dazu bereit.

„Verflucht, verflucht, wie wird's uns nachher gehn!" murmelte der Friseur.

O diese Nacht, Leib an Leib, Not an Not! Diese frostige, nasse, dumpfe, endlose Nacht!

„Verflucht, verflucht!" murmelte Polivka wieder, ehe er einschlief, und kratzte seinen lockigen Kopf. Christine aber schaute ihre roten Hände an und dachte an die viele Arbeit, die sie schon bewältigt hatten und die sie noch bewältigen konnten. Da war ihr nicht mehr so sehr angst.

Um sechs Uhr erhob sie sich leise, aber Polivka hatte sie gehört, packte sie rauh am Arm und sagte, sie solle doch in des Teufels Namen den Bankert lassen, wo er sei. Christine blickte sich um und antwortete mit leidenschaftlichem Ernst, eher wolle sie hin werden, als daß sie ihr Kind noch einen Tag länger unter fremden Leuten lasse.

Sie wusch sich und kleidete sich an, und als sie fertig war, sagte sie, ihr ganzes Leben hindurch habe sie sich geschunden für fremde Leute, nun wolle sie einmal verspüren, wie

es tue, wenn man sich für eigenes Fleisch und Blut schinde. Dabei nahmen ihre Züge einen Ausdruck feuriger Zärtlichkeit an.

Jedoch Polivka schlief schon wieder.

Es war acht Uhr, als sie in Frau Grieshackers Stube trat. Aufgeregt kam ihr diese mit der Kunde entgegen, Kalixtus sei unvermuteterweise zurückgekehrt. Und wie damals, da sie die falsche Todesnachricht hatte bestätigen müssen, setzte sie sich an den Tisch und weinte in ihre Schürze hinein.

Diese Tränen flossen nicht aus dem Übermaß der Freude. Die Miene der Frau verriet noch etwas anderes als Freude über die Heimkehr des Bruders.

Nachdem sie sich gefaßt hatte, erzählte sie, gestern abend gegen sieben Uhr habe es geläutet, und da sei er auf einmal dagestanden. Er habe gleich gefragt, was mit Christine sei, denn ein Kamerad, den er zu Laubeseders geschickt, habe ihm gesagt, daß sie dort nicht mehr im Dienst stehe. Er wolle nun selber hingehen, vielleicht könne ihm der Hausmeister sagen, wo sie wäre.

Christine, die bisher wie eine Bildsäule gestanden war, fing an zu zittern und mußte sich an der Wand festhalten.

Fünf Monate sei er in einem Spital an der Grenze gelegen, erzählte Frau Grieshacker weiter. Einen andern schreiben lassen, das habe er nicht gewollt, und selber schreiben habe er nicht gekonnt. Sie seufzte. Es war ein Seufzer von einer schlimmen Art.

Plötzlich rief Christine: „Joseph!“ Und wieder: „Joseph!“

Der Knabe mit dem abnorm dicken Kopf zeigte sich auf der Schwelle. Der Blick, mit dem er seine Mutter betrachtete, war stupid.

Christine kniete hin und umschlang ihn. Sie hob ihn auf ihre Arme, schaute wild um sich, und ehe Frau Grieshacker fragen oder ihr in den Weg treten konnte, war sie mit dem Knaben aus dem Zimmer und aus dem Haus geeilt.

Nur fort, schoß es ihr siedendheiß durch das Hirn, nur fort aus diesem Leben, fort aus dieser Welt.

Als sie zu Polivka zurückkam, war eben der Hausverwalter bei ihm gewesen. Er hatte den Zins bezahlt, denn Christine hatte ihm am Abend noch das Geld gegeben. Er saß in Unterhosen am Tisch, hatte die Zeitung vor sich und überlas wieder und wieder das neueste Heeresaufgebot, durch welches auch er zur Musterung gerufen wurde.

Seit Wochen hatte er sich davor gefürchtet. Nun war es soweit; und er dachte an das langweilige und anstrengende Leben in der Kaserne; er dachte an das grausame Geschick, gegen das es keinen Einspruch gab: auf das Schlachtfeld transportiert und totgeschossen zu werden.

Er hatte einen alten, verrosteten Revolver aus einer Lade genommen und neben die Zeitung gelegt.

Finster blickte er Christine an, die mit dem Knaben auf dem Arm hastig eintrat. Er wollte schelten, weil sie fortgegangen war, ohne für sein Frühstück zu sorgen, da stieß sie schon mit heiserer Stimme die Worte hervor, die ihn fahl und stumm machten. Eine Weile stierte er in die Luft, dann behauptete er, es sei erlogenes Zeug, er habe über Kalixtus' Tod verläßliche Meldung. Christine umklammerte mit ihrer freien Hand seine Schulter und berichtete schnellatmend, was sie von Frau Grieshacker erfahren hatte. Ihre Erregung, ihre Beklommenheit, ihre sichtbare Qual wirkten mehr als die Worte. Die Rache des Korporals war zu fürchten. Äußerst zu fürchten war dieser Mensch, der nun Blut genug hatte fließen sehen, um leichterdings noch einen Totschlag aufs Gewissen zu nehmen.

„Du mußt dich zusammenreißen, daß wir weg können", sagte Christine mit flackernden Blicken. Sie fügte hinzu, Kalixtus könne jeden Moment zur Türe hereintreten, da ja der Hausmeister bei Laubeseders wisse, zu wem sie gegangen sei.

Während sich Polivka fertigmachte, griff Christine nach dem Revolver und steckte ihn in die Tasche ihres Kleides.

Bald waren sie auf der Straße. Christine trug noch immer den Knaben, obwohl ihr Arm schon lahm war. Polivka kaufte bei einem Greißler Brot und Speck und verzehrte beides im Gehen.

An der Stadtgrenze konnte Christine mit ihrer Last nicht mehr weiter, sie ließ Joseph neben sich laufen und führte ihn an der Hand. Polivka fragte unwirrsch, warum sie es so eilig habe, sie gab ihm keine Antwort.

Sie irrten auf der Schmelz herum, kamen dann ins Liebhartstal und auf den Galitzinberg. Polivka fragte, wohin sie eigentlich wolle, sie gab ihm keine Antwort. Er folgte ihr, weil er nicht wußte, was er ohne sie hätte anfangen sollen, und weil ihr stärkerer Wille seine Feigheit und Ratlosigkeit bezwang. Er haßte sie, aber ihr zuwiderzuhandeln wagte er nicht. Er sagte, sie habe ihm das Leben verleidet und ihn zugrunde gerichtet, doch als sie eine noch schnellere Gangart anschlug, beschleunigte er gleichfalls seinen Schritt.

Auf einer Wiese in der Nähe des Steinhofs sank Christine erschöpft hin. Es wurde Abend, vom grauen Märzhimmel fiel Regen. Joseph weinte eine Zeitlang vor sich hin, dann schlief er ein. Polivka legte sich in der Nähe unter einen Holzstoß.

Die Verzweiflung in Christines Gemüt war wie Sturm und Brand. Sie schaute in das Gesicht des Knaben und schauderte vor dem Leben darin. Alles Gewesene stieg noch einmal vor ihr empor, und sie schauderte vor der schwarzen Hoffnungslosigkeit, die davon ausströmte. Ihr war, als öffne sich ein gefräßiges Maul über dem Haupt des Knaben, und diese Vorstellung war so deutlich, daß sie laut schrie. Sie nahm den Revolver aus der Tasche, probierte an ihm herum, spannte den Hahn, und plötzlich krachte ein Schuß.

Sie selbst war getroffen. Von ihrem linken Ohr träufelte Blut. Polivka war aufgesprungen. Von wahnsinniger Angst erfaßt, daß sie vielleicht sterben würde, ohne ihrem Kind den letzten Liebesdienst erwiesen zu haben, wiederholte sie den Handgriff, der ihr vorhin gelungen. Ehe Polivka herangekommen war richtete sie den Lauf der Waffe gegen die Schläfe des Knaben, und ein zweiter Schuß krachte.

Poliwka riß ihr den Revolver aus der Hand. Sie breitete die Arme über den Körper des Knaben und wurde ohnmächtig. Seltsamerweise spürte sie während ihrer Ohnmacht, daß Joseph tot war. Als sie die Augen aufschlug, sah sie trotz der Dunkelheit das bleiche Kind neben sich. Poliwka stand vor ihr und weinte. Sie sagte: „Wir müssen das Kind begraben." Poliwka blickte sie furchtsam an und erwiderte, er wolle nichts damit zu schaffen haben, er gehe in die Stadt zurück und werde sie anzeigen.

Aber es erwies sich, daß er noch immer wie durch Zauberei an sie gefesselt war. Er sagte, er sei unschuldig, und sie müsse es beschwören. Sie jedoch grub mit einem Stück Holz ein Loch in den feuchten Waldboden. Sie legte den Knaben hinein und deckte ihn mit Erde und Laub zu. Hierauf betete sie kniend mit gefalteten Händen, und als sie aufstand, wunderte sie sich, daß sie noch lebte.

Sie verließen den Wald und kamen zu einem Brunnen. Dort wusch Christine ihre blutige Wange mit Wasser.

Der Gedanke an den Mord trieb sie beide zu den Menschen zurück. Ums Morgengrauen gelangten sie in die innere Stadt, traten in ein kleines Kaffeehaus und labten sich. Dann brachen sie wieder auf, gingen ins Franz-Josephs-Land und durchstreiften planlos die Praterauen. Sie wußten nicht, was sie tun sollten, kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt.

Sie kauften sich Brot und Käse, Christine wollte nichts essen. Die Nacht verbrachten sie im Freien, und am Morgen begann wieder das furchtbare Wandern. So machten sie es fünf Tage und fünf Nächte. In der fünften Nacht flüchteten sie vor dem Regen in eine Scheune, der Hund schlug an, der Bauer entdeckte sie, wollte den Gendarmen holen, da eilten sie hinweg, so schnell die Füße konnten.

Christine stürzte zu Boden. Sie spürte sogleich, daß die Frucht in ihrem Leibe getroffen war, und nun wußte sie auch, was sie seit dem Tod ihres Josephs noch am Leben gehalten hatte. Sie vermochte nicht aufzustehen, Poliwka betrachtete sie und rührte sich nicht.

„Was bist denn du für einer!" ächzte sie. Da entlud sich in ihm eine sinnlose Wut gegen das Weib, und er schlug mit Fäusten auf sie ein. Sie schrie und schrie, endlich ließ er ab und half ihr auf die Beine. Als sie die Stadt erreicht hatten, führte er Christine zu einer Ladentreppe und befahl ihr, sich niederzusetzen und auf ihn zu warten. Er ging fort und kehrte nicht mehr zurück.

Christine fühlte große Schmerzen. Ein alter Arbeiter blieb stehen und fragte, was ihr fehle. Sie bat ihn, er möge sie zur Straßenbahn begleiten. Er half ihr und führte sie hin und erzählte, daß ihm zwei Söhne im Feld gefallen seien.

Mit unsäglicher Mühe kam sie in das Griesbackersche Haus. Da war es aber mit ihrer Kraft vorbei.

Im Fieber wurde sie nach dem Kind gefragt; im Fieber bekannte sie, was mit dem Kind geschehen war.

Frau Griesbacker benachrichtigte die Polizei.

Warum hier nicht enden? Spannt sich aus solcher verlorenen Finsternis noch ein Bogen in die Hoffnung? Es weilen keine Genien bei diesem Schicksal, die Gestirne wandeln fremd und kalt über ihm. Und doch ist sein Ausgang umleuchtet von einem Glanz, dem wenig Irdisches mehr anhaftet, und vor dem die Gespenster und Dämonen erschrocken entweichen, als ob das enthüllte Antlitz der Gerechtigkeit Flammen gegen sie speie.

Als Christine im Inquisitenspital lag und nach Tagen todähnlicher Bewußtlosigkeit die Augen öffnete, sah sie an ihrem Bette einen Mann in Uniform sitzen, der nur einen Arm hatte. Sie erkannte in ihm Kalixtus Zoff.

Sein Gesicht hatte einen Ernst, den es in früherer Zeit niemals besessen. Die Wangen waren nicht mehr fett, das Kinn nicht mehr glänzend und rund, der Schnurrbart war nicht mehr in die Höhe gedreht. Er war ziemlich bleich, und sein Blick hatte etwas dunkel Erstauntes, als herrsche zwischen dem Kalixtus Zoff von einst und von dem jetzt ein unergründliches Geheimnis.

Christine langte scheu nach seiner Hand. Ihre Lippen bebten, sie schaute ihn an wie den Richter beim letzten Gericht.

„Sei still," sagte Kalixtus Zoff, „ich weiß schon alles."

Alle Farbe wich aus ihrem Gesicht; sie sah aus wie das Kissen, auf dem sie lag. Die rechte Hand erhebend, deutete sie mit dem Zeigefinger geisterhaft nach oben.

Kalixtus Zoff nickte. „Gräm dich nicht, Tinerl," sagte er, „ich weiß schon alles." Seine Stimme klang verändert.

Sie suchte voll Angst seinen Blick und zitterte unter den Decken.

Er beugte sich zu ihr nieder und fuhr fort: „Ich bin dir wieder gut."

Sie zitterte noch ärger und umklammerte mit ihren Händen seine eine.

„Ich bin dir wieder gut," sagte er, „und wenn du deine Straf abgesessen hast, nachher heirat' ich dich."

Christines Kopf fiel zurück. Etwas heilig Heißes, heilig Süßes überströmte sie.

Es war das erste Menschenwort, das sie vernahm, die erste Menschengüte, die sie erfuhr, das erste reine Glück, das sie genoß. Um dessentwillen verlohnte es sich, so gelebt und so gelitten zu haben, wie sie gelebt und gelitten hatte. Jetzt begann ein neues Sein.

Da sie aber fühlte, daß sie sterben mußte, zog sie das Amulett, das sie so viele Jahre am Hals getragen, unter dem Hemde hervor und reichte Kalixtus die Münze samt dem Kettchen mit einer Gebärde dankbarer Zärtlichkeit und mit dem Lächeln eines Weibes, das, wenn auch erst in der Todesstunde, endlich vom Strahl der Liebe berührt worden ist.

Im Presselschen Gartenhaus

Von Hermann Hesse

Es war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und wenn die Weltläufte damals andere waren als heute, so schien doch die Sonne und lief der Wind nicht anders über das grüne, friedevolle Tal des Neckars als heute und gestern. Ein schöner freudiger Frühsommertag war über die Alb heraufgestiegen und stand festlich über der Stadt Tübingen, über Schloß und Weinbergen, über Stift und Neckar, spiegelte sich im frischen, blanken Flusse und schickte spielende, zarte Wolkenschatten über das grellsonnige Pflaster des Marktplatzes.

Im theologischen Stift war die lärmende Jugend soeben vom Mittagstische aufgestanden. In plaudernden, lachenden, streitenden Gruppen schlenderten die Studenten durch die alten hallenden Gänge und über den Hof, den eine zackige Schattenlinie in der Quere teilte. Freundespaare standen in Fenstern und offenen Türen beieinander, aus frohen, ernsten, heiteren oder träumerischen Jünglingsgesichtern leuchtete der schöne, warme Sommertag wider, und in ahnungsvoll durchglühter Jugend strahlte da manche noch fast knabenhafte Stirn, deren Träume noch heute lebendig sind, und deren Namen heute wieder von dankbaren und schwärmerischen Jünglingen verehrt werden.

An einem Korridorfenster, gegen den Neckar hinausgelehnt, stand der junge Student Eduard Mörike und blickte zufrieden in die grüne mittägliche Gegend hinaus, ein Schwalbenpaar schwang sich jauchzend in launisch-spielerischem Bogen durch die sonnige Luft vorbei, und der junge Mensch lächelte gedankenlos mit den eigenwillig hübschen, gekräuselten Lippen. Dem etwa Zwanzigjährigen, den seine Freunde seiner unerschöpflich frohsprudelnden Laune wegen

liebten, begegnete es nicht selten, daß in frohen, guten Augenblicken ihm plötzlich die ganze Umgebung zu einem verzauberten Bilde erstarrte, in dem er mit staunenden Augen stand und die rätselhafte Schönheit der Welt wie eine Mahnung und fast wie einen feinen heimlichen Schmerz empfand. Wie eine bereitstehende Salzlösung oder ein kaltes, stilles Wintergewässer nur einer leisen Berührung bedarf, um plötzlich in Kristallen zusammenzuschießen und gebannt zu erstarren, so war mit jenem Schwalbenfluge dem jungen Dichtergemüt plötzlich der Neckar, die grüne Zeile der stillen Baumwipfel und die schwachdunstige Berglandschaft dahinter zu einem verklärten und geläuterten Bilde erstarrt, das mit der erhobenen, feierlich milden Stimme einer höheren, dichterischen Wirklichkeit zu seinem zarten Sinn sprach. Schöner und herzlicher spielte das Licht in den schweren laubigen Wipfeln, seelischer und bedeutsamer floß die Kette der Berge in die verschleierte Ferne hinüber, geistiger lächelten vom Ufer Gras und Gebüsche herauf, und dunkler, mächtiger redete der strömende Fluß wie aus urwelthaften Götterträumen her, als werbe Baumgrün und Gebirge, Flußrauschen und Wolkenzug dringlich um Erlösung und ewigen Fortbestand in der Seele des Dichters.

Noch verstand der befangene Jüngling die flehenden Stimmen nicht ganz, noch ruhte der innere Beruf, ein verklärender Spiegel für die Schönheit der Welt zu sein, erst halb bewußt in den Ahnungen dieser schönen, heiter nachdenklichen Stirn, und noch war das Wissen um eine vereinsamende Auszeichnung nicht mit seinen Schmerzen in des Dichters Seele gedrungen. Wohl floh er oft aus solchen geisterhaft gebannten Stunden plötzlich mit Weh und Trostbedürfnis zu seinen Freunden, verlangte in ausbrechender Einsamkeitsangst nach Musik und Gespräch und innigster Geselligkeit, doch war noch die unter hundert Launen verborgene Schwermut und das in allen Freuden weiter durstende Ungenügen seinem Bewußtsein fremd geblieben. Und noch lächelte Mund und Auge in ungebrochener Lebensfrische und von jenen geheimen Zügen der Gebunden-

heit und Lebensscheu, die wir im Bilde des geliebten Dichters kennen, war noch keiner in das reine Gesicht gekommen, es sei denn als ein vorübergleitender Schatten.

Indem er stand und schaute und mit zarten, witternden Sinnen den jungen Sommertag einsog, für Augenblicke ganz allein und abgerückt und außerhalb der Zeit, kam ein Student in lärmender Wildheit die Treppe herabgerannt. Er sah den Versunkenen stehen, kam mit stürmischen Sätzen einhergesprungen und schlug dem Träumer heftig beide Hände auf die schmalen Schultern.

Erschrocken und aus tiefen Träumen gerüttelt wendete Mörike sich um, Abwehr und einen Schatten von Beleidigung im Gesicht, die großen, milden Augen noch vom Glanz der kurzen Entrückung überflogen. Doch alsbald lächelte er wieder, griff eine der um seinen Hals gelegten Hände und hielt sie fest.

„Waiblinger! Ich hätte mir's denken können. Wo rennst du wieder hin?"

Wilhelm Waiblinger blitzte ihn aus hellblauen Augen an, und sein voller, aufgeworfener Mund verzog sich schmollend wie ein verwöhnter und etwas blasierter Weibermund.

„Wohin?" rief er in seiner heftigen und rastlosen Art. „Wohin soll ich denn fliehen, von euch prädestinierten Pfaffenbäuchen weg, wenn nicht zu meinem chinesischen Refugium draußen im Weinberg, oder vielleicht lieber gleich direkt in meine Kneipe, um meine Seele mit Bier und Wein zu überschwemmen, bis nur die höchsten Gebirge noch aus dem Dreck und Schlamm herausragen. O Mewigel, du wärst ja noch der einzige, mit dem ich gehen könnte, aber weißt du, am Ende bist auch du bloß ein Heimtücker und fauler Philister. Nein, ich habe niemand hier, ich habe keinen Freund, es wird nächstens gar keiner mehr mit mir gehen wollen! Bin ich nicht ein Hanswurst, ein Egoist und wüster Saufbold? Bin ich nicht ein Judas, der die Seelen seiner Freunde verkauft, jede für einen Dukaten an den Verleger Franckh in Stuttgart?"

Mörike lächelte und sah dem Freunde in das erregte, wilde Gesicht, das ihm so vertraut und so merkwürdig war mit seiner Mischung von brutaler Offenheit und pathetischer Schauspielerei. Die langen wehenden Locken, mit welchen Waiblinger in Tübingen aufgetreten war, und die ihm soviel Ruhm und Spott eingebracht hatten, waren jetzt gefallen. Er hatte sie sich kürzlich, in einer gerührten Stunde, von der Frau eines Bekannten mit der Schere abschneiden lassen.

„Ja, Waiblinger," sagte Mörike langsam, „du machst es einem eigentlich nicht leicht. Deine Locken hast du geopfert, aber daß du dir vorgenommen hast, vor Mittag kein Bier mehr zu trinken, das hast du, scheint's, wieder vergessen."

„Ach du! Jetzt fängst auch du das Predigen an! Es ist ein Elend. Ich aber sage dir, du wirst eines Tages in einer stinkigen Landpfarre sitzen und wirst sieben Jahre um die Tochter deines Herrn Patrons dienen und einen Bauch dabei bekommen, und wirst das Gedächtnis deiner besseren Tage verkaufen um ein Linsengericht und wirst deinen Jugendfreund verleugnen um einer Gehaltsaufbesserung willen. Denn siehe, es wird eine Schande und Todsünde sein, für meinen Freund zu gelten. Mewigel, du bist ein Heimlichtuer, und es ist mein Fluch, daß ich dein Freund sein muß, denn du hältst mich für einen Verworfenen, und wenn ich in der Verzweiflung meiner Seele zu dir komme und mich an dein Herz werfe, dann wirfst du mir vor, daß ich Bier getrunken habe. Nein, ich habe nur einen Freund, nur einen einzigen, und zu dem will ich gehen. Der ist meinesgleichen, und das Hemd hängt ihm aus den Hosen, und er ist seit zwanzig Jahren so verrückt, wie ich es bald auch sein werde."

Er hielt inne, nestelte hastig an seinem langherabhängenden Halstuche, das er unter die Weste stopfte, und fuhr plötzlich viel sanfter und beinahe bittend fort: „Du, ich will zum Hölderlin gehen. Kommst du mit?"

Mörike zeigte mit der Hand durchs offene Fenster, mit einer unbestimmten weiten Gebärde.

„Da guck' einmal hinaus! Das ist so schön, wie das alles im Frieden liegt und die Sonne atmet. So hat es der Hölderlin auch einmal gesehen, wie er seine Ode vom Neckartal gedichtet hat. — Ja, ich komme mit, natürlich."

Er ging voran, Waiblinger aber blieb einen Augenblick stehen und blickte hinaus. Dann legte er, im Nacheilen, dem Freunde die Hand auf den Arm und nickte mehrmals nachdenklich, und sein unstetes Gesicht war still und gespannt geworden.

„Bist du mir bös?" fragte er kurz.

Mörike lachte nur und ging weiter.

„Ja, es ist schön draußen," fuhr Waiblinger fort, „und da hat der Hölderlin vielleicht seine schönsten Sachen gedichtet, wie er anfing, das Griechenland seiner Seele in der Heimat zu suchen. Du verstehst das auch, und besser als ich, du kannst so ein Stück Schönheit ganz still aufnehmen und wegtragen und dann einmal wieder ausstrahlen. Das kann ich nicht, noch nicht, ich kann nicht so ruhig und still und geduldig sein. Vielleicht einmal später, wenn ich ruhig und ausgetobt und alt geworden bin."

Sie traten auf den Stiftshof und überschritten die Schattengrenze, Waiblinger nahm den Hut vom Kopfe und atmete begierig die warme Sonnenluft. An alten stillen Häusern vorbei, deren grüne Holzladen auf der Mittagseite gegen die Hitze geschlossen waren, gingen sie die Gasse hinab bis zum Hause des Schreinermeisters Zimmer, wo eine sauber geschichtete Ladung von frischen tannenen Brettern in der blanken Wärme glänzte und duftete. Die Haustüre stand offen und alles war still, der Meister hielt noch Mittagspause.

Als die Jünglinge ins Haus traten und sich zur Treppe wandten, die zu des wahnsinnigen Dichters Erkerzimmer hinaufführte, öffnete sich in der dunkeln Hausflur eine Tür, aus einem durchsonnten Stübchen her drang weiches Licht in Strahlen heraus, und darin erschien ein junges Mädchen, die Tochter des Schreiners.

„Grüß Gott, Jungfer Lotte", sagte Mörike freundlich.

Sie schaute einen Augenblick lichtblind in den schattigen Raum, dann kam sie näher.

„Grüß Gott, Ihr Herren. Ach, Sie sind's? Grüß Gott, Herr Waiblinger. Ja, er ist droben."

„Wir wollen ihn mit spazieren nehmen, wenn wir dürfen", sagte Waiblinger mit einer einschmeichelnden Stimme, die er gegen alle jungen und hübschen Mädchen im Gebrauch hatte.

„Das ist recht, bei dem schönen Wetter. Gehen die Herren wieder ins Presselsche Gartenhaus?"

„Jawohl, Jungfer Lotte. Kann ihn vielleicht später jemand dort abholen? Ich frage nur. Wenn's nicht gut geht, bringen wir ihn selber wieder.

„O doch, ich komme dann schon. Daß er nur nicht zu lang in der heißen Sonne bleibt, es tut ihm nicht gut."

„Danke, ich will dran denken. Also auf Wiedersehen!"

Sie verschwand und mit ihr floh die Lichtflut hinter die Stubentür zurück. Die beiden Studenten stiegen die Treppe hinauf und fanden die Türe zu Hölderlins Zimmer halboffen stehen. Mit der leichten Scheu und Befangenheit, welche sie trotz wiederholter Besuche jedesmal vor dieser Schwelle empfanden, näherten sie sich langsam, Waiblinger pochte an den Türpfosten; und da keine Antwort herauskam, schob er die leise in den Angeln reibende Tür behutsam weiter auf, und beide traten ein.

Sie sahen in dem sehr einfachen, aber hübschen und lichten Raum, dessen Fenster auf den Neckar gingen, die hohe Gestalt des Unglücklichen in ein Fenster gelehnt, auf den unmittelbar unter dem Erker dahinströmenden Fluß blikkend. Hölderlin stand ohne Rock in Hemdärmeln, den schlanken Hals bloß, das Haupt leicht gegen den Fluß hinabgebeugt. Nahe beim Fenster stand sein Schreibtisch, Gänsefedern staken in einem Behältnis, eine lag quer über mehrere beschriebene Papiere hinweg gelegt. Ein schwacher Luftzug lief vom Fenster her und raschelte in den Blättern.

Bei dem Geräusch wendete der Dichter sich um, er nahm die Eingetretenen wahr und blickte ihnen aus seinen schö-

nen, reinen Augen entgegen, indem sein Blick auf Mörike fiel, den er nicht zu erkennen schien.

Verlegen machte dieser einen kleinen Bückling und sagte: „Guten Tag, Herr Bibliothekar. Wie geht es Ihnen?"

Der Dichter schlug den Blick zu Boden, ließ die noch auf dem Fenstergesims ruhend Hand sinken und verneigte sich tief, indem er unverständliche, demütige Worte murmelte. Wieder und wieder verneigte er sich in schauerlich-ernsthafter Ergebenheit, bückte sein schönes, schwach ergrautes Haupt tief hinab und legte die Hände über der Brust zusammen.

Waiblinger trat vor, legte ihm die Hand auf den Arm und sagte: „Lassen Sie's gut sein, verehrter Herr Bibliothekar."

Nochmals bückte Hölderlin sich tief und murmelte halblaut: „Ja, Königliche Majestät. Wie Eure Majestät befehlen."

Und indem er Waiblinger in die Augen sah, erkannte er ihn, der sein Freund und häufiger Besucher war; er hörte auf, seine Verbeugungen zu machen, ließ sich die Hand schütteln und wurde ruhig.

„Wir wollen spazierengehen", rief der Student ihm zu, der diesem Kranken gegenüber etwas von seinem reizbar ungleichen Wesen verlor und im Umgange mit dem verehrten Schatten eine ihm sonst kaum eigene Güte und sanfte Überlegenheit zeigte, wie er denn überhaupt zu keinem Menschen in einem so gleichmäßigen und liebenden Verhältnis lebte wie zu dem geisteskranken Dichter, der mehr als dreißig Jahre älter war, und den er bald sanft und schonend wie ein gutes Kind, bald ernst und verehrend wie einen edlen Freund anzufassen wußte.

Mit Verwunderung und verlegener Rührung sah nun der Studiosus Mörike zu, wie sein ungestümer und hochfahrender Freund sich mit seltsam zarter Teilnahme und mit einer gewissen Übung und Geschicklichkeit des kranken Menschen annahm. Waiblinger schien sich in Hölderlins Stube genau auszukennen. Von einem Nagel hinter der Türe brachte er des Wahnsinnigen Gehrock, aus einer

Schublade sein wollenes Halstuch hervor und half dem folgsamen Kranken in seine Kleider wie eine Mutter dem Kinde. Er wischte mit seinem Taschentuche den Staub von Hölderlins Knien, er suchte dessen großen schwarzen Hut hervor und bürstete ihn sorglich rein, und dazwischen redete er ihm zu und ermunterte ihn beständig: „Soso, Herr Bibliothekar, jetzt haben wir's gleich, jawohl. So, so ist's recht, so ist's gut. Dann gehen wir an die Luft hinaus und zu den Bäumen und Blumen, es ist schön Wetter heut. So, jetzt noch den Hut auf, s'il vous plait." Worauf der alte Dichter nichts erwiderte als etwa einmal in höflich-zerstreutem Tone die Worte: „Euer Gnaden befehlen es. Je vous remercie mille fois, Herr von Waiblinger." Er ließ sich betreuen und hielt willig stand, und sein ehrwürdiges Gesicht mit den nur teilweise zerstörten adligschönen Zügen schien bald voll zerstreuter Gleichgültigkeit, bald in einer heimlich belustigten, hohen Überlegenheit zuzuschauen.

Mörike war an den Schreibtisch getreten und las, ohne das Blatt jedoch in die Hände zu nehmen, stehend in einem der offenliegenden Manuskripte. In metrisch tadellosen, wohlgebauten Versen stand da ein Stück von des zerstörten Dichtergeistes Schattenleben aufgezeichnet: flüchtige, von törichtem Unsinn unterbrochene Gedanken und Klagen, dazwischen Bilder voll reiner Anschaulichkeit, in seiner empfindlichen, fein gepflegten Sprache voll Musik, aber immer wieder gestört und vernichtet durch plötzlich dazwischengeratene Worte und Sätze eines ledern-pedantischen Kanzleistiles.

„So, jetzt können wir ja gehen", rief Waiblinger, und Hölderlin folgte ihm sogleich willig, nicht ohne noch im Gehen zu wiederholen: „Der Herr Baron befehlen. Euer Gnaden untertänig zu Diensten."

Hager und groß schritt Friedrich Hölderlein hinter Waiblinger her über den umzäunten Hof und durch die Gasse, den großen Hut bis dicht über die Augen herabgezogen, leise vor sich hin murmelnd und scheinbar ohne einen Blick für die Welt. Bei der Neckarbrücke aber, wo

kleine barfüßige Büblein kauerten und mit einer toten Eidechse spielten, blieb die schlanke, würdevolle Gestalt einen Augenblick stehen, um vor den beiden Kindern tief den Hut zu ziehen. Mörike ging neben ihm, und da und dort blickte man aus Fenstern und Haustüren dem grotesken kleinen Zuge nach, doch ohne viel Erregung und Neugierde, denn jedermann kannte den verrückten Dichter und wußte von seinem Schicksal.

Sie stiegen an hübschen buschigen Gartenhägen und Weinbergmäuerchen vorbei den sonnigen Osterberg hinan. Voraus ging stattlich die kraftvolle, strotzende Gestalt Waiblingers, welcher längst aus Erfahrung wußte, daß Hölderlin niemals vorangehe und einer Führung bedürfe. Dieser schritt langsam und ernsthaft, den Blick am Boden, und neben ihm ging der zarte Mörike her, gleich seinem Kameraden schwarz gekleidet. In den Ritzen der Rebbergmauern blühte da und dort blauroter Storchschnabel und weiße Schafgarbe, davon riß Hölderlin zuweilen einige Stengel ab und nahm sie mit sich. Die Hitze schien ihn nicht anzufechten, und als sie oben haltmachten, blickte er befriedigt um sich.

Hier stand das chinesische Gartenhäuschen des Oberhelfers Pressel, das im Sommer stets an Studenten und jetzt schon seit längerer Zeit an Waiblinger vermietet war. Dieser zog einen großen Schlüssel aus der Tasche, stieg die paar Steinstufen zum Eingang empor, schloß die Tür auf und wandte sich mit einer feierlich einladenden Gebärde an den Gast.

„Treten Sie ein, Herr Bibliothekar, und seien Sie willkommen!"

Der Dichter nahm seinen Hut ab, stieg hinan und trat in das kleine Häuschen, das er längst kannte und liebte. Kaum war auch Waiblinger eingetreten, so wandte er sich an diesen mit einer tiefen, resepektvollen Verbeugung und sprach mit mehr Lebhaftigkeit als sonst: „Euer Gnaden haben befohlen. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Baron, Eure Herrlichkeit wird mich in Dero hohen Schutz nehmen. Votre très humble serviteur."

Darauf trat er vor den Schreibtisch und starrte mit angelegentlichem Interesse nach der Wand empor, wo Waiblinger in großen griechischen Schriftzeichen den geheimnisvollen Spruch „Ein und All" angebracht hatte. Vor diesem Zeichen verweilte er minutenlang in gespannter Nachdenklichkeit. Mörike, in der leisen Hoffnung, ihn jetzt einem Gespräch zugänglich zu finden, näherte sich ihm und fragte behutsam: „Sie scheinen diesen Spruch zu kennen, Herr Hölderlin?"

Er wich aber alsbald zurück und verschanzte sich in sein undurchdringliches Höflingszeremoniell.

„Majestät," sagte er mit großer Feierlichkeit, „dieses kann und darf ich nicht beantworten."

Er trug den unordentlich zusammengerafften Blumenstrauß noch in der Hand, den er nun langsam mit den Fingern zerpflückte und in die Taschen seines Rockes stopfte. Währenddessen war er an das breite, niedere Fenster getreten, das über den lichten Weinberg und die tiefer liegenden Gärten hinweg eine weite stille Aussicht auf das Flußtal und auf die hohen Berge der Alb darbot. In den Anblick der hellen, friedevollen Sommerlandschaft versunken, blieb er stehen, tief die reine, von Sonnenschein und Rebenblüte erfüllte Luft atmend, und an seinen entspannten und beglückten Mienen war zu merken, daß diesem schönen Bilde seine Seele noch in der alten Zartheit und heiligen Empfänglichkeit offenstehe und Antwort gebe.

Waiblinger nahm ihm den Hut aus der Hand und sprach ihm zu, sich aufs Gesims des Fensters zu setzen, was er sogleich tat. Darauf erhielt erst Hölderlin, dann Mörike vom Hausherrn eine wohlzubereitete Tabakspfeife überreicht, und nun saß der kranke Dichter begnügt und zufrieden rauchend, schwieg und blickte ruhig in das sommerliche Tal hinaus. Sein rastloses Murmeln war verstummt, und vielleicht hatte sein ermüdeter Geist zu den hohen Sternbildern seiner Erinnerung zurückgefunden, unter welchen er nicht die kurze herrliche Blüte seines Lebens gefeiert, und deren Namen seit zwei Jahrzehnten niemand mehr ihn hatte nennen hören.

Schweigend hatten die Freunde eine Weile den Rauch aus ihren Pfeifen gesogen und dem stillen Mann am Fenster zugeschaut. Dann erhob sich Waiblinger, nahm ein Schreibheft zu Händen, das auf dem Tisch lag, und begann mit feierlicher Stimme: „Verehrter Herr Bibliothekar, es ist Ihnen wohl bekannt, daß wir drei ein Kollegium von Dichtern vorstellen, wenn auch keiner von uns jungen Anfängern sich mit dem Dichter des unsterblichen Hyperion vergleichen darf. Was könnte nun natürlicher und schöner sein, als daß ein jeder von uns etwas von seinen Gedichten oder Gedanken vortrage? In diesem Heft hier habe ich allerlei aus Ihren neueren Schriften gesammelt, Herr Bibliothekar, und ich bitte Sie herzlich, lesen Sie uns etwas daraus vor!"

Er gab Hölderlin das Schreibheft in die Hand, das dieser sogleich wiederzuerkennen schien. Er stand auf, begann in dem kleinen Raum hin und wider zu schreiten, und plötzlich hub er mit lauter Stimme und mit einer gewissen ergreifenden Leidenschaft an, Folgendes vorzulesen:

„Wenn einer in den Spiegel siehet ..."

Während des Lesens hatte sein Pathos sich noch immer gesteigert, und die Studenten waren den seltsamen, zuweilen tief und schrecklich-bedeutsam lautenden Worten nicht ohne Bangigkeit und geheimen Schauder gefolgt.

„Wir danken Ihnen", sagte Mörike. „Wann haben Sie das geschrieben?"

Allein der Kranke liebte es nicht, gefragt zu werden, er ging nicht darauf ein. Statt dessen hielt er dem Jüngling das Schreibheft vor die Augen.

„Sehen Sie, Hoheit, hier steht ein Semikolon. Euer Hoheit Wunsch ist mir Befehl. Non, votre Altesse, die Gedichte bedürfen des Kommas und des Punktes. Euer Gnaden befehlen, daß ich mich zurückziehe."

Damit setzte er sich wieder ins Fenster, begann an der erloschenen Pfeife zu saugen und richtete seinen Blick auf den fernen Roßberg, über welchem eine lange, schmale Wolke mit goldenen Rändern stand.

„Du hast doch auch etwas zum Vorlesen?" fragte Waiblinger seinen Freund.

Mörike schüttelte den Kopf und fuhr mit den Fingern durch sein blondes, frauenhaft zartes Haar. In seinem kleinen Stehpult verborgen bewahrte er seit kurzem zwei neue Gedichte auf, welche „An Peregrina" überschrieben waren, und von denen keiner seiner Freunde wußte. Wohl wußten einige von ihnen um die sonderbare romantische Liebe, deren schönes Zeugnis jene Lieder waren; vor Waiblinger aber hatte er nie davon gesprochen.

„Du bist ein Querkopf", rief Waiblinger enttäuscht. „Warum hältst du dich vor mir so verborgen? Hier oben hat man den Herrn auch seit Wochen nimmer gesehen! Der Louis Bauer macht es geradeso. Ihr seid verfluchte Feiglinge, Ihr Tugendhelden!"

Mörike wiegte unruhig seinen Kopf hin und wider.

„Wir wollen uns lieber vor dem dort nicht zanken", sagte er leise mit einer Gebärde gegen das Fenster. „Was indessen den Tugendhelden betrifft, da hast du dich getäuscht. Mein Werter, ich bin letzte Woche wieder einmal acht Stunden im Karzer gesessen. Das sollte mich rehabilitieren. Und nächstens kann ich dir auch wieder einmal etwas vorlesen."

Waiblinger hatte seinen Hemdkragen weit aufgeknöpft und den Rock ausgezogen, seine mächtige, dunkel behaarte Brust schaute durch den Hemdspalt.

„Du bist ein Diplomat," rief er feindselig, „man weiß nie, wie man mit dir steht. Aber ich will es jetzt wissen, du. Warum weichet ihr mir alle aus? Warum kommt keiner mehr ins chinesische Gartenhaus? Warum läuft mir der Gfrörer davon, wenn ich ihn anreden will? Ach, ich weiß ja alles! Angst habet ihr, elende lumpige Stiftlersangst! Ihr seid wie die Ratten, die ein Schiff vor dem Untergang verlassen! Denn daß ich nächstens einmal aus dem Stift herausgeworfen werde, das wisset ihr ja besser als ich. Ich bin gezeichnet wie ein Baum, der gefällt werden soll, und ihr zieht euch zurück und sehet zu, die Hände in den Taschen, wie lang ich's wohl noch treibe. Und wenn sie

mich dann absägen, dann seid ihr die Schlauen und könnt sagen: Haben wir's nicht schon lange gesagt? Wenn der Bürgersmann eine rechte Freude haben soll, dann muß einer gehenkt werden, und der bin ich. Und du, du stehst auch bei denen drüben, und von dir ist es nicht recht, du bist doch bei Gott mehr als die ganze Rotte. Du und ich, wir könnten miteinander das ganze Pack in die Luft sprengen. Aber nein, du hast deinen Bauer und deinen Hartlaub, die laufen dir nach und bilden sich ein, sie wären auch so eine Art von Genius, wenn sie sich an deinem Feuer wärmen. Und ich kann allein bleiben und an mir selber ersticken, bis ich kaput bin! Es ist nur gut, daß ich den Hölderlin habe. Ich glaube, den haben sie auch seinerzeit im Tübinger Stift kaputt gemacht."

„Ja, da muß ich lachen", fing Mörike besänftigend an. „Du schimpfst, ich käme nimmer zu dir ins Gartenhaus. Aber wo sitzen wir denn grade jetzt? Und ich bin auch manchmal den Osterberg heraufgestiegen, aber der Waiblinger hatte in der Beckei und beim Lammwirt und in anderen Kneipen zu tun. Vielleicht ist er auch hier drinnen gesessen und hat bloß nicht auftun mögen, so wie er's einmal dem Ludwig Uhland gemacht hat."

Er streckte dem Kameraden die Hand hinüber.

„Sieh, Wilhelm, du weißt, daß ich nicht immer mit dir einverstanden sein kann — du bist es ja selber nicht. Aber wenn du meinst, ich habe dich immer gern, oder wenn du gar behauptest, mir sei mein Plätzchen im Stift zu lieb, und ich habe Angst, für deinen Freund zu gelten, dann muß ich einfach lachen. Lieber soll man mich drei Tage in den Karzer setzen, als daß ich an meinem Freund den Judas mache. Weißt du's jetzt?"

Waiblinger drückte die hingebotene Hand so heftig, daß sein Freund schmerzlich den Mund verzog. Stürmisch fiel er ihm um den Hals, der sich seiner kaum erwehren konnte, und plötzlich hatte er die Augen voll Tränen, und seine umschlagende Stimme klang hoch und knabenhaft.

„Ich weiß ja," rief er schluchzend, „ach, ich weiß, ich bin deiner gar nicht wert. Das dumme Saufen hat mich her-

untergebracht. Du weißt ja nicht, wie elend ich bin, du kennst das alles nicht, was ich durchmache und was mich noch tötet, du kennst das Weib nicht, diese wunderbare rätselhafte Frau, an der ich mich verblute."

„Ich kenne sie schon", meinte Eduard trocken, und er dachte, mit einer kleinen Erbitterung gegen den Freund, an seine eigenen Schmerzen um Peregrina.

„Du kennst sie nicht, sag' ich, wenn du sie auch gesehen hast und ihren Namen weißt. Du, ist sie nicht wahnsinnig schön? Kann sie denn etwas dafür, daß sie eine Jüdin ist, und könnte sie so rasend schön sein, wenn sie's nicht wäre? Ich verbrenne an ihr, ich kann nicht lesen mehr, nicht schlafen, nicht dichten, erst seit ich ihren Busen geküßt und an ihrem Hals geweint habe, weiß ich, was Schicksal ist."

„Schicksal ist immer Liebe", sagte Mörike leise, und dachte mehr an Peregrina als an den Freund, dessen stürmende Selbstentblößung ihm quälend war.

„Ach du," rief jener schmerzlich und sank in seinen Sitz zurück, „du bist ein Heiliger! Du stehst überall nur wie ein Wächter dabei und hast überall nur Teil am Schönen und Zarten, und nicht am Häßlichen und Giftigen. Du bist ein stiller guter Stern, aber ich, ich bin ein Komet, ich bin eine wilde nutzlose Fackel und verbrenne in der Nacht. Und ich will es auch so, ich will verflackern und verbrennen, es ist gut so und ist nicht schade um mich. Wenn ich nur vorher noch einmal etwas Gutes und Großes schaffen könnte, nur ein einziges, edles, reifes Werk. Es ist ja alles nichts, was ich gemacht habe, alles schwach und eitel und in mir selbst befangen! Der hat es gekonnt, der dort drüben im Fenster! Der hat seinen Hyperion hingestellt, ein Sternbild und ein Denkmal seiner großen Seele. Und du kannst es auch, du wirst in aller Stille gute und große Werke schaffen, du Unheimlicher, dem ich nie ganz in's Herz sehen kann. Oh, ich kenne sie alle, den Pfizer in Stuttgart und den Bauer und alle miteinander, ich habe sie durchschaut und ausgeleert und verbraucht — wie Nüsse, wie Nüsse! Nur du hast immer standgehalten, nur du hast dein Ge-

heimnis in dir bewahrt! Dich kenn' ich noch immer nicht, dich kann ich nicht aufknacken und verbrauchen! Mit mir geht es schon abwärts, und du stehst noch im Anfang. Mir wird es gehen wie unserem Hölderlin, und die Kinder werden mich auslachen. Aber ich habe keinen Hyperion gedichtet!"

Mörike war sehr ernst geworden. „Du hast den Phaeton gedichtet," sagte er zart.

„Den Phaeton! Da wollte ich griechisch sein, und wie verlogen, wie widerlich ist das Zeug geworden! Sprich nur immer vom Phaeton! Dir kann ich's nicht glauben, wenn du ihn noch lobst, du stehst so hoch über dieser Spottgeburt! Nein, er ist nichts wert, und ich bin ein Stümper, ein jammervoller Stümper.

Es geht mir immer so, ich fange eine Dichtung in heller Freude an, es glüht und sprudelt in mir und läßt mich Tag und Nacht nicht los, bis ich den Strich unter das letzte Kapitel gemacht habe. Dann mein' ich Wunder, was ich geleistet hätte, und nach einer Weile, wenn ich's wieder ansehe, ist alles fad und grau oder alles grell und falsch und übertrieben. Ich weiß, bei dir ist das ganz anders, du machst wenig und brauchst Zeit dazu, aber dann ist es auch gut und kann sich sehen lassen. Bei mir wird aus jedem Einfall immer gleich ein Buch, und ich muß sagen, es gibt nichts Herrlicheres als so sich hinzustürmen und auszugießen im Rausch und Feuer des Schaffens. Aber nachher! nachher! Da steht der Satan da und grinst und zeigt den Pferdefuß, und die Begeisterung war Schwindel, und der edle Rausch war Einbildung. Es ist ein Fluch!"

„Du mußt nicht so reden", fing Mörike gütig an, die Stimme voll von Trost. „Wir sind ja noch Kinder, wir dürfen noch jeden Tag das wegwerfen, was wir gestern gemacht und schön gefunden haben. Wir müssen probieren und lernen und warten. Der Goethe hat auch Sachen geschrieben, von denen er nichts mehr wissen will."

„Natürlich der Goethe!" rief Waiblinger gereizt. „Das auch so ein Ritter von der Geduld, vom Abwarten und Zusammensparen. Ich mag ihn nicht!"

Plötzlich hielt er inne, und beide Jünglinge schauten verwundert auf. Hölderlin hatte seinen Fensterplatz verlassen, durch die laute, heftige Unterhaltung beängstigt, nun stand er und schaute Mörike an, sein Gesicht zuckte unruhig, und seine hagere, lange Figur sah bedürftig und leidend aus.

Da beide betroffen schwiegen, neigte sich Hölderlin über Mörikes Stuhl, berührte ihn vorsichtig an der Schulter und sagte mit sonderbar hohler Stimme: „Nein, Euer Gnaden, der Herr von Goethe in Weimar, der Herr von Goethe — ich kann und darf mich darüber nicht äußern."

Das gespenstische Dazwischentreten des Wahnsinnigen und sein scheinbares Eingehen auf ihr Gespräch, das bei ihm äußerst selten war, hatte die Freunde unheimlich berührt und beinahe erschreckt.

Jetzt fing Hölderlin wieder an, durch die kleine Stube zu wandern, traurig und geängstet hin und her zu wandern wie ein gefangener großer Vogel und unverständliche dunkle Worte vor sich hin zu reden.

„Wir hatten ihn ganz vergessen!" rief Waiblinger voll Reue und war wie verwandelt. Wieder nahm er sich des Dichters wie ein sanfter Pfleger an, führte ihn ans Fenster zurück, lobte die Aussicht und die herrliche Luft, brachte die am Boden liegende Pfeife wieder in Ordnung, tröstete und begütigte mütterlich. Und wieder gewann Mörike den anspruchsvollen und unbequemen Freund, da er ihn so herzlich und gütevoll bemüht sah, von neuem schmerzvoll lieb und machte sich stille Vorwürfe, ihn seit langem wirklich vernachlässigt zu haben. Er kannte Waiblingers phantastische Übertreibungssucht und das unheimlich rasche Auf und Ab seiner Stimmungen, aber was er von seiner gefährlichen Jüdin durchs Hörensagen wußte, war freilich bedenklich, und des Freundes voriger Ausbruch hatte ihn ernstlich geängstigt. Der zarte und empfindliche Mörike hatte in Waiblinger stets ein Vorbild unverwüstlichen Jugendübermutes und üppig schwellender Kraft gesehen; nun aber machte der von Trunk und seelischer Selbstzerstörung beschädigte und entstellte Mensch auch ihm einen beängstigenden Eindruck, als gehe er verzweifelnd auf

einem abschüssigen Pfade tiefer und tiefer, einem unholden Schicksal entgegen. Auch die seltsame Vertrautheit, ja Freundschaft des Freundes mit dem Geisteskranken erschien ihm heute in einer unheimlichen Bedeutsamkeit.

Friedlich saß indessen der Freund neben seinem armen Gaste im Fenster, der strotzend Junge neben dem ergrauten und erloschenen Mann, die tiefer gerückte Sonne strahlte wärmer und farbiger am Gebirge wider, im Tale fuhr ein langes Floß aus Tannenstämmen den Fluß hinabwärts, Studenten saßen darauf, schwangen blitzende Trinkkelche im Sonnenlicht und sangen ein kräftig-frohes Lied, daß es bis in die stille Höhe heraufschallte.

Mörike trat zu den beiden und blickte mit hinaus. Schön und milde lag die geliebte Gegend zu seinen Füßen, mit blanken Lichtern blitzte der Neckar herauf, und mit der satten lauen Luft wehte Gesang und ungebärdige Jugendlust wie mit warmen Lebensatem herauf. Warum saßen sie hier so arm und beraubt, diese Dichter des Überschwanges, der alte und der junge, und warum stand er selber, von schwankender Freundschaft, und von einer beschämend hoffnungslosen Liebe erschüttert, so unbefriedigt und traurig daneben? War das nur seine Empfindlichkeit und Schwäche, daß er trüben Stimmungen sooft unterlag, oder war es wirklich das Schicksal der Dichter, daß ihnen keine Sonne scheinen konnte, deren Schatten sie nicht in der eigenen Seele sammeln mußten?

Mitleidig dachte er dem Leben Hölderlins nach, der einst nicht nur ein Dichter, sondern auch ein begabter Philolog und hochgesinnter Erzieher gewesen war, mit Schiller im Verkehr gestanden und als Hofmeister im Hause der Frau von Kalb gelebt hatte. Hölderlin war, gerade wie Mörike auch, ein Zögling des theologischen Stiftes gewesen und hätte Pfarrer werden sollen, und dagegen hatte er sich gesträubt, wie auch Mörike sich dagegen zu sträuben gedachte. Seinen Willen nun hatte er durchgesetzt, aber wie hatte die Welt den untreu gewordenen Stiftler, den zartherzigen, schüchternen Dichter empfangen? Nichts war ihm geworden als Armut, Demütigung, Hunger, Heimatlosigkeit, bis

er aufgerieben war und der jahrzehntelangen Krankheit verfiel, welche weniger ein Wahnsinn zu sein schien als eine Ermüdung und hoffnungslose Resignation des verbrauchten Geistes und Herzens. Da saß er nun, mit der göttlichen Stirn und den noch immer ergreifend reinblickenden Augen, das Gespenst seiner selbst, in eine taube, entwickelungslose Kindheit zurückgesunken, und wenn er noch Bogen vollschrieb, aus denen zuweilen ein wahrhaft schöner Vers wie ein helles Auge aufblickte, so war es doch nichts mehr als das Spiel eines Kindes mit bunten Mosaiksteinen.

Wie Mörike so ergriffen und nachsinnend hinter den beiden stand, wendete Hölderlin sich ihm zu und schaute eine Weile starr und suchend in das feinzügige, überaus zart belebte, etwas weiche Jünglingsgesicht, dessen Stirn und Augen voll von Geist und voll von seelischer Kindheit waren. Vielleicht fühlte der Alte, wie ähnlich ihm selbst dieser Junge sei, vielleicht erinnerte ihn die Reinheit und beseelte Helligkeit dieser Stirn und der tiefe, noch keines zartesten Hauches beraubte Jünglingstraum in diesen herrlichen Augen an seine eigene Jugend; doch ist es zweifelhaft, ob nicht auch diese einfache Gedankenfolge schon zu ermüdend für sein Denken war, und vielleicht ruhte sein unergründlicher, ernster Blick nur in rein sinnlichen Vergnügungen am Schönen auf dem Gesicht des Studenten.

Während sie alle drei eine Weile schwiegen und jeder den Nachhall der vorigen lebhaften Aussprache in sich fortschwingen fühlte, kam den Weinberg herauf die Jungfer Lotte Zimmer gestiegen. Waiblinger sah sie von weitem und schaute dem Herankommen der kräftigen Mädchengestalt mit stillem Vergnügen zu, und als sie näher kam und ihm, der sie mit lautem Zuruf begrüßte, mit Lächeln zunickte, tat er einen Sprung durchs andere Fenster und ging ihr die letzten Schritte entgegen.

„Es ist mir eine Ehre," rief er überschwenglich und wies einladend die Steinstufen hinan, „es ist mir eine Ehre, in dieser Klause auch einmal ein so hübsches Fräulein be-

grüßen zu dürfen. Kommen Sie herein, werte Jungfer Lotte, drei Dichter werden zu Ihren Füßen knien."

Das Mädchen lachte, und ihr gesundes Gesicht glühte rot vom raschen Bergansteigen. Sie blieb auf der kleinen Treppe stehen und hörte dem Getöne des Studenten belustigt zu, schüttelte dann aber kurz den blonden Kopf.

„Bleiben Sie lieber stehen, Herr Waiblinger, ich bin nicht ans Knien gewöhnt. Und geben Sie mir meinen Dichter heraus, ich habe genug an dem einen."

„Aber Sie werden doch wenigstens einen Augenblick hereinkommen? Es ist ein Tempel, Fräulein, und keine Räuberhöhle. Sind Sie denn gar nicht neugierig?"

„Ich kann's aushalten, Herr Waiblinger. Eigentlich hab' ich mir einen Tempel immer anders vorgestellt."

„So? Und wie denn?"

„Ja, das weiß ich nicht. Jedenfalls feierlicher und ohne Tabakrauch, wissen Sie. Nein, geben Sie sich keine Mühe mehr, es ist ja doch nicht Ihr Ernst. Ich komme nicht hinein, ich muß gleich wieder umkehren. Bringen Sie mir nur den Hölderlin heraus, bitte, daß ich ihn heimbringen kann."

Nach einigen weiteren Scherzen und Umständlichkeiten ging er denn hinein und winkte dem Kranken zum Aufbruch, gab ihm seinen Hut in die Hand und führte ihn zur Tür. Hölderlin schien ungern wegzugehen, man sah es seinem Blick und seinen zögernden Bewegungen an, doch sagte er kein Wort der Bitte oder des Bedauerns. Mit der höflich-tadellosen Artigkeit, hinter welcher er seit so vielen Jahren sich vor aller Welt verschanzte und verborgen hielt, wendete er sich mit Blick und Verneigung erst an Mörike, dann an Waiblinger, schritt folgsam zur Tür und wandte sich dort mit einer letzten Verbeugung um. „Empfehle mich Euer Exzellenz ganz ergebenst. Euer Exzellenz haben befohlen. Ergebenster Diener, Dero Herrschaften."

Freundlich nahm ihn draußen Lotte Zimmer bei der Hand und führte ihn hinweg, und die zwei Studenten blieben auf den Stufen stehen und sahen den Hinweggehenden nach, wie sie zwischen den Reben den Berg hinab-

gingen und rasch kleiner wurden, der lange feierliche Mann an der Hand seiner jungen Pflegerin. Ihr blaues Kleid und sein großer schwarzer Hut waren noch lange zu sehen.

Mörike sah, wie sein Freund mit traurigen Blicken dem entschwindenden Unglücklichen folgte. Ihm lag daran, den empfindlichen und erregten Menschen erheiternd zu zerstreuen; auch wollte er selbst es vermeiden, in der Rührung einer unbewachten Stunde allzuviel von seinem Inneren zu enthüllen, denn Waiblinger hatte seit Monaten aufgehört sein unbedingter Vertrauter zu sein. Mörike, der an einsamen Tagen stundenlang einer grundlosen Wehmut nachhängen konnte, liebte es nicht und hütete sich davor, diese Seite seines komplizierten Wesens anderen zu zeigen, am wenigsten diesem Freunde, der selbst so gern in einer fast widerlichen Preisgabe seines Innersten zu schwelgen liebte.

Kurz entschlossen, den Bann zu brechen und sich selbst samt dem Kameraden auf die heitere Seite des Lebens hinüberzuretten, schlug er sich klatschend aufs Knie, setzte ein geheimnisvolles Gesicht auf und sagte im Tone schlecht geheuchelter Gleichgültigkeit: „Übrigens, dieser Tage habe ich einen alten Bekannten wiedergetroffen."

Waiblinger sah ihn an und sah sein bewegliches Gesicht vom leise zuckenden Wetterleuchten hervorbrechenden Humors überflogen, die gekräuselten Mundwinkel spielten wie probend in sarkastischen Faltungen, die mageren Wangen spannten sich über den starken Backenknochen in spitzbübischer Laune und die eingekniffenen Augen schienen vor verhaltener Munterkeit zu knistern.

„Ja, wen denn?" fragte Waiblinger in froher Spannung. „Komm, wir wollen hineingehen."

Im Stübchen zog Mörike die Fensterladen halb zu, daß sie in wohlig warmer Dämmerung saßen. Er ging elastisch hin und her, plötzlich blieb er vor Waiblinger stehen, lachte lustig auf und fing an: „Ja, weiß Gott, der Mann nennt sich Vogeldunst, Museumsdirektor Joachim Andreas Vogeldunst aus Samarkand, und er behauptete, auf einer wichtigen, äußerst wichtigen, folgenreichen Geschäftsreise zu

sein. Er kam von Stuttgart mit Empfehlungen von Schwab und Matthisson — unmöglich ihn abzuweisen —, und er wollte noch am selben Abend mit Extrapost nach Zürich weiterreisen, wo er von hochstehenden Gönnern mit Ungeduld erwartet werde. Nur der Ruf dieses entzückenden Musensitzes, sagte er, und der spezielle Ruhm und Glanz des theologischen Stifts, dieser ehrwürdigen Pflanzstätte der exzellentesten Geister, habe ihn veranlassen können, seine eilige Reise für wenige Stunden zu unterbrechen, und er bereue es nicht, nein wahrlich er hoffe es nie zu bereuen, obwohl seine Freunde in Zürich, Mailand und Paris ihm keine Stunde des Zuspätkommens verzeihen würden. In der Tat, Tübingen sei ganz charmant, und vornehmlich so gegen Abend in den Alleen am Neckar herrsche ein geradezu ravissantes Helldunkel, von einer höchst pittoresken Delikatesse, sozusagen romantisch-poetisch. Der Emir von Belutschistan, von dem er beauftragt sei, die Abbildungen aller schönen Städte Europas in Kupferstich zu sammeln und Seiner Hoheit mitzubringen, er werde entzückt sein, und wo denn ein guter Kupferstecher wohne, un bon graveur sur cuire, aber versteht sich ein Meister, ein rechter Künstler voll esprit und Gemüt. Ja, ob es übrigens hier warme Quellen gebe? Nicht! Er glaube doch davon gehört zu haben. Und ob der Dichter Schubart noch lebe — er meine jenen Unglücklichen, der von Friedrich dem Gütigen an die Hottentotten verkauft worden sei und dort die afrikanische Nationalhymne gedichtet habe. Oh, er sei gestorben? Helas, der Beklagenswerte! — Indessen war mir doch ganz sonderbar zumute, wie der Kerl seine Suada herunterrasselte und dazu mit den langen dünnen Fingern an seinen silbernen Rockknöpfen drehte. Du hast ihn schon gesehen, dacht' ich immer, diesen Direktor Vogeldunst mit seinen warmen Quellen und seinen langen dünnen Spinnenfingern! Da holt der Mann eine Dose aus seinem blauen langen Tuchrock, der ihm hinten bis an die Schuhe hinab ging, eine Dose heraus, und wie er sie aufschraubt und in den gespenstischen Händen dreht und eine Prise nimmt und dazu

in seiner heillos aufgeregten Vergnügtheit so hell und hoch zu meckern beginnt, und wie er dann so süß und äußerst angenehm zu lächeln weiß und mit den Fingernägeln auf der Dose den Pariser Marsch trommelt, da ist mir's wie im Traum, und ich quäle mich und rätsle herum wie ein Kandidat im Examen, wenn's brenzlich wird, daß ihm der Schweiß ausbricht und die Brillengläser anlaufen. Der Herr Joachim Andreas Vogeldunst aus Samarkand ließ mir aber keinen Augenblick zum Nachdenken, ordentlich als wisse er, wie mir zumute sei, und habe seine tückische Freude dran und wolle mich ja noch recht lange schmoren lassen. Von Stuttgart erzählte er, und von den amönen Gedichten des Herrn Matthisson, die er ihm eigenhändig vorgelesen habe und welchen eine gewisse interessant-pikante Bleichsüchtigkeit von Kennern nicht abzusprechen sei, und im gleichen Atem fragt er aufs angelegentlichste, ob die direkte Postroute nach Zürich über Blaubeuren führe, er habe nämlich von einem Stück Blei gehört, das dort irgendwo liegen müsse und das vortrefflich in seine erstklassige Sammlung von Sehenswürdigkeiten passen möchte. Den Bodensee gedenke er dann auch aufzusuchen, um dort en passant am Grabe des Doktors Mesmer seine Andacht zu verrichten. Von dem tierischen Magnetismus nämlich sei er ein alter treuer Anhänger, wie er denn auch dem Professor Schelling die Bekanntschaft mit dem Geist des universi verdanke und überhaupt ein Freund der Bildung dürfe genannt werden. Wenigstens habe er die Phantasiestücke von Hoffmann ins Persische übersetzt und lasse alle seine Kleider in Paris arbeiten, sei auch vom seligen Pascha von Assuan mit einem wertvollen Orden dekoriert worden. Er stelle einen Stern dar, dessen Zacken von Krokodilzähnen gebildet wurden, und früher habe er ihn gern auf der Brust getragen, einst aber einer Berliner Hofdame damit beim Tanzen den Hals verwundet, weswegen er auf das Tragen dieser hübschen Dekoration seitdem resigniert habe. Aber indem er das sagt, fährt sich der Herr Museumsdirektor mit der flachen Hand sachte über den Scheitel, und das tat das Männlein so kosend und zephirhaft, daß ich um ein Haar breit hätte

hinauslachen müssen. Denn jetzt kannte ich ihn — wer war's?"

„Wispel!" rief Waiblinger entzückt auf.

„Richtig geraten. Es war Wispel. Aber er hatte sich verändert, das muß ich sagen. Ganz leise begann ich also meine Entdeckung anzudeuten und sagte vorerst, mir sei, ich habe ihn schon früher einmal gesehen. Er lächelt. Er sei zum erstenmal in seinem Leben in diesem scharmanten Lande und in dieser entzückenden Stadt, deren Bild in Kupferstich mitzunehmen er übrigens ja nicht vergessen dürfe, aber obschon er sehr bedauere, sich nicht erinnern zu können, möchte es ja doch immerhin wohl möglich sein, daß ich ihn schon gesehen hätte. In Berlin vielleicht? Oder am Ende in Petersburg? Nein? Oder in Venedig? Auf Korfu? Nicht? Ja, dann tue es ihm leid, es müsse wohl ein angenehmer Irrtum des Herrn Magisters sein. — ‚Nein,' sagte ich, ‚jetzt fällt mir's ein, es ist in Orplid gewesen!' — Er stutzt einen Augenblick. Orplid? Ja, richtig, da sei er auch einmal gewesen, als Gesellschafter bei dem alten König Ulmon, der aber leider inzwischen gestorben sein soll. ‚Da kennen Sie vielleicht auch meinen Freund Wispel?' frage ich jetzt und sehe ihm gerade in die Augen. — Ich kann schwören; er war's, aber meinst du, er hätte mit einer Wimper gezuckt? Nichts dergleichen! Wi — Wips — Wipf sagt er nachdenklich, und tut, als könne er den wildfremden Namen absolut nicht aussprechen."

„Großartig!" jubelte Waiblinger, „das sieht ihm gleich, dem Windbeutel, dem Vogeldunst! Aber was hat er denn eigentlich von dir gewollt?"

„Ach, nichts Besonderes," lachte Mörike, „ich erzähl' dir's dann. Aber jetzt muß ich einen Augenblick hinausgehen."

Er stieß die Laden wieder auf, golden lag der Abend draußen und die Berge blau im Duft.

Er ging hinaus, kam aber schon nach einer Minute wieder zur Tür herein, vollkommen verwandelt, das Gesicht seltsam schlaff mit süßlich zugespitztem Munde, die Augen leer und rastlos, das Haar ein wenig herabgestrichen, mit

schwebenden vogelartigen Bewegungen der Arme und Hände, mit auswärts gespreizten Füßen auf den Zehen hüpfend, ganz Wispel. Dazu hatte er eine hohe, seltsam fade Stimme angenommen.

„Schönen guten Abend, Herr Magister, fing er an und machte ein weltmännisches Kompliment, den Hut mit den Fingerspitzen der Linken am Rande haltend. Schönen guten Abend, ich habe die Ehre und das Vergnügen, mich Ihnen als den Museumsdirektor Vogeldunst aus Samarkand vorzustellen. Sie erlauben wohl, daß ich mich ein wenig bei Ihnen umsehe? Ein angenehmer Aufenthalt hier oben, en effet, erlauben Sie mir, Ihnen zu diesem dedisiösen Tuskulum zu gratulieren."

„Was führt Ihn denn her, Wispel?" fragte nun Waiblinger.

„Vogeldunst bitte, Direktor Vogeldunst. Auch muß ich ergebenst bitten, mich nicht mit Er anzureden, nicht meiner unbedeutenden Person wegen, sondern aus Respekt vor den diversen hohen und distinguierten Herrschaften, in deren Diensten zu stehen ich die Ehre habe."

„Also, Herr Direktor, womit kann ich dienen?"

„Sie sind der Herr Magister Waiblinger?"

„Aber ja."

„Sehr gut. Sie sind Dichter. Sie sind ein praktisches Genie. — O bitte, keine überflüssige Bescheidenheit! Man ist von Ihren Werken unterrichtet. Ich kenne Ihre unsterblichen Werke, mein Herr. Vom Tage im Phaeton oder die Griechenlieder der Unterwelt. Nein, bemühen Sie sich nicht, ich bin ganz unterrichtet."

„Also weiter, zum Teufel, Sie Direktor in der Oberwelt!"

„Die Herren Magister gehören ins Tübinger Stift! Da möchte ich ganz ergebenst nachfragen, ob der Herr denn dort auch zufrieden ist?"

„Zufrieden? Im Stift? Da müßt' ich ein Vieh sein. Indessen hat die Sache zwei Seiten: die Herren vom Stift sind nämlich mit mir ebensowenig zufrieden wie ich mit ihnen."

„Sehr gut, très bien, Verehrtester! Ganz wie ich mir's gewünscht habe. Ich bin nämlich in der aimablen Lage, dem Herrn Magister eine recht angenehme Verbesserung seiner Umstände offerieren zu können."

„Oh, sehr verbunden. Darf ich fragen...?"

Mörike-Wispel trat einen kleinen Schritt zurück, setzte vorsichtig seinen Hut auf ein Bücherbrett nieder, führte mit den Armen die sublimsten Flugbewegungen aus und flötete im höchsten Diskant, doch geheimnisvoll gedämpften Tones:

„Sie sehen in mir, Verehrter, einen bescheidenen Mann, einen Mann von wenig Verdiensten vielleicht, aber einen Mann, der das Seine ohne Ruhmredigkeit zu tun weiß, und der schon die höchsten Herrschaften zu dero Zufriedenheit bedient hat. Erlauben Sie mir, mich ganz kurz zu fassen, wie es einem Manne geziemt, dessen Zeit überaus kostbar ist. Ich trage die schmeichelhaftesten Empfehlungsbriefe von den Herren Matthisson und Schwab in meiner Tasche. Es handelt sich um eine nicht unwichtige Angelegenheit. Hören Sie und achten Sie wohl auf meine Worte! Ich suche einen Ersatz für Friedrich Schiller."

„Für Schiller? Ja, mein werter Mann — —"

„Sie werden mich verstehen, ja ich schmeichle mir, Sie werden mich billigen. Hören Sie! Zu den hervorragenden Männern, die das Ihre ohne Ruhmredigkeit zu tun wissen, gehört der Herr Lord Fox in London, einer der distinguiertesten und reichsten Männer von England, Prior von Großbritannien, Freund und Vertrauter Seiner Majestät des Königs, Schwager des Ministers der Finanzen, Pate des Prinzen Jakob von Cumberland, Besitzer der Grafschaft — — —"

„Ja, ja, schon recht. Und was ist mit dem Herrn Lord?"

„Der Lord weiß meine Talente zu schätzen, ja ich darf mich seinen Freund nennen, Herr Magister. Es war einmal auf einer Hofjagd in Wales, da stellte er mich dem Baron Kastleword vor mit den Worten: ‚Dieser Mann ist ein Juwel, lieber Baron." Ein anderes Mal, als die

Prinzessin Viktoria gerade zur Welt gekommen war — ich war damals von Spanien zurückgekehrt —"

„Gut, gut, aber fahren Sie fort! Der Lord Fox —"

„Der Lord Fox ist ein ungewöhnlicher Mann, Herr Magister. Ich hatte damals die Ehre, ihn in seinem eigenen Wagen zur Jagd begleiten zu dürfen. Es war eine Fuchsjagd, mein Herr, und der Fuchs wird in England zu Pferde gejagt, es ist das Lieblingsvergnügen des Adels. Auch der berühmte Lord Chesterfield soll ein großer Fuchsjäger gewesen sein, ebenso Lord Bolingbroke. Er starb an Blutvergiftung."

„Kommen Sie doch zur Sache, Herr!"

„Ich bin stets bei der Sache. Eine Fuchsjagd ist sogar eine ganz scharmante Sache, wennschon vielleicht eine russische Büffeljagd noch interessanter sein mag. Ich habe einer solchen Büffeljagd im Ural beigewohnt. Aber, um mich kurz zu fassen, die großen Herren in England haben sonderbare und kostspielige Passionen. Ich kannte einen Herrn von der Ostindischen Kompanie, der tat nichts anderes, als daß er wegen eines Schmerzes im linken Bein alle Ärzte von ganz Europa zu sich kommen ließ. Ich empfahl ihm damals den Leibarzt des Kurfürsten von Braunschweig — nun habe ich seinen Namen vergessen —"

„Welchen Namen? Des Kurfürsten?"

„Nein, des Leibarztes. Ich bin untröstlich, ich hätte es niemals für möglich gehalten. Er war ein geschickter Mensch, der sein Handwerk verstand. Übrigens hat er dem Herrn in England doch nicht helfen können. Es war für mich ein rechter embarras. — Aber Sie haben mich unterbrochen. Also, es handelt sich darum, einen Ersatz für Friedrich Schiller zu finden. Der Lord Fox will nämlich einen deutschen Dichter in seiner Sammlung haben. Ich selbst habe ihn dazu überredet. Sie wissen, ich bin gewissermaßen selbst ein Stück von einem homme de lettres, und da ich mancherlei Reisen mache und vielerlei Bekanntschaften habe, konnte ich die nicht ganz uninteressante Beobachtung machen, daß sehr viele von den deutschen Dichtern Schwaben sind, und daß sehr viele von diesen schwäbischen Dich-

tern dem theologischen Stift angehören, und daß sehr viele von ihnen wenig mit ihren Glücksumständen zufrieden zu sein scheinen. Eh bien, da dachte ich mir, ich könnte dem Lord Fox einen schwäbischen Dichter besorgen. Er bezahlt die Reise und gibt 2000 Taler jährlich. Meine Erkundigungen im Auslande haben zu dem Resultat geführt, daß Friedrich Schiller der berühmteste schwäbische Dichter ist, und ich bin nach Jena gereist, um ihm meine Reverenz zu machen. Leider erfuhr ich, daß Herr Schiller schon vor längerer Zeit gestorben sei. Lord Fox will aber einen lebendigen Dichter haben — —"

Mitten im Satz hielt Mörike plötzlich inne. Von der Stadt herauf schlug die Stiftskirchenuhr, die Sonne stand schon tief. Es war sieben Uhr.

„Das gibt wieder eine Note", rief Mörike ein wenig bekümmert. „Wir kommen immer rechtzeitig ins Stift, und ich habe eben erst im Karzer gesessen."

„Ach was," meinte Waiblinger, „es ist bloß schade um den Wispel. Die dumme Kirchenuhr! Komm, wir fangen noch einmal an."

Aber Mörike schüttelte den Kopf, er war plötzlich ernüchtert. Bedächtig strich er seine Haare zurecht und schloß einen Augenblick die Augen, sein Gesicht sah müde aus.

„Kommst du mit?" fragte er dann. „Wenn ich beim Torwart ein bißchen bettele, läßt er uns vielleicht doch noch hinein."

Waiblinger stand unschlüssig: Jene schöne Jüdin, sein böses Schicksal, erwartete ihn auf den Abend. Er hatte sie seit einer Stunde ganz vergessen, er hatte sich seit langem nicht mehr so wohl gefühlt. Einstweilen begann er die Laden zu schließen, Mörike half mit, dann traten sie beide aus dem dunkel gewordenen Gartenhaus in den warmen Abend, der auf den steinernen Treppenstufen rötlich glühte.

Nun verschloß Waiblinger die Türen von außen.

„Nein," sagte er, während er den Schlüssel abzog, „ich bleibe heut abend draußen. Aber ich begleite dich noch in die Stadt. Es ist hübsch gewesen heut nachmittag, ich war schon lang nimmer so vergnügt. Weißt du, es geht mir

schlecht, und du mußt mir's nicht nachtragen, wenn ich dich vielleicht ein wenig angeschrien habe. Es gilt alles mir selber, auch was etwa an dich adressiert war, und wenn du schlecht von mir denkst, so kannst du doch nicht schlechter von mir denken, als ich's selber tue."

Sie gingen im Abendlicht bergabwärts der Stadt entgegen, die mit rauchenden Kaminen und schräg besonnten Dächern bescheiden und eng um die mächtig ragende Stiftskirche her gedrängt lag.

„Du, komm lieber mit ins Stift!" fing Mörike nach einer Pause bittend an. „Es ist nicht wegen dem Torwart. Aber wir könnten dann den Abend etwas miteinander lesen, im Hyperion oder im Shakespeare, es wäre hübsch."

„Ja, es wäre hübsch", seufzte Waiblinger. „Aber ich habe eine Verabredung, es geht nicht. Wir wollen bald wieder einmal zusammen hier draußen sein, dann mußt du auch deine Gedichte mitbringen. Es sind doch gute Zeiten gewesen, wie der Bauer und der Gfrörer noch kamen, und wie wir da im Gartenhaus unsere Kindereien getrieben haben. Wer weiß, wie oft wir noch beieinander sein können, gar lang kann's nimmer dauern. Für mich ist in Tübingen kein Boden mehr."

„So mußt du nicht denken. Du hast jetzt eine Zeitlang ein bißchen wüst gelebt und dir Feinde gemacht, das kann alles wieder anders werden."

Seine Stimme klang leicht und tröstlich, aber der Freund schüttelte überzeugt den mächtigen Kopf, und sein eigenwilliges, etwas gedunsenes Gesicht wurde bitter.

„Sag' selber, was hätte ich schließlich davon, wenn sie mich wirklich im Stift behielten! Am Ende müßte ich mein Examen machen und Pfarrer werden. Vikar Waiblinger! Pfarrverweser Waiblinger! Ich weiß ja nicht, was einmal aus mir werden soll, aber das nicht, das ganz gewiß nicht! Zu lernen ist hier auch nicht viel, unsere Professoren sind ja Leimsieder, vielleicht den Haug ausgenommen. Nein, ich laß es darauf ankommen! Ich muß es auf eigenen Füßen probieren, wie der arme Hölderlin seinerzeit auch, und ich bin stärker als er. Ich bin nicht so rein und nobel wie er,

aber ich habe mehr Kraft und ein heißeres Blut. Am besten wär's, ich ginge gleich jetzt davon, freiwillig, man kann nicht jung genug anfangen, wenn man sich sein eigenes Leben erobern will. Aber du weißt ja, was mich in Tübingen hält — an dieser Liebe will ich groß werden oder zugrunde gehen!"

Er schwieg plötzlich, als habe er zuviel gesagt, und an der nächsten Ecke bot er dem andern die Hand.

„Also gute Nacht, Mörike, und einen Gruß an den Wispel!"

„Den will ich ausrichten."

Sie hatten sich die Hände geschüttelt, da wandte Mörike sich noch einmal zurück. Er blickte dem Freunde voll in die Augen und sagte mit einem ungewöhnlich ernsthaften Ton: „Du darfst nicht vergessen, was für Gaben du hast! Glaub mir, man muß auf viel verzichten können, wenn man groß werden und etwas Rechtes schaffen will."

Damit ging er, und sein Freund blieb stehen und sah ihm nach, wie der schmächtige Jüngling nun mit plötzlicher Hast gegen die Bursagasse und das Stift hineilte. Er, Waiblinger, der sonst keine Ermahnungen vertrug, war für diese Worte unendlich dankbar, denn er fühlte wohl ihren heimlichsten, köstlichsten Sinn: Daß Mörike an ihn glaube. Das war für ihn, der sooft an sich irre ward, ein Trost und eine tiefe Mahnung.

Langsam ging er weiter nach dem Hause seiner schönen Jüdin, der fatalen Schwester des Professors Michaelis.

Zur selben Stunde ging Friedrich Hölderlin in seinem Erkerzimmer rastlos auf und nieder. Er hatte seine Abendsuppe verzehrt und den Teller, wie es seine Gewohnheit war, vor die Tür auf den Boden gestellt. Er mochte nichts in seiner Klause dulden, was nicht sein Eigentum war und zur Enge seines in sich zurückgezogenen Daseins gehörte, nicht Teller noch Glas, nicht Bild noch Buch.

Der Nachmittag klang stark in ihm nach: Das geliebte stille Häuschen im Weinberg, die wieder sommersatte Landschaft, Flußblinken und Studentengesang, Anblick und Gespräch der beiden Jünglinge, namentlich jenes schönen, zar-

ten, dessen Namen er nicht wußte. Unruhe trieb ihn, ob er schon müde war, immer wieder auf und ab, hin und her, und manchmal blieb er am Fenster stehen und schaute verloren in den Abend.

Wieder einmal hatte er heute die Stimme des Lebens vernommen, und sie klang fremd und aufreizend in seiner Schattenwelt nach. Jugend und Schönheit, geistiges Gespräch und ferne Gedankenweiten hatten zu ihm gesprochen, zu ihm, der einst Schillers Gast und ein Geladener an der Tafel der Götter gewesen war. Aber er war müde, er vermochte nicht mehr nach den goldenen Fäden zu greifen, nicht mehr dem vielstimmigen Gesang des Lebens zu folgen. Er vermochte nur noch die dünne, vereinzelte Melodie seiner eigenen Vergangenheit zu hören, und die war nichts als unendliche Sehnsucht ohne Erfüllung gewesen. Er war alt, er war alt und müde.

Beim letzten Licht des hinsterbenden Tages nahm der kranke Mann nochmals die Feder zur Hand, und unter wirre, klanglose Verse, mit denen ein daliegender Bogen groben Papiers bedeckt stand, schrieb er mit seiner schönen, eleganten Handschrift diese kurze, traurige Klage:

„Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Der Jugend Freuden sind wie lang! wie lang! verflossen.
April und Mai und Julius sind ferne —
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne."

* * *

Nicht lange nach dieser Zeit mußte Wilhelm Waiblinger das Stift und Tübingen verlassen. Er ging nach Italien und ist arm und verlassen als ein Komet und Abenteurer in Rom verloschen und verschollen.

* * *

Mörike verblieb im Stift, konnte sich am Ende der Studienzeit aber nicht entschließen, Pfarrer zu werden. Nach

mißglückten Versuchen als Journalist mußte er doch zu Kreuze kriechen, aber wie er nie ein ganzer Pfarrer wurde, so ist ihm nie ein ganzes Leben und Glück zuteil geworden. Unter Schmerzen beschied er sich und formte in erdarbten guten Stunden seine unverwelklichen Gedichte.

Friedrich Hölderlin blieb in seinem Tübinger Erkerzimmer und hat noch zwanzig Jahre in seiner toten Dämmerung fortgelebt.

Der Dichter und die Welt

Von Karl Röttger

Der Dichter hatte sich erhoben von seinem abseitigen Sitz und stand nun, aber ein wenig vornübergebeugt. Und, war es nun das Geräusch in der Stille dieses Augenblicks oder eine magische Erscheinung: fast alle sahen ihn... Er sprach aber so: „Der Wert des Menschen ist nie quantitativ zu bemessen. Er kann nicht wie der Kesseldruck vom Manometer von dem Tun seiner Tage abgelesen werden. Der Wert eines Menschen ist gleich einem verschlossenen Juwel und ist ruhendes Sein. Der Wert eines Menschen bemißt sich nach dem Maß, in dem er Gott in sich hat oder ihn ersehnt..."

Der Assessor wandte sich an Ingeborg, die neben ihm saß und sagte: „Um Gotteswillen — was will der? Hat der Theologie studiert?" Das Mädchen aber schüttelte seine Worte wie ein lästiges Gesumme ab und starrte den Mann an... Der hatte eine Pause gemacht und lächelte. —

„Vielleicht sind meine Worte Ihnen lächerlich", sagte er weiter. „Wie oft bin ich ausgelacht worden . . . Aber schließlich kann unsereins doch nur reden, was man ist und meint. Also: Der Wert eines Menschen, sagte ich, kann nur so ungeheuer schwer gesehen werden... weil er Sein ist und nicht Tat. Die Tat kann mit ihm in Verbindung stehn, bedingt ihn aber nicht. Es sei ein Mensch, und er tue nur Gutes, er gebe täglich die Hälfte seines Erwerbs den Bedürftigen, er kränke niemand, er gehe beiseite, wo Zank ist in Worten oder Taten. So kann dieser Mensch doch der wertlosesten einer sein, die je da waren; so kann er doch ein Mensch sein, der vor dem Angesicht Gottes nicht da ist. Denn wer ist für ihn da? Das ist der Schaffende. Und wer ist der Schaffende? Der da Liebe

hat. Nichts als Lieb'e. Liebe aber ist eben das, was ich nannte das ruhende Sein. Liebe ist gleichbedeutend mit dem Weltgeist und dem Weltsinnen. Liebe ist das Innere aller Dinge. Und wo etwas in der Welt mit sich und der Welt uneins ist, da mangelt's der Liebe. — Und wo ein Mensch leidet, da liebt ihr ihn nicht; und wo einer dürstet in seiner Seele, und ihr wißt es und reicht ihm nicht Hand und Mund, da habt ihr nicht Liebe. Da seid ihr ganz ohne Wert. Und gäbt ihr, was ja sooft geschieht, irgendwem und dem Fernsten Gruß und Teilnahme und dem Nächsten nicht, so seid ihr ohne Wert. Nicht, daß ich sage, der Wert sei nach dem mehr oder minder großen Tun zu messen. — Und so füge ich hinzu: es sei ein Mensch, der irre viel und versäume viel und tue an sich oder an andern, an Fremden und Freunden nicht, was zu tun not sei, etwa weil er noch in sich gespalten sei, oder weil er leide an sich oder zu scheu sei und er habe doch Liebe, so hat er den Wert, den ein Mensch vor Gott haben muß, und Gott wird ihn kennen. Nehmet ein Beispiel. Ich war ein Mensch, arm und einsam, und hatte wenig Gemeinschaft mit den Menschen. Ich liebte dort, wo ich nicht wieder geliebt wurde, und wurde geliebt, wo ich es nicht sah... War ich etwas Minderes denn heute, da ihr meine Gestaltungen unterirdischer Nöte und Sehnsüchte in meinen Büchern habt? Ist mein Wert gesteigert, seit ich „berufen" bin von der Stimme, zu reden und zu schreiben? — Bin ich dadurch ein anderer?... Nein! War ich, was ich heute bin, nicht schon als — Kind? — So seht doch, das Kind, mit dem mich heute fast nichts mehr verbindet als ein Blick, den ich hinübersende wie übers Meer (wie in ein Unerreichbares) — dies Kind, was war es? — Aber in Gottes Blick ist sein Wert, den niemand sah, wohl bewahrt. Denn so wir das nicht so zu denken vermöchten, müßten wir vergehen in namenloser Traurigkeit. — Das Kind liebte ein Mädchen, als es zehn Jahre alt war, und das Mädchen war weiß, blond und blau, da es in seines Vaters Garten heraufkam. Aber diese Liebe blieb unerfüllt wie alle große Liebe, und so ward der Wert nicht gesehen. —"

Hier war wieder eine Pause; einige dachten: er ist zu Ende — was hat er gewollt? Und der Maler sprach leise zur Sängerin: „Worauf will er hinaus?" Die zuckte die Achseln und sah den Menschen an. — Er aber sprach weiter: „Wir müssen noch weiter. Es sei ein Mensch, verworfen — wie etwa solche, die ihren Körper verkaufen (Männer oder Weiber), oder wie solche, die ihren Geist verkauften einst (und die waren schlimmer), und das Publikum nannte sie Dichter und Künstler — so können sie noch Wert haben, wenn anders sie noch einen Funken der Liebe haben... Und sie noch haben einen Funken des Bewußtseins ihrer Verworfenheit. Denn so ich weiß, daß ich verworfen bin, bin ich's noch nicht ganz. Oder schon nicht mehr ganz. Und so ich noch Liebe habe, bin ich nicht aus dem Gesichtsfeld Gottes gerückt. — Gott aber — Gott aber, sage ich" — und da schwand das Lächeln von seinem Mund, und er trat einen Schritt in die Gesellschaft hinein, „Gott richtet anders!... Denn bei Gott ist eine andere Gerechtigkeit denn bei den Menschen. Gott siehet den Wert des Menschen an, die ruhende Perle in seiner Seele. Es werden vor ihn treten zwei Männer und werden sprechen, der eine: Sieh Herr, ich war ein guter Vater der Kinder und ein treuer Gatte meiner Frau, ich war nie untreu, ich habe das Meine bewahrt, ohne je dem andern zu nehmen; ich habe die Kinder in Sitten gut aufgezogen. — Siehe mich an, Herr! So wird der Herr reden: Ich sehe dich noch nicht; es redet eine Stimme aus dem Nichts zu mir. Du hast deiner Frau nie Übles getan, ich weiß; aber ich sehe deine Perle noch nicht; wo ist dein Wert? Wo ist deine große Liebe?... Und der andere Mann wird sprechen: Ich habe der Meinen und den Meinen Schmerzen gemacht... Siehe Herr, du weißt, mein Herz war heiß; ich liebte die eine — und danach geschah es, daß ich auch die andere liebte, und da waren es ihrer zwei. Und es war ein Schmerz uns allen dreien, und es hätte doch wohl eine Seligkeit sein mögen... Und danach wußte ich, daß ich alles liebte, was schön war, und daß mein Herz sehnte, groß zu werden —: wie eine Sonne über alles hin. Sieh, ich habe oft gestan-

den und gefragt, warum das so alles sei. Und habe es nicht gefunden. Der Herr wird sagen: Geh ein zu deines Herrn Freude — hättet ihr vermocht, dort schon nur der Stimme eures Herzens zu folgen, so hättet ihr dort schon meine Seligkeit gehabt. Geh ein, sieh, da sind sie schon alle, die du liebtest und die dir schön erschienen; nimm sie an die Hand, hier wird euer keines eine Liebe dem andern neiden. — Denn das sollst du wissen, daß ich weiß, wie du nicht ohne Wert warst, und daß dein Wert war, daß du sehntest und liebtest und leiden konntest um deiner Liebe und deiner Sehnsucht willen. —

Und es werden Kinder kommen und scheue Mädchenseelen und werden nicht wissen, was sie reden sollen; eben da sie scheu sind und zu bescheiden sind, um ihren Wert selbst recht zu glauben, werden sie also nur stumm dastehn; und der Herr wird sagen: Ich sehe wohl euren Wert und eure ruhende Perle, gehet ein. Gehet ein! Denn die Größe des Wertes eines Menschen kann nicht gemessen werden an der Tat und den Taten, sondern ist ruhendes Sein. — Und es werden kommen die Schaffenden, die der Welt gegeben haben das Ihre, auf daß sie reicher sei und schöner und lebenswerter. Und wird kommen, der in Gewalt und Macht und Kraft Werk auf Werk türmte, Shakespeare wird kommen und Strindberg, und die Vielheit und Größe ihrer Werke wird hinter ihnen aufstehen, bergehoch ... Und bei ihnen werden stehen andere, fast namenlos, die der Welt gaben kleine, winzige Schönheiten, die aber auch Liebende und Schaffende waren; und werden nicht geringer gefunden werden von dem Blick Gottes als die Großen, und Er wird sagen: Gehet alle ein, ich sehe wohl eure Perle und euren Wert im Verborgenen ruhn. Und ist kein Unterschied unter euch. Gehet hinein, ihr werdet dort alles finden, das euch lieb und schön war, alle Seelen von Dingen und Männern und Frauen, und euer Herz wird allen strahlen, denn es ist groß und licht wie Sonne. — Und wird eure Liebe, weil ihr vieles lieben müßt, jedem einzelnen nicht geringer sein. — Und werden alle hineingehen, auch die Kinder mit und die Mädchen-

seelen, die da noch nichts taten noch tun konnten; und werden alle gleich gewertet sein." —

Leise trat der Dichter zurück und duckte nieder im großen Sessel. Er sah vor sich nieder auf seine Hände. Seine Geliebte lächelte schnell nach ihm hin und dann in die Gesellschaft hinein. Die saß stumm. Die Stille war fast peinlich... Nur daß ein paar Männer abseits sardonisch lächelten und ein Flüstern begannen. Der alte Freiherr wiegte leise den Kopf und begann nach einem Räuspern: „Ihre Worte, Herr Doktor, stehen in so wenig oder in gar keiner Beziehung zum Leben, wie wir es kennen und gewohnt sind, daß sie uns ganz fremd anmuten — —." Der Dichter blickte schräg auf: „Ja, ja. Und doch —"

„— und wenn man sie recht versteht, wird man ihnen auch oft widersprechen ..." Der Dichter nickte wieder. Er hätte sagen können: ich weiß! schwieg aber. Hatte auch Lust, hinzuzufügen: Hört ihr denn nicht? Ich meine doch die reine Natur, so wie sie Geist zu werden vermag und geworden ist... Warum versteht ihr nicht — den Geist... Er schwieg aber.

Ingeborg hatte eine feine Röte auf ihrem Gesicht — aber sie sah immer geradeaus. Der Dichter sah keine der Damen an. Er hatte das Gefühl, irgendwelches Empfinden für seine schönsten Gedanken müßte da in ihnen sein... in einigen... Und Charlotte und Inge und Anna mußten ihn wohl ganz verstehen; er sah aber niemanden an. Auch Magdalena und Else, fügte er in Gedanken hinzu. Aber es war die Bangigkeit in ihnen... die Furcht... er mußte auch wohl davon noch reden. Es würde doch wohl niemand zu ihm stehn, wenn es sich darum handelte, einmal Ernstes sachlich vor den Menschen auszusprechen. Angesicht zu Angesicht.

Magdalene und Charlotte saßen nebeneinander, neigten ihre Gesichter einander zu, und Charlotte flüsterte: „Sie fühlen's hier doch nur wie Provokation von ihm, und er packt doch nur seine Dichterideen aus. Es ist nur peinlich; er ist nicht für sie, und sie sind nichts für ihn." — Magda-

lena antwortete ganz leise: „Warten wir ab, was draus wird. Er läßt sich nicht kurzerhand abmurksen.“ —

„Aber, Gott, es wird doch nur unerquicklich werden...“

„Was heißt unerquicklich? Es ist wenigstens nicht langweilig.“ Der Freiherr sprach: „Robuste Gemüter könnten Ihre Worte gefährlich deuten, weil sie nicht wissen, an welche Realitäten sie sie binden sollen...“ „Ich spreche nicht für robuste Gemüter, Herr Baron.“ „Ich weiß, ich weiß, und doch — es kommt darauf an, letzten Endes, was Sie im Leben, in der Realität wollen...“

„Ich bin kein Sozialreformer, kein Gesellschaftsreformer. Ob man mich einen Ethiker nennen will? Es steht in jedermanns Belieben. Ich fühle mich aber außerhalb all dieser Kategorien. Ich bin — eine Stimme... Eine Stimme...“ Er brach ab und dachte: „Ah, ich werde den Mund nicht mehr auftun... Ah, scheußlich, dies Gefühl...“

Der Assessor begann, ganz gelassen und mit einer Trokkenheit in der Stimme; auf seinem Gesicht stand eine ungeheure Korrektheit... Der Dichter hatte Gefallen an ihm und dachte: Er ist ein Symbol! Man muß mit ihm rechnen. Symbole sind eben da, ob im Guten, ob im Schlechten. Der Assessor nickte leicht nach dem Freiherrn hinüber: „Wenn wir eingehen wollen auf das, was der Herr Doktor sagte (er legt, wenn ich recht verstehe, Wert darauf, Probleme, Zukunftsträume, Zukunftsspiegelungen mit derselben Offenheit in allem Umgang auszusprechen, wie es die Dichter sonst nur in ihren Werken tun), ich sage, es kommt darauf an, was gewollt wird! Herr Baron sagte es schon — was soll realisiert werden? Und da lassen die Worte von eben, so poetisch sie erfühlt sein mögen (der Dichter schmunzelte in sich hinein), nur eine Deutung zu... (in der Kunstpause hielten alle Damen den Atem ein wenig an, obwohl sie genau wußten, was folgen würde) die Worte können in der Praxis nur bedeuten: Auflösung des Zellgewebes unserer gesellschaftlichen und staatlichen Bindung, auch wenn sie nicht so gemeint sind. Die Menschen werden aber in der Praxis aus solchen Worten das machen... Denn so schön die Worte über die Liebe gemeint

sein werden — man weiß doch nicht recht, meint der Dichter mit seiner großen Liebesverbrüderung nur eine Art Freundschaftsbund oder begreift er die Geschlechterliebe mit ein. Vielleicht ist er so gütig, uns noch einiges Nähere — (und er schloß mit einem liebenswürdigen Blick zu den Damen hin), wir werden gern hören — —"

Der Dichter dachte: Daß dich das Mäuslein beißt. Dich kitzelt nicht nur deine Neugierde, mich über ein schweres Thema auszuholen. Du willst mehr. Einer, der, scheint's, immer aufs Ganze geht. —

Aber er lächelte seinem Widersacher freundlich zu. Wollen sehen, was Sachlichkeit vermag, dachte er, und begann.

„Ich gestehe, wenn unsereins solche Dinge anschlägt, so meinen wir erstmal den Ton! Meine Worte hatten zunächst gar nichts Reales, noch keine klar umrissene Gestaltung im Auge..."

Der Assessor strahlte. „Wir können Ihnen zubilligen, daß da ein Problem liegt in Ihren Worten. Aber Probleme, die bloß erfühlt, nicht aber auch durchdacht sind, sollten vielleicht doch besser erst ein noli me tangere sein..." Jetzt strahlte der Dichter. Die Leutseligkeit des Gegenüber verdroß ihn gar nicht. Er sprach (mit aller Bescheidenheit, deren er fähig war): „Das Geschlecht der Dichter, das da über die sogenannte rauhe Wirklichkeit den schönen Schein log (die Dichter lügen zuviel, sagte Nietzsche), dies Geschlecht der Dichter ist ausgestorben; sie sind alle dahin gegangen, daher sie waren und dahin sie gehörten, Erde zu Erde, Staub zu Staub. Des Geistes blieb von ihnen kein Fünkchen... Verzeihen Sie gütigst, daß ich ein wenig aushole. Jetzt sind die Dichter an der Reihe, die nur wahr sein wollen. Aufgetan ist schon das Tor des Zeitalters, wo die Menschen sich gewöhnen, in „die Augen des Wirklichen" zu sehen... ohne Angst. Über die Angst werde ich noch einiges sagen... so notwendig ist das. Aber erst vom Problem. Was gewinnt Stimme im Dichter? Das Leid der Welt und die Sehnsucht. Und was meint die Sehnsucht? Die Schönheit. Aber nicht die, so da Lüge ist, nicht

den „schönen Schein“ und „Schleier“ über alles Lebens Ungestaltete und Ungeformte und Ungeschlachte hingebreitet — sondern die Schönheit, die in des Lebens Höherbildung besteht. Die aber wird nicht erdacht, sondern erlebt und erfühlt. Das Erleben schließt alles Geistige in sich. Auch das Denken und Anschauen; wo bloß gedacht wird, vollzieht sich eine untergeordnete Beschäftigung von Menschen, die vielleicht etwas Besseres tun sollten.“ — Hier erlaubte sich auch der Dichter eine kleine Kunstpause, obwohl er sonst gegen solche Künstlichkeiten war. Er wußte, daß jetzt alles auf ihn einstürzen würde. — Er fühlte richtiges Entzücken ...

Drei, vier der Herren sprachen zu ihm herüber ... Er hörte zu und sagte dann gelassen: „Bleiben wir bei dem Haupteinwand. Sie führen mir die Philosophen an. Bleiben wir bei Kant. Es ist ein Irrtum, wenn Sie meinen, der sei bloß denkendes Gehirn gewesen. Was Kant gestaltete, waren große Erlebnisse und Erschütterungen seines Innern. Er, wie jeder Philosoph, war so gut Dichter wie Denker. Er war die große Einheit. Keine Rechenmaschine, die rein logisch des Lebens Sinn ausrechnet ... Er hatte in sich die große Tragik derer, die ein Allumfassendes wollen, finden wollen, zur Erlösung der Menschheit und ihrer selbst.“ —

„Das gibt es auch — das Allumfassende?“ wurde ihm zugerufen.

„Gewiß“, antwortete der Dichter. „Nur ist es und kann es nicht sein ein „System der Philosophie“ — denn wir wissen, wie das Leben souverän über alle Systeme hinwegschreitet. Das Einigende ist immer nur eins: Das Leben selber und die Liebe ... Und damit komme ich zum Anfang zurück ... Wir dürfen, wenn wir an der Zukunft bauen, nicht, niemals, genau, real, sagen (und können es auch gar nicht): so und so möge von nun fortan das Leben aussehen ... Wir sind doch keine Diktatoren, die das Leben kurzerhand umgestalten wollen! W i r vermöchten es dann auch nicht, wenn wir so wären. Sondern wir geben den Ton, auf den des Menschen Fühlen eingestimmt

sein muß, an, uns zu gewährleisten, daß Schönheit des Seins wachse..."

„Zu verschwommen", tönte es ihm entgegen...

Er lächelte. „Wie denn? Das Schmerzendste ist jedem Menschen die Einsamkeit. Ich meine nicht d i e Einsamkeit, die er immer wieder braucht, um zu sich selbst zu finden und in der er weiter wächst. Sondern die, in der er mit seinem besten Empfinden verlassen ist. Die schöne große Gemeinschaft braucht jeder Schaffende. Und jeder ist reicher, als er selber weiß. So viele Wurzeln sind ihm nun noch abgeschnitten, da er nicht herauskommen darf mit dem, was er meint, sehnt und möchte ... sei es im Guten oder im Schlimmen — — Wüßten wir doch erst einmal, was jeder möchte. Was wissen wir von der Geschlechterliebe? Vielleicht ist sie noch nicht so bald an der Reihe wie anderes. Vielleicht auch gerade sie. Aber das kann ja auf sich beruhen. Es gibt Menschen, die einsam sind von Natur und an e i n e m Genüge haben. Ein Mann an einer Frau. Und umgekehrt. Aber es gibt die andern, die anders fühlen. Es gibt aber vor allem die, welche vor allem seelisch lieben, mit Einschluß der Erotik oder ohne Einschluß der Erotik... Erst aber muß man doch einmal sehen, was alles da ist! Im übrigen denke ich, bleibt es dabei, daß dem viel vergeben werde, der viel geliebt hat."

Plötzlich senkte er sein Haupt und sprach zu einem Herrn mit goldenem Kneifer hinüber: „Nein, das ist keine Blasphemie... Nein! Nein! Wir wissen nur, so wir ehrlich sind: daß das Leben heute, wie es ist, so oft die Untreue bedingt. Während wir das Leben so denken möchten, daß es n u r die Treue bedingt ... Wann?"

„Wenn Liebe und Schönheit frei werden?"

Das fragte eine helle Stimme aus der Ecke des Zimmers.

„Eben dann," sagte der Dichter, „nur meine ich die Freiheit, die sich gebunden fühlt bei einem jeden in ihm selbst: an die Güte des Herzens, an ein heiliges Mitfühlen, an das Bedürfnis, behutsam mit dem Herzen des andern zu sein. Jeder behutsam mit dem Herzen von einem jeden, auf daß keiner keinem wehe tue... Ich rede mit

Bewußtsein n i c h t von Pflicht, denn wie oft d i e s Wort der Vorwand gewesen ist, heiligste Rechte abseits fühlender Herzen zu erdrosseln, davon will ich auch nicht reden."

* * *

Aber es kam, wie er's doch im Tiefsten geahnt hatte: das Gespräch verlief im Unfruchtbaren. In einer großen Wirrnis von Worten verknäuelte sich alles, was er klar und gut gefühlt hatte. So blieb bei den meisten eine Wildnis von guten und mißlichen Empfindungen ... Bis Charlotte die Rettung fand, an den Flügel ging und zu spielen begann, Chopin, ein paar Nocturnos, und dann Beethoven ... und da war alles hinweggespült, und es blieb nur das Erschauern.

So war der Dichter doch n i c h t mehr dazu gekommen, von der Angst zu sprechen. Als er aber hernach im Abend unter den Platanen stand, auf dem Kiesweg, gleich unter der Terrasse, im Kreis derer, die seinem Herzen schon etwas nähergekommen waren, fragte Inge auf einmal: „Sind Sie traurig?" Er sah sie an und wiegte das Haupt: „Traurig — kaum! Aber die Schwermut hat immer durch mein Leben geweht, doch ist sie eine Grundstimmung und folgt nicht aus dem einzelnen, zeitlichen Begebnis ... Freilich, wäre mein Leben anders gelaufen, von allem Anfang an, d. h. hätte ich früher vermocht, mich zu geben, wie ich war, hätten Menschen früher geglaubt an mich, hätte auch ich früher an mich geglaubt ... Aber mein Leben lief eben so, wie es lief ..."

Else sagte: „Wir hätten Ihnen wohl beistehen sollen ... Es ist wohl alles im unklaren geblieben."

Er aber sprach: „Dies sagt mir ja, daß ihr mich gehört habt." — Sein Blick glitt suchend über die weichen Frauengestalten hin. „Für die Männer bin ich — Narr, vielleicht ein weichlicher. Aber meine Stärke weiß — ich! — Vielleicht der junge Fabrikant und der Student wären imstande, mich zu finden, aber sie getrauen sich noch nicht. — Nicht wahr, es gab einmal die Klassik und gab

Weimar...? Das ist lange her... Sehr lange. Aber was macht's? Und was war Weimar? Nichts, danach zu sehnen lohnte. War doch da auch ein jeder allein. Und zumal die Besten. Herder vor allen und Jean Paul... Suchte doch jeder nur das Seine. Nein, es war kein Bund. Und so war letztlich auch keine Schönheit. Wir wollen kein neues Weimar ersehnen und auch keinen Jenaer Kreis. Hölderlin und Brentano gingen von da aus und endeten beide letztlich namenlos einsam. — Was wir ersehnen dürften, ist etwas Zarteres, aber auch Wirklicheres, etwas Schöneres, aber auch Stärkeres — —" Charlotte sagte: „Zeigen Sie es uns... damit wir wissen, was Sie meinen." Und Inge faßte leise seine Hand: „Ja, zeigen Sie es!" Und Gertrud, ihm gegenüberstehend, sagte auch: „Ja, sag alles; du quälst dich damit herum, bis in den Traum deiner Nächte, wenn ich dich manchmal belausche..." „Tust du das?" fragte er sinnend. —

Und fuhr fort: „Aber ich kann nichts dazu, daß der Zweifel in mir ist. Könnten die Menschen, könntet ihr Armut der Seele und Verfremdung und Weltschwere auf euch nehmen? Ach, wer sagt, daß nicht immer wieder die Angst aufsteht? Angst vor den Menschen und dem Leben! Was nützt es euch, daß ich sage, alle Angst habe es nur mit Phantomen zu tun? Daß sie ein Nichts ist? Daß dort, wenn ihr hinübergetreten wäret, der große Frieden und die große Schönheit sein würden, und keine Angst dort mehr hinüberlangt...? Was nützt es euch?" Inge sagte leise: „Ja, wenn wir glaubten..."

Er neigte sein Gesicht. — „Ich bin müde und will viel Dunkel der Nacht auf mich decken, warm zu ruhen..." Und wandte sich und ging. Seine Geliebte folgte ihm. Die andern blieben schweigend stehn. —

Gertrud faßte auf dem Heimweg seinen Arm und sagte: „Du verschwendest dich! Es ist alles zwecklos. Auch wissen sie vielleicht nicht, wohin du willst." — „Ja, du hast ja ein Recht, so zu sprechen. Du bist anders als ich. Und magst vielleicht recht haben. Aber warum ertrag ich die Ein-

samkeit so schwer? Man ist ja auch zu zweien einsam. Man ist auch zu zweien noch viel uneins mit sich selbst."

„Du bist es!"

„Ja, ich weiß, du weniger. Weil du um des Glückes willen mit mir alles andere, alles Leiden und alles In-sich-selbst-uneins-sein leicht erträgst. Warum brenn' ich denn nach Leben, nach der Musik des Reigens auf grünender Wiese?"

„Ich rate, mach das tot in dir — wirf deine Werke hinaus ins Namenlose und warte des übrigen." —

„Ich hab mir das selber schon geraten. Wie oft! Wenn du aber es rätst, hör' ich doch nicht meine Stimme." —

„Oh, nun wirst du bitter!" sagte sie und wandte sich ab.

„O nicht, nicht, es ist nur die Trauer", sagte er und faßte ihre Hand. Sie kamen schweigend nach Haus.

* * *

Er hatte auf einen Abend den Studenten, den Fabrikanten, Ingeborg, Else, Charlotte, Magdalene, Thekla und Erika geladen; er wollte vorm Haus, unter den Birken, vorlesen. Aber es wurde nichts draus. Bis auf Thekla, Charlotte und den Studenten (der bat, jemand mitbringen zu dürfen) schrieben alle ab. Er wußte, daß er zu spät geladen hatte, daß das Abschreiben nicht Laune war; trotzdem blieb eine starke Bitterkeit in ihm. Gegen Abend des Tages kam noch ein Gewitter, das die beiden Damen auch noch verhinderte, zu kommen. Nur der Student kam mit einer bekannten Dame halb durchnäßt an. So ward es ein stiller Abend. Sie saßen im Zimmer, da es draußen noch zu naß war vom Regen. Die Bäume dufteten herein. Erst ging die Zeit mit Reden dahin; hinter seinen Worten gingen die Gedanken dem Unlösbaren nach: warum das Nichtstimmende und Trennende immer unter den Menschen sei ... Das Gespräch, dem Zusammenhang der Künste nachgehend, interessierte ihn nun zuletzt nur wenig, er fühlte ja unerschütterlich in sich, in der Einheit seiner Seele, wie dort aller Schönheit Urkeim sei — ob es nun die Töne seien oder der Bildausdruck — oder beides geeint in der

Sprache, in der Dichtung — was also war noch zu sagen? Als aber der Student dann schön treuherzig und gleichwohl schüchtern ihn bat, doch etwas zu lesen — war ihm die eigene Stimmung unrecht, und er ging hin und holte die Verse, die mit einer großen Schwermut, aber auch in Frieden enden. — — —

Das Suchen blieb doch — die Nächte waren immer noch das Schwerste. Er mußte sich immer selbst beschwichtigen. Ein anderer hätte es doch schwer vermocht. Er fragte sich, ob es Herrschsucht sei, daß er die Menschen zu einem Rhythmus bringen oder zwingen wollte ... Und er glaubte doch zu finden, daß es tiefstes Sehnen in ihm sei. Und dann fragte Es in ihm: Willst du nur das Deine?! Und antwortete sich selbst: Das Meine und nicht das Meine! Das Meine, soweit es auch das der andern ist. Das ist meine Selbstsucht — ich will die höhere, vergeistigte Lebensform. Ich will den Geistmenschen, die intensivere Liebe, die verfeinerte Erotik. Ich will die Vertiefung des Glücks und die Erweiterung der Glücksmöglichkeiten des Menschen. Muß ich darum wie ein Bettler durchs Leben gehn? Und wenn ich das alles will, muß ich nicht selbst beginnen? — Und bin doch einer der Ausgeschlossensten — trotz aller Liebe, die ich oft nicht sah, und manchmal sah, und vor der ich hilflos stehe wie mit leeren Händen ... Warum das alles? Warum bin ich ungeschickt? Warum muß ich gleichwohl wollen? — Obwohl es Selbstsucht ist, will ich auch selbstsüchtig sein ... auf *diese* Weise, ja! —

Dann wieder ärgerte ihn alles Grübeln und Fragen und die schlaflosen Stunden der Nacht. Ich bin ein Idiot, sagte er zu sich; alles so wichtig zu nehmen, zu denken, anstatt bloß zu leben ... Und fand, daß alles Nachdenken zu nichts führe als nur zur Melancholie. Immer bloß leben und tun und schaffen! Aber die leeren Stunden kamen *doch*; und da versuchte er's, am Tag zu schlafen in solchen Stunden. Und das gelang. Aber es war nur eine halbe Erlösung.

An einem regengrauen Nachmittag lag er auch so; und in der Kühle dieses Tages war es süß zu schlafen. Gertrud war draußen im Wald; er hatte nicht mitgehen mögen, da er wirklich müde war von einer schlechten Nacht. Wäre ihm zu dieser Zeit in seinem Schaffen ein Neues, Großes gelungen, nach dem er suchte, etwa die monumentale epische Darstellung, so hätte es ihn ablenken können. Denn seine Arbeitsleistung litt unter dem Grübeln nur wenig. Aber dann fragte er schon wieder, wenn die Arbeit stockte: ist da ein Zusammenhang? zwischen dem Nichtfinden in der Kunst und dem Leben? — Aber dann sah er an, was er geleistet hatte, wie er die Sprache gemacht hatte zu dem, was sie in Urzeiten gewesen war: die Einheit von Plastik und Melodie, wußte, daß er, mit ganz wenigen andern, die Sprache aus der Versumpfung rettete. Noch war's nicht offenbar, aber dies mußte so offenbar und klar werden, wie der Tag unfehlbar kommt hinter der Nacht. Auch fand er manchmal, es möchte das Finden des Epos und danach des Dramas nur ruhig langsam angehn... Denn da er metaphysisch so tief das Werden fühlte, mußte sein innerer Glaube sich ja von Zeit zu Zeit sozusagen automatisch wiederherstellen.

Er lag also und schlief und wurde durch heftiges Klopfen aufgestört. Er hörte Stimmen, ging schlaftrunken auf den Korridor hinaus und stand Gertrud und Ingeborg gegenüber; die lachte ihn, fast schien's, ein wenig ängstlich an; hinter ihr schaute das Gesicht ihrer ganz jungen Schwester hervor, die er ein paarmal schon gesehen hatte. Er lächelte und verschwand im Schlafzimmer und kam bald frisch mit hellen Augen wieder.

Die beiden Schwestern standen noch im Zimmer; Gertrud verschwand in der Küche. So standen die drei.

„Also da seid ihr", sagte er ... und sah sie an. Trat dann auf das junge Mädchen zu und sagte: „Wie alt bist du?"

„Achtzehn!"

Er wandte sich an Ingeborg: „Jung! Wie? Selig jung? Aber klug, paß mal auf, ich tu eine Frage an sie ..."

„Hilde, du heißt doch Hilde —: ich glaube, du bist ein kluges Mädchen. Also hör', findest du's sonderbar, wenn ein Dichter lieben will, was schön ist in der Welt?"

Er hatte den Arm leicht auf ihre Schulter gelegt. Sie lächelte ihn schön und jung an. „Ich finde nichts selbstverständlicher als das!"

Er sah Ingeborg an, die wartete. —

„Und weiter, Kleines, daß ein Dichter manchmal wohl möchte, etwas Schönem auf die Hand oder die Wange oder aufs Haar küssen, auch auf den Mund —?" „Warum soll er nicht dürfen. — Ich denk' mir, oder man könnte sich's so denken, daß der Künstler einen starken Verbrauch von Leben und Erinnerung in seinen Werken hat, daß er darum soviel suchen und sehen und lieben muß!"

Der Dichter antwortete nicht; er küßte das Mädchen ganz einfach auf Haar, Stirn und Mund... Dann sagte er und lächelte: „Ich wußte, daß du ein kluges Kind bist. Aber bei der Ingeborg darf ich das nicht machen."

„Davon weiß ich nichts", rief Hilde... „Ich kenne zwar keine andern Dichter, aber ich glaube, sie sind alle so."

Sie nahm sanft seinen Arm von ihrer Schulter, sprang aus dem Zimmer und war fort — in die Küche hinüber.

Der Dichter stand vor Ingeborg; sie hatte ein wenig die Hände gehoben, war's zur Abwehr, war's, um sie darzureichen?

„Ich wollte die indischen Sprüche mitbringen, die ich aus meinem Buch für Sie abschreiben wollte, aber ich habe vergessen..."

„Ein andermal", sagte er und kam noch einen Schritt näher. „Ist Kleinchen nicht lieb und klug?"

„Wenn ich Papier und Tinte und Feder bekäme, schrieb ich's gleich auf," sagte Ingeborg eifrig, „ich weiß die Sprüche auswendig..."

„Kannst du haben." Er wendete kurz ab, an den Tisch, brachte Papier, Tinte und Feder und rückte einen Stuhl zurecht. Sie fing an zu schreiben; er schaute zu. Auf einmal warf sie die Feder hin: „Ich kann die Verse doch nicht", rief sie und lachte. Er hatte gerade den Arm um ihren

Hals gelegt, sie bog den Kopf zurück, sah ihn an — — da war das Meer, das Meer — Blick in Blick und Gesicht an Gesicht. — Wie ein Stürzen, Sinken und Sichhalten ... an ihrem Mund, Hals und Ruhen der Stirn auf atmender Brust ...

Bis er, wie von kühlem Regen aufwachend, fühlte: sie weinte. Leise glitt die Hand übers Haar. Aber sie schob ihn weg ... Stand auf und wollte gehen. — — — Und ging ...

Die Flucht aus dem Himmel

Von Alfred Döblin

Grauer, endloser Wiesenplan. Schwer verschattete Luft. Lautlose Schmetterlinge im hellen Klee, Lupinen, verwachsenes, wüstes Ginstergebüsch, starre Haferhalme. Keine Buche im versinkenden, schwammigen Boden, keine Aloe, Palme. In der Ferne — wie weit — eine tiefe, schwarze Regsamkeit, rauchend an das Himmelsdach, eine mattblinkende Masse, Metallmasse von Blei und Zinn, ungeheuer. Schwache Linien, Biegungen, ein Knie umrissen, von einer Hüfte eine Falte abwärts gespannt, Bewegung, wie der Sturz einer Sandlawine. Der Rumpf, wo mochte der Rumpf sein. Die Arme, wo mochten sie sich, bis zu welcher Höhe sich erheben. Keines Kopfes schien diese Masse, diese Wolkenwand zu bedürfen. Ihr Anblick so erschütternd, Zungen lähmend. Kein Ich konnte hier bestehen bleiben, tiefste Bewußtlosigkeit strömte die Masse aus.

Gekauert auf einer beblümten Bodenwelle, die eigenen Knie mit den Armen umschlingend, mitten im fahlen Grün, ein junger, bärtiger, blasser Mann. Im Purpurmantel, eine Kaiserkrone auf dem rotblonden, dünnen Haar, so von Brillanten blitzend, daß die Wiese weithin schimmerte; die Finsternis durchbrochen von diesen furchtbar einsamen Blitzen. Die Krone im Nächtigen schwebend wie eine Ampel, an unsichtbaren Ketten. Er trug die Kaiserkrone der irdischen Welt, er hatte sie niemandem zurückgelassen in der Welt. Öfter nahm er sie ab, während er sich nach rechts und links schaukelte. Die zarten durchbluteten Hände wie in glühende Asche getaucht, glücklich sein Gesicht, vor der Brust hinter den beiden Goldspangen raschelte das verwelkte Sträußchen Magdalenens.

Einmal trug er nicht diese Krone. Einen sommerlichen Mantel von Veilchenfarbe hatte er da, die Haare fielen ihm knabenhaft über die unruhige Stirn auf den bloßen dürren Hals, in den von Wirbeln durchfurchten Nacken. Seinen Nacken hielt Maria mit beiden weichen Armen umschlossen, während sie kniete und ihr zerknüllter blauer Mantel losgelassen rückwärts über Fersen und Fußsohlen fiel; Helligkeit einer Morgendämmerung ging von ihr aus. Sie knieten nebeneinander, stierten abwärts, stierten die Erde an. Die Erde geöffnet, die Länder rauchten. Jesus weinte, Maria konnte ihn nicht besänftigen. „Wie wäre ich dein Sohn, Maria," atmete er, „wenn ich mich beruhigen könnte." Sie trocknete ihr Gesicht, ihr bernsteingelbes langes Haar knotete sie über Stirn, Augen und Nase, Mund, glitt blind gegen das ferne furchtbare Schweigen. Unter dem kalten Hauch warf sie sich hin. Dumpf die Haare zerbeißend, barmte sie wie schon tausendmal um die Erde. Kein Laut. Schärfer, schneidend die Kälte. Sie wich.

Als Jesus die Mutter kommen sah mit dem ungeöffneten Gesicht, weiße Blasen über den Armen, die Hände glanzrot gequollen, der Mund mahlend, schob er ihre Haare in die Höhe, rieb sie warm, Gesicht an Gesicht. Hob ihre Hände von seinen Schultern ab. Maria sprach kein Wort, lag allein mit dem Gesicht im Gras.

Der Vater ließ ihn gehen, noch nie hatte der Sohn mit solcher Inbrunst den glasharten Boden zu seinen Füßen geküßt.

Und dann geschah das Unerhörte, daß Jesus verschwand aus dem Himmel, dem Ungeheuren aus den Augen verloren, Maria verzweifelt geworfen auf den Rükken zweier Wildgänse, damit Gott ihr Schreien nicht hörte vor dem Geschrei der Vögel. Sie ging ihn suchen über die Länder, lief, lief, die Gänse trugen sie über das Wasser, sie fand ihn in Palästina. Klein, in einen graugrünen Rock gekleidet, in armseligen Sandalen kroch er zwischen Tagelöhnern, Handwerkern; ein rötlicher Spitzbart nach vorn umgebogen war ihm gewachsen; seine Augen so strahlend blaßblau, daß man sah, diese Augen konnten niemals wei-

nen. Maria schrillte vor Entsetzen, als sie ihn an dem mageren Hals, langsamen Schritt erkannte, daß es bis über die Berge nach Akkon und bis über das Meer nach Rhodos, Lydien, Chios gehört wurde.

Und das ungeheure Wesen oben aus überweltlichem Sinnen durch ihr Stöhnen geweckt, erkannte im syrischen Land den Sohn, der die hinsinkende Frau bei den Schultern hielt. Ihn hungerte plötzlich auf nach dem Anblick. Seinen Rumpf warf er tief vor, daß ein Krachen erscholl, Bersten, Splittern eherner Gebirge. Was sagte dies Stöhnen? Hatten sie die Göttlichkeit satt, wollten sie Menschen werden, trieb es sie nach neuen Gelüsten? Es schwelte um ihn, der Zorn rauchte über seine Brust, er fühlte sich gezwungen, wegzublicken, seine Schulter schob sich zurück.

Die berieselten Ebenen, Männer, Straßen, Alleen tragend, verbrannte Berge, Täler versenkend mit schwarzen Waldungen, hinunterschiebend gegen die Flüsse, grüne Olivenhaine, Weidenpflanzungen, Felder mit Mais, starrem Zuckerrohr. Warme Luftströme über den Flächen, am heißen Galiläischen Meer Heu in Stapeln. Unter den Gehetzten der Ebene Maria. Sah sich blind an ihrer Bosheit, Niedrigkeit, an ihrem Gram, ihrer Betäubung. Das Lager bereiten, abnehmen, Gebete gießen über die verkrampften Herzen. Römer trunksüchtig des Morgens mit harten Schritten über die eroberten Straßen klirrend, die Tunika wallend, hohe Schnürschuhe, nackte Knie, Verachtung um die leeren glatten Lippen. Schlaue schwarze Phönizier aus flachen Galeeren vom Meere aufgestiegen, feilschend mit Mastix, steifen Brokaten, losen Seidenstoffen. Ausgesogene scheue Judäer. Klagende mit Aussatz. Heran Menschenherden unter griechischem Geschrei vom Libanon getrieben, Rudel sanfter Knaben, plattgesichtiger Mädchen, Tataren, Slovenen vom Schwarzen Meer, unter Peitschenhieben, Stockschlägen hinüber auf die Sklavenschiffe.

Als Jesus die Männer auf den prächtigen Seidenschuhen sah, gesalbt die Haare, Bärte mit Goldfäden durchflochten, als die Frauen summend die Tempelstufen herunterstiegen in bunten langen Gewändern, anschmiegenden Geweben,

hängenden weiten Ärmeln, schenkte er seiner Mutter ein rosenrotes vielfaltiges Kleid mit Brokatgürtel und einer gläsernen Schnalle, darüber legte er einen meergrünen Mantel mit Goldborte, blumenbestickt, hermelingefüttert, zwei Perlenschließen hielten ihn über der Brust zusammen; der hauchartige Seidenschleier von der dünnen Stirnspange gehalten, bauschte sich fein neben den angeglühten Wangen vor den bittenden Lippen. Sie warf die Kleider, Perlen, Gürtel geklumpt von sich vor die Kinder. Denn er selbst, der eingeborene Sohn Gottes, der sich verleugnete, dachte an nichts als suchen unter Sklaven, Bettlern, Kranken, Reichen, Gelehrten. Er blickte ihnen unter die Augen. Soweit vergaß er sich, daß er Tote erweckte, die doch glücklich waren, daß sie ihr Schicksal von der Erde hinweggerafft hatte, Tote noch einmal zu diesem Leben, als hätte er ein ganz neues Dasein für sie vor. Er schien eine neue Welt schaffen zu wollen unter den Menschen, den Überwucherten, ein Umschöpfer, Gegenschöpfer.

Die Erregung wuchs in dem Himmlischen oben. War dies eine Verschwörung wie vor grauen Zeiten? Schon rieselten, drehten sich die grauen Massen, das Metall kräuselte, hob sich, rollte ab in bläulich flammenden Spiralen. Im Grimm hielt er an sich, es sollte sich alles bis zu Ende erfüllen.

Es geschah, wie er gefürchtet hatte. Hier wollte jemand die Menschen umgießen, gegen ihn, gegen Gott. Maria und Jesus liefen Arm in Arm über die Länder, schienen nicht zu wissen, von wo sie stammten, nur die göttlichen Mächte, die in ihnen wohnten, zu verschütten. Was hat Syrien in jenen Tagen gesehen, welche Flamme hauchte Menschen, Tiere, Pflanzen an.

Und wie die Bitterkeit in Gott wuchs, wurde Jesus stiller. Er veränderte sich, es legte sich über ihn die sonderbare Ruhe, mit der Maria nicht fertig wurde, so daß sie sich an jenen Abschied erinnerte im Himmel, an die tiefe Inbrunst des Abschieds Jesus' von seinem Vater. Die Angst wurde sie nicht los, wie sehr er sie beruhigte. Er schenkte

ihr neue Perlenschuhe, liebkosend bat, drängte er sie, ihn seine schmutzigen Wege allein treten zu lassen.

Und da wurde ihm plötzlich über Nacht klar, unter einer Sykomore zwischen seinen schlafenden Begleitern hingestreckt, während die funkelnden Gestirne langsam über die schwarze Himmelswölbung hinaufstiegen: daß sie ihn nicht wollten, die Menschen, daß sie ihn nicht mochten, seine Liebe nicht, Marias Liebe nicht. Und daß er sie reizte, weil er nicht von ihnen ging.

Seine Ruhe wurde tiefer. Als der Tag kam, ließ er nicht ab zu tun wie vorher. Er reizte sie weiter mit Plan, oh, er war kein Rebell; er wußte, daß hier für Liebe kein Platz war; er hatte etwas anderes vor. Maria flehte ihn an, sein menschliches Kleid von sich zu werfen. Und jäh war er enthüllt, als er im Regen bei Galiläa auf einem Weinberg sie an die Brust zog und sagte: „Könnte ich es, wäre ich dann dein Sohn?" Sie warf sich hin, zerriß ihr Gesicht. Sie verließ ihn, fuhr zum Himmel, in die Nähe des Ungeheuren suchte sie zu dringen, seine Schulter zu berühren um Beistand. Aber der Himmlische war nur glücklich über ihr Weinen; diese war keine Abtrünnige und war zu tief gespannt. Denn er fühlte, sein Sohn begann auf Erden zu ihm zu sprechen. Er fühlte, was dort geschah, wessen sich sein Sohn unterfing, geschah für ihn, und daß es für ihn war, was er dort sprach, so wie der Sohn zum Vater spricht, ehrerbietig und stolz, selbständig, Gottes Sohn zu Gott dem Vater. Wie Jesus nicht nachließ. Wie er seine Mutter tröstete, die sich entsetzt von den Menschen abwandte, die Menschen zu erweichen suchte, sich vor ihr Kind stellte, klagend. Er beschwor sie, er gäbe nicht nach. Sie weinte über die Menschen hin, dies sei ein Gott, ihr Sohn, der sich verleugne. „Ich hab' es nicht gewollt," schrie sie, „dies gab ich dir nicht auf den Weg." Sie faßte ihn bei der Hand, zerrte ihn vor die Strafhäuser, zeigte ihm die schmerzgeborstenen Gefangenen, Pein, Marter der Richtstätte. Er lächelte. Das Volk höhnte über den Gott aus dem Fischerdorf Palästinas, es gäbe schon zu viel Götter. Er ging seinen Weg. Keinen Finger bewegte der Vater.

So tief hatte Jesus den Schmerz nicht vermutet, wie der ist, den Menschen erleiden können, den er an dem Querbaum vor dem Stadttor erlitt. Der Vater, in einer Lähmung willenlos, konnte nicht wegsehen. So tief war Jesus Mensch geworden, daß er aufschrie, am Holz hängend: „Vater, hast du mich verlassen?" Und doch nicht nachgab und nicht die göttliche Maske über sein Gesicht zog. Sein Mund vertrocknet, die abgedrehten Augen fischweiß überhäutet, sein Leib aufgerissen. Es war nicht nur das Leuchten am Himmel, das schwefelgelbe, das anzeigte, Gott habe sich bewegt.

Jesus fuhr auf zum Himmel. Mit Schrecken sahen es, die ihn angenagelt hatten. Über den Fuß Gottes lag er gekrümmt, zertrümmert, eine weiche Masse. Der Himmel und die Ewigkeiten hatten nie solchen Augenblick erlebt wie diesen.

„Ich habe dich nicht verlassen", tönte es in seinen Ohren. Er röchelte aus der Erstarrung auf, sank schwer zusammen. Goldene Blicke auf seinen blutrünstigen geborstenen Schultern, entfleischtem Schädel, durchlöcherten Armen. Heftiger atmete er, lächelte betäubt in die Steine hinein, weinte, streckte sich lang hin. „Maria," seufzte er, „meine Mutter." „Ich habe dich nicht verlassen", tönte es. Er schloß die Augen. Er wußte, die Menschheit konnte gerettet werden.

Veronikas Abschied

Von Robert Musil

Johannes; von da an fühlte Johannes eine furchtbare Leichtigkeit, an dem was er wollte, haarscharf noch vorbeizugreifen. Man kennt manchmal etwas nicht, das man im Dunkeln will, aber man weiß, daß man es verfehlen wird; man lebt dann sein Leben dahin wie in einem versperrten Zimmer, in dem man sich fürchtet. Es ängstigte ihn manchmal etwas, wie wenn er einmal plötzlich zu winseln anfangen könnte, auf vier Gliedern zu laufen und an Veronikas Haaren zu riechen; solche Vorstellungen fielen ihm ein. Aber nichts ereignete sich. Sie gingen aneinander vorbei; sie sahen einander an; sie wechselten belanglose oder suchende Worte — täglich.

Und einmal zwar war ihm das plötzlich wie eine Begegnung in der Einsamkeit, um die die wirre, regellose Nähe mit einem Schlag fest und wie gewölbt wird. Veronika kam die Treppe herunter, an der unten er wartete; so standen sie vereinzelt in der Dämmerung. Und er dachte gar nicht, daß er von ihr etwas begehren wollte, aber wie wenn sie beide, wie sie dastanden, eine Phantasie in einer Krankheit wären, so anders notwendig erschien ihm, daß er da sagte: „Komm, gehen wir zusammen fort." Doch sie antwortete etwas, wovon er nur verstand: ... nicht lieben... nicht heiraten... ich kann Demeter nicht verlassen.

Und noch einmal wiederholte er seinen Versuch, er sagte: „Veronika, ein Mensch, aber manchmal schon ein Wort, eine Wärme, ein Hauch ist wie ein Steinchen in einem Wirbel, das dir plötzlich den Mittelpunkt anzeigt, um den du dich drehst... wir müßten gemeinsam etwas tun, dann fänden wir es vielleicht..." Doch ihre Stimme hatte noch

mehr etwas Lüsternes als jenes Mal, da sie ihm das gleiche geantwortet hatte wie jetzt: „So unpersönlich kann wohl gar kein Mensch sein, könnte nur ein Tier ... ja, vielleicht wenn du sterben müßtest ...“ Und dann sagte sie nein. Und da faßte ihn wieder dies, was eigentlich kein Entschluß war, sondern eine Vision, nichts was sich auf die Wirklichkeit bezog, sondern nur auf sich selbst wie eine Musik, er sagte: „Ich gehe fort; gewiß, vielleicht werde ich sterben.“ Aber auch da wußte er, daß es nicht das war, was er meinte.

Und stündlich in dieser Zeit suchte er sich Rechenschaft zu geben und fragte sich, wie sie in Wahrheit sein mußte, da sie soviel vermochte. Er sagte manchmal: Veronika, und fühlte an ihrem Namen den Schweiß, der daran haftet, das demütige, rettungslose Hinterhergehen und das feuchtkalte Sich-mit-einer-Absonderung-begnügen. Und er mußte an ihren Namen denken, sooft er die kleinen zwei Löckchen über ihrer Stirn vor sich sah, diese kleinen, sorgfältig wie etwas Fremdes an die Stirn geklebten Löckchen, oder ihr Lächeln, manchmal wenn sie zu dreien bei Tisch saßen. Und er mußte sie ansehen, sooft Demeter sprach; aber er stieß immer wieder auf etwas, das ihn nicht verstehen ließ, wie ein Mensch gleich ihr zum Mittelpunkt seines leidenschaftlichen Entschlusses geworden sein konnte. Und wenn er nachdachte, war schon in seiner frühesten Erinnerung etwas längst Verflackertes wie der Duft verlöschter Kerzen um sie, etwas Umgangenes wie die Besuchszimmer im Haus, die reglos unter Leinenbezügen und hinter geschlossenen Vorhängen schliefen. Und nur wenn er Demeter sprechen hörte, Dinge so grauenhaft gewohnt und farblos wie diese von niemandem genützten Möbel, erschien ihm das alles wie ein Laster zu dritt.

Und trotz allem mußte er später, wenn er an sie dachte, immer nur hören, wie sie nein sagte. Dreimal sagte sie plötzlich nein, und er hörte sie ganz unbekannt darin. Einmal war es nur leise und dennoch sich merkwürdig schon aus dem Vorherigen herauslösend und durch das Haus gehoben, und dann, dann war es wie ein Schlag mit der

Peitsche oder wie ein besinnungsloses Sichfestklammern, aber dann war es noch einmal leise, zusammengesunken und fast wie ein Schmerz über Wehtun.

Und zuweilen, jetzt schon, wenn er an sie dachte, war ihm, als ob sie schön wäre. Von einer höchst zusammengesetzten Schönheit, die man so leicht zu bewundern vergessen und wieder häßlich finden kann. Und er mußte denken, wenn sie vor ihm aus dem Dunkel des Hauses auftauchte, das sich hinter ihr ganz sonderbar ohne Bewegung wieder zusammenschloß, und mit ihrer machtvollen, ungewöhnlichen Sinnlichkeit — wie mit einer fremden Krankheit behaftet — an ihm vorüberglitt, er mußte dann jedesmal denken, daß sie ihn wie ein Tier empfand. Er fühlte es unbegreiflich und furchtbar in seiner größeren Wirklichkeit, als an die er zu Anfang geglaubt hatte. Und auch wenn er sie nicht sah, sah er alles mit übermäßiger Deutlichkeit vor sich, ihren hohen Wuchs und ihre breite, ein wenig flache Brust, ihre niedrige, wölbungslose Stirn mit den dicht und finster gleich über diesen fremden, sanften Löckchen zusammengeschlossenen Haaren, ihren großen, wollüstigen Mund und den leichten Flaum schwarzer Haare, der ihre Arme bedeckte. Und wie sie den Kopf gesenkt trug, als ob ihn der feine Hals nicht tragen könnte, ohne sich zu biegen, und die eigentümliche, fast schamlos gleichgültige Sanftmut, mit der sie den Leib ein wenig hervordrückte, wenn sie ging. Aber sie sprachen kaum mehr miteinander.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Veronika hatte plötzlich einen Vogel rufen gehört und einen andern ihm antworten. Und damit endete es. Mit diesem kleinen zufälligen Ereignis, wie das so manchmal geht, endete es, und es begann das, was nur mehr für sie war.

Denn dann huschte, vorsichtig, hastig, wie die Berührung einer spitzen, schnellen, weichhaarigen Zunge, der Geruch des hohen Grases und der Wiesenblumen an den Gesichtern entlang. Und das letzte Gespräch, das sich träg hingezogen hatte, wie man etwas zwischen den Fingern bewegt, an

das man längst nicht mehr denkt, brach ab. Veronika war erschrocken; sie merkte erst nachträglich, wie eigentümlich sie erschrocken war, an der Röte, die ihr jetzt ins Gesicht stieg, und an einer Erinnerung, die mit einemmal, über viele Jahre hinweg, wieder da war, unvorbereitet, heiß und lebendig. Es waren in der letzten Zeit allerdings so viele Erinnerungen gekommen, und es war ihr, als ob sie diesen Pfiff schon in der Nacht vorher gehört hätte und in der Nacht vorvorher und in einer Nacht vor vierzehn Tagen. Und ihr war auch, als ob sie sich irgendwann früher schon mit dieser Berührung gequält hätte, vielleicht im Schlafe. Sie fielen ihr ein in der letzten Zeit, diese sonderbaren Erinnerungen, immer wieder, sie fielen links und rechts von etwas in ihr ein, davor und dahinter, wie nach einem Ziel ziehende Schwärme, ihre ganze Kindheit, diesmal aber wußte sie mit einer fast unnatürlichen Gewißheit, daß es das Richtige selbst war. Es war eine Erinnerung, die sie mit einemmal erkannte, über viele Jahre hinweg, endlich, unzusammenhängend, heiß und noch lebendig.

Sie liebte damals die Haare eines großen Bernhardinerhundes, besonders die dort vorne, wo die breiten Brustmuskeln bei jedem Schritt über den gewölbten Knochen wie zwei Hügel hervortraten; es waren ihrer dort so übermächtig viele und so goldigbraune, und das war so sehr wie unabsehbarer Reichtum und ruhig Grenzenloses, daß sich die Augen verwirrten, wenn man sie auch ganz ruhig nur auf einen Fleck gerichtet ließ. Und während sie sonst nichts empfand als ein einziges, ungegliedertes, starkes Gefühl des Gernehabens, jene zärtliche Kameradschaft eines vierzehnjährigen Mädchens und wie für eine Sache, war es hier manchmal fast wie in einer Landschaft. Wenn man geht, und da ist der Wald und die Wiese und da der Berg und das Feld und in dieser großen Ordnung jedes nur wie ein Steinchen so einfach und fügsam, aber furchtbar zusammengesetzt ein jedes, wenn man es für sich anschaut, und verhalten lebendig, so daß man plötzlich in der Bewunderung Angst bekommt wie vor einem Tier, das die Beine anzieht und reglos liegt und lauert.

Aber einmal, als sie so neben ihrem Hunde lag, war ihr eingefallen, so müßten die Riesen sein; mit Berg und Tal und Wäldern von Haaren auf der Brust und Singvögeln, die in den Haaren schaukelten, und kleinen Läusen, die auf den Singvögeln saßen, und — weiter wußte sie es nicht, aber es brauchte noch kein Ende zu haben, und wieder war alles so hintereinandergefügt und eins in das andere gepreßt, daß es nur wie eingeschüchtert von soviel Gewalt und Ordnung stillzuhalten schien. Und sie dachte heimlich, wenn sie zornig würden, müßte das plötzlich in sein tausendfältiges Leben schreiend auseinanderfahren und einen mit furchtbarer Fülle überschütten, und wenn sie dann in Liebe über einen herfielen, müßte es wie von Bergen stampfen und mit Bäumen rauschen, und kleine wehende Haare müßten einem am Leibe gewachsen sein und kribbelndes Ungeziefer und eine in Seligkeit über etwas ganz Unsagbares kreischende Stimme, und ihr Atem müßte das alles in einen Schwarm von Tieren einhüllen und an sich reißen.

Und als sie da bemerkte, daß es ihre kleinen spitzen Brüste geradeso hob und senkte, wie dieser zottige Atem neben ihr auf und nieder ging, wollte sie es plötzlich nicht haben und hielt an sich, wie wenn sie sonst etwas heraufbeschwören könnte. Aber als sie sich nicht mehr dagegen zu stemmen vermochte und ihr Atem doch wieder so zu gehen begann, wie wenn ihn dieses andere Leben langsam an sich zöge, schloß sie die Augen und begann wieder an die Riesen zu denken, in einem unruhigen Ziehen von Bildern, aber viel näher jetzt und warm wie von niedrig dahinstreichenden Wolken.

Als sie dann lange danach die Augen wieder öffnete, war alles wie früher, nur der Hund stand jetzt neben ihr und sah sie an. Und da bemerkte sie mit einemmal, daß sich lautlos etwas Spitzes, Rotes, lustweh Gekrümmtes aus seinem meerschaumgelben Vlies hervorgeschoben hatte, und in dem Augenblick, wo sie sich jetzt aufrichten wollte, spürte sie die lauwarme, zuckende Berührung seiner Zunge in ihrem Gesicht. Und da war sie so eigentümlich gelähmt

gewesen, wie... wie wenn sie selbst auch ein Tier wäre, und trotz der abscheulichen Angst, die sie empfand, duckte sich etwas ganz heiß in ihr zusammen, als ob jetzt und jetzt... wie Vogelschreien und Flügelflattern in einer Hecke, bis es still wird und weich im Laut wie von Federn, die übereinandergleiten...

Und das war dies von damals, gerade dieses sonderbar heiße Erschrecken war es, an dem sie jetzt plötzlich alles wiedererkannte. Denn man weiß nicht, woran man es fühlt, aber sie spürte es, daß sie jetzt, nach Jahren, in genau der gleichen Weise erschrocken war wie damals.

Und dort stand, der heute noch abreisen sollte, Johannes, und da stand sie. Das waren bis hierher an dreizehn oder vierzehn Jahre, und ihre Brüste waren längst nicht mehr so spitz und neugierig rotgeschnäbelt wie damals, sie hatten sich ein ganz klein wenig gesenkt und waren ein bißchen so traurig wie zwei liegengelassene Papiermützchen auf einer weiten Fläche, denn der Brustkorb hatte sich flach in die Breite gestreckt, und das sah aus, wie wenn der Raum um sie davongewachsen wäre. Aber sie wußte das kaum, weil sie es im Spiegel sah, — wenn sie nackt war, im Bade oder beim Umkleiden, denn sie tat schon längst dabei nur mehr das, was eben zur Sache gehörte —, sondern sie spürte es bloß so am Gefühl, weil ihr manchmal vorkam, als hätte sie sich früher in ihre Kleider einschließen gekonnt, ganz fest und nach allen Seiten, während es jetzt nur war, wie wenn man sich mit ihnen bedeckte, und wenn sie sich erinnerte, wie sie sich selbst, so von innen heraus, spürte, war das früher wie ein runder, gespannter Wassertropfen und jetzt längst wie eine kleine, weichgeränderte Lache; so ganz breit und schlaff und spannungslos war dies Empfinden, daß es wohl überhaupt nichts als Trägheit und müde Lässigkeit gewesen wäre, hätte es sich nicht manchmal angefühlt, wie wenn sich etwas unvergleichlich Weiches ganz, ganz langsam in tausend zärtlich vorsichtigen Falten von innen her an sie schmiegte.

Und es mußte bloß irgendwann einmal gewesen sein,

daß sie dem Leben näherstand und es deutlicher spürte, wie mit den Händen oder wie am eigenen Leibe, aber schon lange hatte sie nicht mehr gewußt, wie das war, und hatte nur gewußt, daß seither etwas gekommen sein mußte, was es verdeckte. Und hatte nicht gewußt, was es war, ob ein Traum oder eine Angst im Wachen, und ob sie vor etwas erschrocken war, das sie gesehen hatte, oder vor ihren eigenen Augen; bis heute. Denn inzwischen hatte sich ihr schwaches alltägliches Leben über diese Eindrücke gelegt und hatte sie verwischt wie ein matter, dauernder Wind Spuren im Sand; nur mehr seine Eintönigkeit hatte in ihrer Seele geklungen, wie ein leise auf- und abschwellendes Summen. Sie kannte keine starken Freuden mehr und kein starkes Leid, nichts, das sich merklich oder bleibend aus dem übrigen herausgehoben hätte, und allmählich war ihr ihr Leben immer undeutlicher geworden. Die Tage gingen einer wie der andere dahin, und eines gleich dem anderen kamen die Jahre; sie fühlte wohl noch, daß ein jedes ein wenig hinwegnahm und etwas hinzutat, und daß sie sich langsam in ihnen änderte, aber nirgends setzte sich eines klar von dem anderen ab; sie hatte ein unklares, fließendes Gefühl von sich selbst, und wenn sie sich innerlich betastete, fand sie nur den Wechsel ungefährer und verhüllter Formen, wie man unter einer Decke etwas sich bewegen fühlt, ohne den Sinn zu erraten. Es war allmählich, wie wenn sie unter einem weichen Tuche lebte, geworden oder unter einer Glocke von dünngeschliffenem Horn, die immer undurchsichtiger wurde. Die Dinge traten weiter und weiter zurück und verloren ihr Gesicht, und auch ihr Gefühl von sich selbst sank immer tiefer in die Ferne. Es blieb ein leerer, ungeheurer Raum dazwischen, und in diesem lebte ihr Körper; er sah die Dinge um sich, er lächelte, er lebte, aber alles geschah so beziehungslos, und häufig kroch lautlos ein zäher Ekel durch diese Welt, der alle Gefühle wie mit einer Teermaske verschmierte.

Und nur als diese seltsame Bewegung in ihr entstand, die sich heute erfüllte, hatte sie daran gedacht, ob es nun nicht vielleicht wieder wie vordem werden könnte. Und

später hatte sie wohl auch daran gedacht, ob es nicht Liebe sei; Liebe? lange schon wäre die gekommen und langsam; langsam wäre sie gekommen. Und doch für das Zeitmaß ihres Lebens zu rasch, das Zeitmaß ihres Lebens war noch langsamer, es war ganz langsam, es war damals nur noch wie ein langsames Öffnen und Wiederschließen der Augen und dazwischen wie ein Blick, der sich an den Dingen nicht halten kann, abgleitet, langsam, unberührt vorbeigleitet. Mit diesem Blick hatte sie es kommen gesehen und konnte darum nicht glauben, daß es Liebe sei; sie verabscheute ihn so dunkel wie alles Fremde, ohne Haß, ohne Schärfe, nur wie ein fernes Land jenseits der Grenze, wo weich und trostlos das eigene mit dem Himmel zusammenfließt. Aber sie wußte seither, daß ihr Leben freudlos geworden war, weil etwas sie zwang, alles Fremde zu verabscheuen, und während ihr sonst nur war wie jemandem der den Sinn seines Tuns nicht weiß, dünkte sie jetzt manchmal, daß sie ihn bloß vergessen haben und sich vielleicht erinnern könnte. Und es quälte sie etwas Wunderbares, das dann sein müßte, wie die nahe unter dem Bewußtsein treibende Erinnerung an eine wichtige vergessene Sache. Und es begann dies alles damals, als Johannes zurückkehrte und ihr gleich im ersten Augenblick einfiel, ohne daß sie wußte wozu, wie Demeter ihn einst schlug und Johannes gelächelt hatte.

Es war ihr seither, als sei einer gekommen, der das besaß, was ihr fehlte, und ginge damit still durch die verdämmernde Einöde ihres Lebens. Es war nur, daß er ging und die Dinge vor ihren Augen sich zögernd zu ordnen begannen, wenn er daraufsah; es kam ihr vor, manchmal wenn er über sich erschrocken lächelte, als ob er die Welt einatmen und im Leibe halten und von innen spüren könnte, und wenn er sie dann wieder ganz sacht und vorsichtig vor sich hinstellte, erschien er ihr wie ein Künstler, der einsam für sich mit fliegenden Reifen arbeitet; es war nicht mehr. Es tat ihr bloß weh, mit einer blinden Eindringlichkeit der Vorstellung, wie schön alles in seinen Augen vielleicht war, sie war eifersüchtig auf etwas, das

er bloß vielleicht fühlte. Denn obgleich unter ihren Blicken jede Ordnung wieder zerfiel und sie zu den Dingen nur die gierige Liebe einer Mutter für ein Kind hatte, das zu leiten sie zu gering ist, begann ihre müde Lässigkeit jetzt manchmal zu schwingen wie ein Ton, wie ein Ton, der im Ohr klingt und irgendwo in der Welt einen Raum wölbt und ein Licht entzündet... ein Licht und Menschen, deren Gebärden aus verlängerter Sehnsucht bestehen, wie aus Linien, die über sich hinaus verlängert sich erst weit, weit, fast erst im Unendlichen treffen. Er sagte, es sind Ideale, und da bekam sie Mut, daß es wirklich werden könnte. Und es war vielleicht nur, daß sie sich schon in die Höhe zu richten versuchte, aber es schmerzte sie noch, wie wenn ihr Körper krank wäre und sie nicht tragen könnte.

Und damals geschah es auch, daß ihr alle andern Erinnerungen einzufallen begannen bis auf die eine. Sie kamen alle, und sie wußte nicht warum und fühlte nur an irgend etwas, daß eine noch fehlte, und daß es nur diese eine war, um deretwillen alle andern kamen. Und es bildete sich in ihr die Vorstellung, daß Johannes ihr dazu helfen könnte, und daß ihr ganzes Leben davon abhinge, daß sie diese eine gewinne. Und sie wußte auch, daß es nicht eine Kraft war, was sie so fühlte, sondern seine Stille, seine Schwäche, diese stille, unverwundbare Schwäche, die wie ein weiter Raum hinter ihm lag, in dem er mit allem, was ihm geschah, allein war. Aber weiter konnte sie es nicht finden, und es beunruhigte sie, und sie litt, weil ihr immer, wenn sie schon nahe daran zu sein glaubte, davor wieder ein Tier einfiel; es fielen ihr häufig Tiere ein oder Demeter, wenn sie an Johannes dachte, und ihr ahnte, daß sie einen gemeinsamen Feind und Versucher hatten, Demeter, dessen Vorstellung wie ein großes wucherndes Gewächs vor ihrer Erinnerung lag und deren Kräfte an sich sog. Und sie wußte nicht, ob das alles in dieser Erinnerung seinen Grund hatte, die sie nicht mehr kannte, oder in einem Sinn, der sich vor ihr erst bilden sollte. War das Liebe? Es war ein Wandern in ihr, ein Ziehen. Sie wußte es selbst nicht. Es war wie Gehen auf

einem Weg, scheinbar einem Ziel zu, mit einer langsam die Schritte zögern lassenden Erwartung, vorher, irgendeinmal, plötzlich einen ganz andern zu finden und zu erkennen.

Und da verstand er sie nicht und wußte nicht, wie schwer es war, dieses schwankende Gefühl von einem Leben, das sich auf etwas, das sie noch gar nicht kannte, für ihn und sie aufbauen sollte, und begehrte sie mit einer ganz einfachen Wirklichkeit, zur Frau oder irgendwie. Sie konnte es nicht fassen, es erschien ihr sinnlos und im Augenblick fast gemein. Sie hatte niemals ein geradehinzielendes Begehren gespürt, aber nie so sehr wie damals erschienen ihr die Männer nur als ein Vorwand, bei dem selbst man sich nicht aufhalten soll, für etwas anderes, das sich in ihnen nur ungenau verkörpern konnte. Und sie sank plötzlich wieder in sich zurück und kauerte in ihrer Finsternis und starrte ihn an, und erstaunt empfand sie dieses Sich-in-sich-Verschließen zum erstenmal wie eine sinnliche Berührung, der sie sich lüstern vor Bewußtsein hingab, es ganz nahe seinen Augen und doch ihm unerreichbar zu tun. Es sträubte sich etwas in ihr wie ein weiches knisterndes Katzenfell gegen ihn, und als sähe sie einer kleinen, glitzernden Kugel nach, ließ sie ihr Nein aus ihrem Versteck heraus und vor seine Füße rollen ... Und dann schrie sie, als er es zertreten wollte.

Und da nun, jetzt, als der Abschied schon unwiderruflich zwischen ihnen aufgerichtet stand und mit zwischen ihnen den letzten Weg ging, war es geschehen, daß plötzlich, mit voller Bestimmtheit, in Veronika auch diese verlorenste Erinnerung emporsprang. Sie fühlte nur, daß sie es sei, und wußte nicht woran und war ein wenig enttäuscht, weil sie an nichts ihres Inhalts erkannte, warum sie es sei; und fand sich nur wie in einer erlösenden Kühle. Sie fühlte, daß sie schon einmal in ihrem Leben so wie jetzt vor Johannes erschrocken war, und verstand nicht, wie es zusammenhing, daß ihr das soviel bedeutet haben konnte, und was es in Zukunft nun sollte — aber es war ihr mit einemmal, als stünde sie wieder auf ihrem Wege, dort,

auf dem gleichen Punkt, wo sie ihn einst verlor, und sie empfand, daß in diesem Augenblick das wirkliche Erlebnis, das Erlebnis an dem wirklichen Johannes, seinen Scheitelpunkt überschritten hatte und beendigt war.

Sie hatte in diesem Augenblick ein Gefühl wie ein Auseinanderfallen; obwohl sie ganz nahe beieinanderstanden, war ihr so schräg, als sänken und sänken sie voneinander weg; Veronika sah nach den Bäumen seitlich ihres Wegs, sie standen gerader und aufrechter, als ihr natürlich geschienen hätte. Und da glaubte sie, ihr Nein, das sie vordem nur verwirrt und aus Ahnung gesprochen hatte, erst vollends zu fühlen, und begriff, daß er seinethalben jetzt fortfuhr und es doch nicht wollte. Und es wurde ihr eine Weile lang dabei so tief und schwer, wie zwei Körper nebeneinanderliegen, nur mehr so eins und das andre, getrennt und traurig und jeder nur das, was er für sich ist, weil es ja doch beinahe Hingabe geworden wäre, was sie fühlte; und es kam irgend etwas über sie, das sie klein und schwach und zu nichts machte wie ein Hündchen, das klagend auf drei Beinen hinkt, oder wie ein zerschlissenes Fähnchen, das hinter einem Lufthauch daherbettelt, so ganz löste es sie auf, und es war eine Sehnsucht in ihr, ihn zu halten, wie eine weiche wunde Schnecke, die mit leisem Zucken nach einer zweiten sucht, an deren Leib es sie verlangt, aufgebrochen und sterbend zu kleben.

Aber da sah sie ihn an und wußte kaum, was sie dachte, und ahnte, daß das, was sie einzig davon wußte, vielleicht — diese plötzliche Erinnerung, die blank und allein in ihr lag — überhaupt nichts war, das man aus sich selbst begreifen konnte, sondern nur dadurch etwas, daß es — irgendeinmal durch eine große Angst an einer Vollendung gehindert — seither verhärtet und verschlossen sich in ihr verbarg und einem andern, das es hätte werden können, den Weg versperrte und aus ihr herausfallen mußte wie ein fremder Körper. Denn schon begann ihr Gefühl für Johannes zu sinken und abzuströmen — in breiter, befreiter Flut brach etwas lange wie tot und machtlos darunter Gefangnes aus ihr heraus und riß es mit sich,

— und an seiner Stelle wölbte sich weit aus der in ihr bloßgelegten Ferne ein Leuchten, etwas pfeilerlos Steigendes, etwas endlos Gehobenes und wie durch Traumnetze zusammenhangverloren Glitzerndes empor.

Und das Gespräch, das sie außen noch führten, wurde kurz und sickernd, und während sie sich noch damit abmühten, fühlte Veronika, wie es schon zwischen den Worten zu etwas anderem wurde, und wußte endgültig, daß er fortreisen mußte, und brach es ab. Es erschien ihr alles, was sie noch sagten und versuchten, umsonst getan, da es entschieden war, daß er weggehen und nicht mehr wiederkehren sollte, — und weil sie empfand, daß sie gar nicht mehr wollte, was sie sonst vielleicht doch noch getan hätte, gewann das davon Übriggebliebene mit einer jähen Wendung einen starren, unverständlichen Ausdruck; sie wußte kaum einen Sinn und eine Begründung dafür, es war schnell und hart, eine Tatsache, ein Gefaßt- und Geworfenwerden.

Und wie er da im Gewirr seiner Worte noch immer vor ihr stand, begann sie das Unzureichende seiner Gegenwart, seines wirklichen Bei-ihr-seins zu fühlen, es drückte schwer auf etwas in ihr, das sich mit der Erinnerung an ihn schon irgendwohin erheben wollte, und sie stieß überall an seine Lebendigkeit, wie man an einen toten Körper stößt, der starr und feindselig und allen Bemühungen widerstehend ist, ihn zur Seite zu schieben. Und wie sie merkte, daß er sie noch immer so dringend ansah, erschien ihr Johannes wie ein großes erschöpftes Tier, das sie nicht von sich abwälzen konnte, und sie fühlte ihre Erinnerung in sich wie einen kleinen, heißen, umklammerten Gegenstand in Händen, und mit einemmal hätte es ihr beinahe die Zunge gegen ihn herausgestreckt und war ein sonderbar zwischen Flucht und Lockung geteiltes Empfinden, fast wie die Bedrängnis eines Weibchens, das nach seinem Verfolger beißt.

In diesem Augenblick aber hub wieder der Wind an, und ihr Gefühl weitete sich in ihm und löste sich von allem harten Widerstand und Haß, den es, ohne ihn aufzugeben, wie

etwas sehr Weiches in sich einsog, bis von ihm nur ein ganz verlassenes Entsetzen zurückblieb, in dem sich Veronika, während sie es empfand, gleichsam selbst zurückließ; und alles andere ringsumher ward zitternder vor Ahnung. Das Undurchsichtige, das bisher wie ein dunkler Nebel auf ihrem Leben gelastet hatte, war plötzlich in Bewegung geraten, und es schien ihr, als ob Formen lang gesuchter Gegenstände sich wie in einem Schleier abdrückten und wieder verschwänden. Und nichts noch zwar hob so sein Gesicht hervor, daß die Finger es halten konnten, alles wich noch zwischen den leise tastenden Worten aus, und von nichts konnte man sprechen, aber es war jedes Wort, das nun nicht mehr gesagt wurde, schon von ferne wie durch einen weiten Ausblick gesehn und von jenem merkwürdig mitschwingenden Verstehen begleitet, das alltägliche Handlungen auf einer Bühne zusammendrängt und zu Zeichen eines im flachen Kieselgeflecht des Bodens sonst nicht sichtbaren Weges auftürmt. Wie eine ganz dünne seidene Maske lag es über der Welt, hell und silbergrau und bewegt wie vor dem Zerreißen; und sie spannte ihre Augen, und es flimmerte ihr davor, wie wenn sie von unsichtbaren Stößen gerüttelt würde.

So standen sie nebeneinander, und als der Wind immer voller über den Weg kam und wie ein wunderbares, weiches, duftiges Tier sich überallhin legte, über das Gesicht in den Nacken, in die Achselhöhlen ... und überall atmete und überall weiche samtene Haare ausstreckte und sich bei jedem Erheben der Brust enger an die Haut drückte ... löste sich beides, ihr Entsetzen und ihre Erwartung, in einer müden, schweren Wärme, die stumm und blind und langsam wie wehendes Blut um sie zu kreisen begann. Und sie mußte plötzlich an etwas denken, was sie einmal gehört hatte, daß auf den Menschen Millionen kleiner Wesen siedeln und mit jedem Atmen ungezählte Ströme von Leben kommen und gehn, und sie zauderte eine Weile erstaunt vor diesen Gedanken, und es ward ihr so warm und dunkel wie in einer großen, purpurnen Woge, aber dann fühlte sie nahe in diesem heißen Blutstrom ein zwei-

tes, und wie sie aufsah, stand er vor ihr, und seine Haare wehten im Winde zu ihren zitternden Haaren herüber, und sie berührten einander schon ganz leise mit ihren bebenden Spitzen; da packte sie eine knirschende Lust, wie wenn sich taumelnd zwei Schwärme vermengen, und sie hätte ihr Leben aus sich herausreißen mögen, um in heißer, schützender Finsternis ihn rasend vor Trunkenheit ganz damit zu überstäuben. Aber ihre Körper standen steif und starr und ließen bloß mit geschlossenen Augen geschehen, was da heimlich vor sich ging, als dürften sie es nicht wissen, und nur immer leerer und müder wurden sie, und dann sanken sie ein wenig zusammen, ganz sanft und ruhig und so sterbensstill zärtlich, wie wenn sie ineinander verbluten würden.

Und wie der Wind sich hob, war ihr, als stiege sein Blut an ihr unter den Röcken hinauf, und es füllte sie bis zum Leibe mit Sternen und Kelchen und Blauem und Gelbem und mit feinen Fäden und tastendem Berühren und mit einer reglosen Wollust, wie wenn Blumen im Winde stehn und empfangen. Und noch als die untergehende Sonne durch den Rand ihrer Röcke schien, stand sie ganz träg und still und schamlos ergeben, als ob man es sehen könnte. Und nur ganz, ganz vergessen dachte sie schon an jene größere Sehnsucht, die sich noch erfüllen sollte, aber das war in diesem Augenblick bloß so leise traurig, wie wenn weit weg die Glocken läuten; und sie standen nebeneinander und hoben sich groß und ernst — wie zwei riesige Tiere mit gebogenen Rücken in den Abendhimmel.

Episode vom Genfer See

Von Stefan Zweig

Am Ufer des Genfer Sees, in der Nähe der kleinen Schweizer Stadt Villeneuve, wurde in einer Sommernacht des Jahres 1918 ein Fischer, der sein Boot in den See hinausgerudert hatte, eines merkwürdigen Gegenstandes in der Mitte des Wassers gewahr, und näherkommend erkannte er ein Gefährt aus lose gehefteten Balken, das ein nackter Mann in ungeschickter Weise mit einem als Ruder verwendeten Brett vorwärtszutreiben versuchte. Staunend steuerte der Fischer heran, half dem Erschöpften mitleidig in sein Boot, deckte seine Blöße notdürftig mit Netzen und versuchte dann mit dem frostzitternden, scheu in den Winkel des Bootes gedrückten Menschen zu sprechen; aber dieser antwortete in einer fremden Sprache, von der nicht ein einziges Wort der seinen glich. Bald gab der Hilfreiche jede weitere Mühe auf, raffte seine Netze empor und ruderte mit raschen Schlägen dem Ufer zu.

In dem Maße als im frühen Lichte die Umrisse des Ufers aufglänzten, begann auch das Antlitz des nackten Menschen sich zu erhellen; ein kindliches Lachen schälte sich aus dem Bartgewühl seines breiten Mundes, die eine Hand hob sich hinüber, und immer wieder fragend und halb schon gewiß stammelte er ein Wort, das wie Rossiya klang und immer glückseliger tönte, je näher der Kiel gegen das Ufer stieß. Endlich knirschte das Boot an den Strand, des Fischers weibliche Anverwandte, die auf die nasse Beute harrten, stoben kreischend, wie einst die Mägde Nausikaas, auseinander, da sie des nackten Mannes im Fischernetze ansichtig wurden; allmählich erst, von der seltsamen Kunde

angelockt, sammelten sich verschiedene Männer des Dorfes, denen sich alsbald würdebewußt und amtseifrig der wackere Weibel des Ortes zugesellte. Ihm war es aus reicher Erfahrung der Kriegszeit und mancher Instruktion sofort gewiß, daß dies ein Deserteur sein müsse, der vom französischen Ufer herbeigeschwommen war, und schon rüstete er zum amtlichen Verhör, das aber bald an Würde und Wert durch die Tatsache verlor, daß der nackte Mensch (dem inzwischen einige der Bewohner eine Jacke und eine Zwilchhose zugeworfen) auf alle Fragen nichts als immer wieder ängstlicher und unsicherer seine Frage „Rossiya? Rossiya?" wiederholte. Ein wenig ärgerlich über seinen Mißerfolg, befahl der Weibel dem Fremden durch unmißverständliche Gebärde, ihm zu folgen, und umjohlt von der inzwischen erwachten Gemeindejugend wurde der nasse, nacktbeinige Mensch in seiner schlottrigen Hose und Jacke auf das Amtshaus gebracht und dort verwahrt. Er wehrte sich nicht, sprach kein Wort, nur seine hellen Augen waren dunkel geworden von Enttäuschung, und seine hohen Schultern duckten sich wie unter gefürchtetem Schlage.

Die Kunde von dem menschlichen Fischfang hatte sich inzwischen bis zu den nahen Hotels verbreitet, und einer ergötzlichen Episode in der Eintönigkeit des Tages froh, kamen einige Damen und Herren, den wilden Menschen zu betrachten. Eine Dame schenkte ihm ein Konfekt, das er mißtrauisch wie ein Affe liegen ließ, ein Herr machte eine photographische Aufnahme, alle schwatzten und sprachen lustig um ihn herum, bis endlich der Manager eines großen Gasthofes, der lange im Ausland gelebt hatte und mehrerer Sprachen mächtig war, an den schon ganz Verängstigten das Wort nacheinander in Deutsch, Italienisch, Englisch und schließlich Russisch richtete. Kaum, daß er in der letzten Sprache ein Wort an sich vernommen, zuckte der Verängstigte auf, ein breites Lachen teilte sein gutmütiges Gesicht von einem Ohr bis zum anderen, und plötzlich sicher und freimütig erzählte er seine ganze Geschichte. Sie war sehr lang und sehr verworren, nicht immer auch in ihren Einzelberichten dem zufälligen Dolmetsch verständ-

lich, doch in der Wesenheit war das Schicksal dieses Menschen das folgende:

Er hatte in Rußland gekämpft, war dann eines Tages mit tausend anderen in Waggons verpackt worden und sehr weit mit ihnen gefahren, dann wieder in Schiffe verladen und noch länger mit ihnen gefahren durch Länder, wo es so heiß war, daß, wie er sagte, einem die Knochen im Fleisch weich gebraten wurden. Schließlich waren sie wieder irgendwo gelandet und in Waggons verpackt worden und hatten dann plötzlich einen Hügel zu stürmen, worüber er nichts Näheres wußte, weil ihm gleich zu Anfang eine Kugel ins Bein getroffen habe. Den Zuhörern, denen der Dolmetsch Rede und Antwort übersetzte, war sofort klar, daß dieser Flüchtling ein Angehöriger jener russischen Divisionen in Frankreich war, die man über die halbe Erde, über Sibirien und Wladiwostock an die französische Front geschickt hatte, und es regte sich mit einem gewissen Mitleid bei allen gleichzeitig die Neugier, was ihn vermocht habe, diese seltsame Flucht zu versuchen. Mit halb gutmütigem, halb listigem Lächeln erzählte bereitwillig der Russe, kaum genesen, habe er die Pfleger gefragt, wo Rußland sei, und sie hätten ihm die Richtung gedeutet, deren ungefähres Bild er durch die Stellung der Sonne und der Sterne sich bewahrt hatte, und wie er dann heimlich entwichen sei, nachts wandernd, tagsüber in Heuschobern vor den Patrouillen sich versteckend. Gegessen habe er Früchte und gebetteltes Brot, zehn Tage lang, bis er endlich an diesen See gekommen sei. Nun wurden seine Erklärungen undeutlicher; es schien, daß er, aus der Nähe des Baikalsees stammend, vermeint hatte, am andern Ufer, dessen bewegte Linien er des Abends erblickte, müsse Rußland liegen. Jedenfalls hatte er sich aus einer Hütte zwei Balken gestohlen und war auf ihnen, bäuchlings liegend, mit Hilfe eines gleichfalls entwendeten Steuerruders weit in den See hinausgekommen, wo ihn der Fischer auffand. Die ängstliche Frage, mit der er seine unklare Erzählung beschloß, ob er schon morgen daheim sein könne, erweckte, kaum übersetzt, durch ihre Unbelehrtheit erst lautes Ge-

lächter, das aber bald gerührtem Mitleid wich, und jeder stopfte dem unsicher und fast kläglich um sich Blickenden ein paar Geldmünzen oder Banknoten zu.

Inzwischen war auf telephonische Verständigung aus Montreux ein höherer Polizeioffizier erschienen, der mit nicht geringer Mühe ein Protokoll über den Vorfall aufnahm.

Denn nicht nur, daß der zufällige Dolmetsch sich als unzulänglich erwies, bald wurde auch die für einen Westländer ganz unfaßbare Unbildung dieses Menschen klar, dessen Wissen um sich selbst nicht den eigenen Vornamen Boris überschritt, und der von seinem Heimatdorf nur äußerst verworrene Darstellungen zu geben vermochte, etwa daß sie Leibeigene des Fürsten Metscherski seien (er sagte Leibeigene, obwohl doch seit einem Menschenalter diese Fron abgeschafft war), und daß er fünfzig Werst vom großen See entfernt mit seiner Frau und drei Kindern wohne. Die Beratung über sein Schicksal begann, indes er mit stumpfem Blick geduckt inmitten der Streitenden stand; die einen meinten, man müsse ihn der russischen Gesandtschaft in Bern überweisen, andere befürchteten von solcher Maßnahme eine Rücksendung nach Frankreich, der Polizeibeamte erläuterte die ganze Schwierigkeit der Frage, ob er als Deserteur oder als papierloser Ausländer behandelt werden solle, der Gemeindeschreiber des Ortes wehrte gleich von vornherein die Möglichkeit ab, daß gerade sie den fremden Esser zu ernähren und zu bergen hätten. Ein Franzose schrie erregt, man solle mit dem elenden Durchbrenner nicht soviel Geschichten machen, er solle arbeiten oder zurückspediert werden, zwei Frauen wandten heftig ein, er sei nicht schuld an seinem Unglück, es sei ein Verbrechen, Menschen aus ihrer Heimat in fremdes Land zu verschicken. Schon drohte aus dem zufälligen Anlaß ein politischer Zwist sich zu entspinnen, als ein alter Herr, ein Däne, plötzlich dazwischenfuhr und energisch erklärte, er bezahle den Unterhalt dieses Menschen für acht Tage, inzwischen sollten die Behörden mit der Gesandtschaft ein Übereinkommen treffen, welche unerwartete Lösung so-

wohl die amtlichen als die privaten Parteien vollkommen zufriedenstellte.

Während der immer erregter werdenden Diskussion hatte sich der scheue Blick des Flüchtlings allmählich erhoben und hing unverwandt an den Lippen des einzigen in diesem Getümmel, des Managers, von dem er wußte, daß er ihm verständlich sein Schicksal sagen könnte. Dumpf schien er den Wirbel zu spüren, den seine Gegenwart erregte, und ganz unbewußt, als jetzt der Wortlärm abschwoll, hob er durch die Stille die Hände flehentlich gegen ihn auf wie Frauen vor einem Heiligenbild. Das Rührende dieser Gebärde ergriff unwiderstehlich jeden einzelnen. Der Manager trat herzlich auf ihn zu und beruhigte ihn, er möge ohne Angst sein, er könne unbehelligt hier verweilen, und im Gasthof würde für die nächste Zeit für ihn vollkommen gesorgt werden. Der Russe wollte ihm die Hand küssen, die ihm der andere rücktretend rasch entzog. Dann wies er ihm noch das Nachbarhaus, eine kleine Dorfwirtschaft, wo er Bett und Nahrung finden würde, wiederholte die herzliche Beruhigung und ging dann, ihm noch einmal freundlich zuwinkend, die Straße zu seinem Hotel empor.

Unbeweglich starrte der Flüchtling ihm nach, und in dem Maße, als der einzige, der seine Sprache verstand, sich entfernte, verdüsterte sich wieder sein schon erhelltes Gesicht. Mit verzehrenden Blicken folgte er dem Entschwindenden bis hinauf zu dem hochgelegenen Hotel, ohne die andern Menschen zu beachten, die sein seltsames Gehaben bestaunten und belachten. Als ihn dann einer mitleidig anrührte und in den Gasthof wies, fielen seine schweren Schultern gleichsam in sich zusammen, und gesenkten Hauptes trat er in die Tür. Man öffnete ihm das Schankzimmer. Er drückte sich an den Tisch, auf den die Magd zum Gruß ein Glas Branntwein stellte, und blieb dort verhangenen Blicks den ganzen Vormittag unbeweglich sitzen. Unablässig spähten vom Fenster die Dorfkinder herein, lachten und schrien ihm etwas zu — er hob nicht den Kopf. Eintretende betrachteten ihn neugierig, er blieb, den Kopf an den Tisch gebannt,

mit krummem Rücken sitzen, schamhaft und scheu. Und als mittags zur Essenszeit ein Schwarm Leute den Raum mit Lachen füllte, hunderte Worte ihn umschwirrten, die er nicht verstand, und er, seiner Fremdheit entsetzlich gewahr, taub und stumm inmitten einer allgemeinen Bewegtheit saß, zitterten ihm die Hände so sehr, daß er kaum den Löffel Suppe heben konnte. Plötzlich lief eine dicke Träne die Wange herunter und tropfte schwer auf den Tisch. Scheu sah er sich um. Die andern hatten sie bemerkt und schwiegen mit einemmal. Und er schämte sich: immer tiefer beugte sich sein schwerer, struppiger Kopf gegen das schwarze Holz.

Bis abends blieb er so sitzen. Menschen kamen und gingen. Er fühlte sie nicht und sie nicht mehr ihn: ein Stück Schatten, saß er im Schatten des Ofens, die Hände schwer auf den Tisch gestützt. Alle vergaßen ihn, und keiner von ihnen merkte, daß er sich in der Dämmerung plötzlich aufhob und den Weg gegen das Hotel dumpf wie ein Tier hinaufschritt. Eine Stunde und zwei stand er dort vor der Tür, die Mütze devot in der Hand, ohne jemanden mit dem Blick anzurühren: endlich fiel diese seltsame Gestalt, die starr und schwarz wie ein Baumstrunk vor dem lichtfunkelnden Eingang des Hotels im Boden wurzelte, einem der Laufburschen auf, und er holte den Manager. Wieder stieg eine kleine Helligkeit in dem verdüsterten Gesicht auf, als seine Sprache ihn grüßte.

„Was willst du, Boris?" fragte der Manager gütig.

„Ihr wollt verzeihen," stammelte der Flüchtling, „ich wollte nur wissen — ob ich nach Hause darf."

„Gewiß, Boris, du darfst nach Hause", lächelte der Gefragte.

„Morgen schon?"

Nun ward auch der andere ernst. Das Lächeln verflog auf seinem Gesicht, so flehentlich waren die Worte gesagt.

„Nein, Boris, jetzt noch nicht ... Bis der Krieg vorbei ist."

„Und wann? Wann ist der Krieg vorbei?"

„Das weiß ich nicht; wir Menschen wissen es nicht."

„Und früher? Kann ich nicht früher gehen?"
„Nein, Boris."
„Ist es so weit?"
„Ja."
„Viele Tage noch?"
„Viele Tage."
„Ich werde doch gehen, Herr! Ich bin stark. Ich werde nicht müde."
„Aber du kannst nicht, Boris. Es ist noch eine Grenze dazwischen."
„Eine Grenze?" Er blickte stumpf. Das Wort war ihm fremd.
Dann sagte er wieder mit seiner merkwürdigen Hartnäckigkeit: „Ich werde hinüberschwimmen."
Der Manager lächelte beinahe. Aber es tat ihm doch weh, und er sagte sanft: „Nein, Boris, das geht nicht. Eine Grenze, das ist fremdes Land. Die Menschen lassen dich nicht durch."
„Aber ich tue ihnen doch nichts! Ich habe mein Gewehr weggeworfen. Warum sollen sie mich nicht zu meiner Frau lassen, wenn ich sie bitte um Christi willen?"
Der Manager wurde immer ernster. Bitterkeit stieg in ihm auf. „Nein," sagte er, „sie werden dich nicht hinüberlassen, Boris; die Menschen hören jetzt nicht mehr auf Christi Wort."
„Aber, was soll ich tun, Herr? Ich kann doch nicht hierbleiben! Die Menschen verstehen mich hier nicht, und ich verstehe sie nicht."
„Du wirst es schon lernen, Boris."
„Nein, Herr," er bog den Kopf tief, „ich kann nichts lernen. Ich kann nur am Feld arbeiten, sonst kann ich nichts. Was soll ich hier tun? Ich will nach Hause! Zeig' mir den Weg!"
„Es gibt jetzt keinen Weg, Boris."
„Aber, Herr, sie können mir doch nicht verbieten, zu meiner Frau heimzukehren und zu meinen Kindern! Ich bin doch nicht Soldat mehr!"
„Sie können es, Boris."

„Und der Zar?" Er fragte es ganz plötzlich, zitternd vor Erwartung und Ehrfürchtigkeit.

„Es gibt keinen Zaren mehr, Boris. Die Menschen haben ihn abgesetzt."

„Es gibt keinen Zaren mehr?" Dumpf starrte er den andern an. Ein letztes Licht erlosch in seinen Blicken, dann sagte er ganz müde: „Ich kann also nicht nach Hause?"

„Jetzt nicht. Du mußt warten, Boris."

„Lange?"

„Ich weiß nicht."

Immer düsterer wurde das Gesicht im Dunkel. „Ich habe schon solange gewartet! Ich kann nicht mehr warten. Zeig' mir den Weg! Ich will es doch versuchen!"

„Es gibt keinen Weg, Boris. An der Grenze nehmen sie dich fest. Bleibe hier, wir werden für dich Arbeit finden!"

„Die Menschen verstehen mich hier nicht, und ich verstehe sie nicht", erwiderte er hartnäckig. „Ich kann hier nicht leben! Hilf mir, Herr!"

„Ich kann nicht, Boris."

„Hilf mir um Christi willen, Herr! Hilf mir, ich kann nicht mehr!"

„Ich kann nicht, Boris. Kein Mensch kann jetzt dem andern helfen."

Sie standen einander stumm gegenüber. Boris drehte die Mütze in den Händen. „Warum haben sie mich dann aus dem Haus geholt? Sie sagten, ich müsse Rußland verteidigen und den Zaren. Aber Rußland ist doch weit von hier, und du sagst, sie haben den Zaren... wie sagst du?"

„Abgesetzt."

„Abgesetzt." Sinnlos wiederholte er das Wort. „Was soll ich jetzt tun, Herr? Ich muß nach Hause! Meine Kinder schreien nach mir. Ich kann hier nicht leben! Hilf mir, hilf mir, Herr!"

„Ich kann nicht, Boris."

„Und kann niemand mir helfen?"

„Jetzt niemand."

Der Russe beugte immer tiefer das Haupt, dann sagte er plötzlich dumpf: „Ich danke dir, Herr" und wandte sich um.

Ganz langsam ging er den Weg hinunter. Der Manager sah ihm lange nach, wunderte sich noch, daß er nicht dem Gasthof zuschritt, sondern die Stufen hinab an den See. Er seufzte tief und ging wieder an seine Arbeit im Hotel.

Ein Zufall wollte es, daß ebenderselbe Fischer am nächsten Morgen den nackten Leichnam des Ertrunkenen auffand. Er hatte sorgsam die geschenkte Hose, Mütze und Jacke an das Ufer gelegt und war ins Wasser gegangen, wie er aus ihm gekommen. Ein Protokoll wurde über den Vorfall aufgenommen und, da man den Namen des Fremden nicht kannte, ein billiges Holzkreuz auf sein Grab gestellt, eines jener kleinen Kreuze über namenlosem Schicksal, mit denen jetzt Europa bedeckt ist von einem Ende bis zum andern.

Das Haus des Arztes

Von Josef Ponten

Wo die Stadt sich ins Land zerkrümelte, wohnten wir. Nicht im Brüsseler Steinweg — in einer abgängigen Seitenstraße, die sich gegen ein Gebirge totlief. Ein schwarzes Gefängnis lag auf der einen Seite über Kleinleutegärten, auf der andern, hinter Krautfeldern, ein rotes Frauenkloster. Tiefe auszementierte Mauerzylinder aufgelassener Gaskessel waren da, die Leichen ertränkter Hunde und Katzen trieben auf dem giftigen Wasser. Ferner gab es eine herrenlose Efeuburg und einen verwilderten Parkwald, in dem ein Bach, aus dem unbekannten Gebirge kommend, über Hindernisse toste; ein gewaltiger Steinsarg aus der Ritter- und Vorväterzeit stand in einer moosigen gruseligen Krypta, auch ein Römeraltar oder Grabstein mit dem Namen irgendeines Marcius war da — einerlei! Denn alles das war nicht halb so merkwürdig als das Sonderbarste: das Haus des Arztes.

Das Haus des Arztes war das merkwürdigste Haus auf der Welt. Aber die Großen fühlten nichts von seinem Schauer! Das Milchmädchen, aus dem Bauernhofe der Burg hereinfahrend, lieferte dort in der Frühe die Milch, der Postbote, aus der Stadt herauskommend, später die Briefe ab. Hin und wieder kam auch irgendein Jemand, läutete, wurde abgefertigt, ging. Auf das Ziehen am Klingelknopfe, auf das man von draußen nie einen Glockenton hörte, wurde die Tür spaltweit geöffnet — die Sperrkette blieb vorgelegt. Ein Arm nahm herein und reichte hinaus — wieder verschloß sich die Tür. Daß die Menschen sich vor dieser Tür so kurz abspeisen ließen, ohne Verdacht zu schöpfen! Daß die Polizei das Haus nicht beobachtete! Aber es sollte uns Jungens — wir waren schon ziemlich

erwachsen, keiner war jünger als zehn Jahre — schon recht sein! Wir würden die unbegreifliche Versäumnis nachholen! Das Haus war unser Haus, unser schreckliches Geheimnis! Wir würden heimliche Feme sein! Wir würden das Geheimnis eines Tages lüften, und die Welt sollte schaudernd erkennen, an welch schrecklichen, vielleicht blutigen Dingen sie ahnungslos vorübergegangen war ...

Wir belagerten das Haus heimlich viele Monate, den ganzen Sommer eines langen Jahres hindurch, von früh im Frühling an, als wir wieder auf die Straße hinausgelassen waren. Wir hatten einen heiligen Eid über einer toten Katze, einer brennenden Kerze und dem in einem Ameisenbau nacktgenagten Schädel eines Marders geschworen. Wir hatten mit einer Nadel aus dem Arme hervorgeholte Blutstropfen gegenseitig getrunken und ganz fürchterlich geschworen. Meine Brüder waren ausgeschlossen, ihnen traute ich nicht — wer traut seinen Brüdern? Wir waren ihrer sieben oder acht, männlichen Geschlechts, nur Annchen, das war ein Weib. Aber sie schlug sich wie der Stärkste von uns und benahm sich überhaupt so grundanständig, daß sie hätte ein Mann sein können.

Wir hatten einen bestimmten Plan ausgearbeitet, wonach immer einer von uns, die vertrackte Schulzeit natürlich ausgenommen, auf Wache war. Die eigentliche Kriegszeit waren die Ferien, und gegen Ende der großen Sommerferien ging denn auch das vor sich, was ich in dieser Geschichte erzählen will. Das Haus lag in der langen Straße für sich allein, als Reihenhaus mit großen nackten Giebelmauern; aber merkwürdigerweise blieb es allein liegen, sooft auch sonst ein Neubau errichtet wurde; stets lehnte er sich an einen andern Bau oder Block an. Als Söhne von Männern des Baugewerbes fiel das uns auf. Wir machten uns bedeutende Augen und nickten nach aufwärts mit dem Kopfe.

Die Fenster des Erdgeschosses sah man stets mit inneren Laden verschlossen, bei Nacht und Tag. Wir hätten bitter gern einmal in das Zimmer an der Straße geschaut. Was mochte darin vor sich gehen —?

Bah, wir wußten es: gräßliche Dinge, die uns ungeheuer spannten ...

Nach hinten, ins Krautfeld hinein, zog eine Mauer. Wir versuchten, über sie in den Garten, Hof oder was dahinter sein mochte, zu schauen, und da wir keine Leiter anlegen durften, um nicht Aufsehen zu erregen, so machten wir eine Pyramide von Leibern: Jakob stieg, in die Hände der starken Anna tretend, auf die Schultern Johanns, welcher der kräftigste war, und auf Jakob stieg Lambert; da aber auch dieser noch nicht an die Mauerkrönung reichte, so kletterte ich — der kleinste, aber nicht feigste der Gassenjungen! — an der Menschenleiter hoch; schon stand ich oben auf dem wackelnden Gebäu und wollte über die Krone blicken — da stürzte der Leiberturm in sich hinein. Johann, das Erdgeschoß, hatte nachgegeben (er behauptete später, Annchen habe ihn gekitzelt, aber das war nicht wahr, er war einfach schlapp gewesen!). Ich sah plötzlich — es war am Abend — die Sonne im Osten untergehen, dann ein Feuerwerk von Sternen und Finsternis. Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit gebrochenem Bein im Bette. Zwar heilte der Bruch schnell aus, aber es gingen doch die halben Ferien darüber hin. Als ich gegen deren Ende mit noch eingeschientem Beine vor der Festung wieder erschien, war die allgemeine Lage unverändert. Der Feind war aber unablässig beobachtet worden.

Einen Angriff von der Gartenseite gaben wir auf. Nicht wegen der lächerlichen Mauerhöhe, die wir diesmal bezwungen haben würden (denn Johann hatte während der ganzen Zeit meines Fernseins rohes Ochsenblut vom Metzger getrunken und behauptete, jetzt kräftig genug zu sein), sondern weil die Mauerkrone mit aufrechten Flaschenscherben in Zementbettung gespickt war. Diese abscheuliche Wehr, die uns gegen alle guten Sitten zu verstoßen schien, gab es selbst drüben auf der Mauer des Gefängnishofes nicht. In der Nähe stand ein wilder Pflaumenbaum, ziemlich hoch, aber kränklich. Michael, ein Kletterer wie keiner von uns, gelangte auf den Pflaumenbaum; aber wie er sich auf einem Aste vorwärtsschob und die Laubkrone aus-

einanderbog, um in den Hof zu blicken, brach der Ast, Michael stürzte ab und wurde ebenfalls besinnungslos zu Bett gebracht. Er spuckte Blut und starb bald darauf, jedenfalls schied er aus unserer Unternehmung aus.

Das Anbeißen auf dieser Seite gaben wir auf. Es war klar, nur im geraden Angriff konnte das Haus genommen, das Geheimnis der stummen Mauern gelüftet werden. Eindringen von vorn! Durch die Tür! Da sagte Michael — er lebte damals noch, spuckte aber schon heftig Blut — i ch müsse der sein, der es täte. Alle stimmten bei, besonders Annchen. Das allgemeine Zutrauen schwellte mich nicht wenig, ich nahm wortlos an — schob aber die Ausführung von einem Tag auf den anderen hinaus. Ich erntete viel Ehre vorauf, Annchen küßte mich vor versammelter Mannschaft; aber die Bereitwilligkeit, mir Ehren auf Vorschuß zu geben, nahm schnell ab, und die Ungeduld, meine Tat zu sehen, zu. Ich kam in die höchste innere Bedrängnis, denn — ich merkte, daß ich feige war. Aber was half's? Johann, als größter und stärkster, fand bereits freche Worte. Die Tat drängte! Die Ausführung des Bundesbeschlusses wurde nach einer kurzen entschlossenen Rede Johanns, der mich mit Ächtung bedroht hatte, auf den übermorgigen Abend angesetzt.

Ich ging heimlich in die Kirche und betete lange auf nackten Knien zu meinem Schutz- und Namenspatron, dem heiligen Hubertus, Bischof von Lüttich. In den Opferstock warf ich einen Groschen. Nun konnte nichts fehlen!

Letzten Stoß und Schwung gab der Mondscheinabend. Der Arzt, das war der Besitzer des Hauses, war am Morgen verreist, wie die Späher glaubwürdig gemeldet hatten; seine Kinder waren alleingeblieben. Was wir am Abend des Tages sahen, konnten wir uns nicht erklären, aber es war sehr merkwürdig. Wir waren nach dem Abendessen noch einmal herausgekommen und standen bei Mondschein in der nachtleeren Straße vor dem Hause. Weiß von Mond war das Haus. Da sahen wir Gespenster hinter den Scheiben! Leibhaftige Gespenster! Gespenster in langen Leintüchern, welche ungeheure Arme reckten. Bald war es

auch, als würden bleiche Käse aus dem finsteren Innern des Hauses an die Fenster getragen, an die Fenster der höheren Stockwerke, denn das Erdgeschoß blieb verschlossen — ruhig und grabesstill lag es wie immer zuvor. Die Käse wurden ab- und zugetragen, sie wurden auch riesig groß und dann wieder klein, es wurde damit von den Gespenstern das feierliche Kreuz gemacht, wie die Priester es mit der Monstranz tun. Das erschien uns als eine ungeheure Gotteslästerung! Johann stieß mich in die Rippen, sagte leise und grimmig: „Morgen!" Mir war es eiskalt im Rücken, und da ich vor Zähneklappern nichts erwidern konnte, nickte ich nur stumm. Alle bestaunten mich und hielten sich in achtungsvoller Entfernung. Ein Schutzmann bummelte durch die Straße, aber der Wächter der Ordnung — schöne Wächter, diese Schutzleute! — sah an dem Hause nichts Auffälliges, betrachtete vielmehr uns auf Verdachtsweise, beruhigte sich aber bald und ging, laut den Mond angähnend, davon. Ich war beinahe ohnmächtig, bemühte mich jedoch, nichts zu denken, gar nichts mir vorzustellen, besinnungslos zu werden. Im Taumel riß ich mich zusammen — sieh da! ich fühlte mich ein ganzer Mann. Ich sagte: „Auf morgen, Leute!" Mit fester Stimme sagte ich das und ging nach Hause. „Auf morgen!" sagten die andern halblaut, und alle verloren sich. Die Straße war bald leer, während die Gespenster weiter spukten ...

Habe ich uns übrigens schon vorgestellt? Also wir hießen, katholisch und biblisch, einfach und schlicht: Johann, Jakob, Josef, Peter, Franz, Michael (der Ausgeschiedene), Lambert, Hubert und Anna. Namen wie Emil, Bruno, Hildegard und andere führten in der Vorstadt nur die Kinder aus protestantischen oder sonstwie ungläubigen Familien, und Menschen mit solchen Vornamen waren uns verdächtig. Also auch die Kinder des Arztes. Emil hieß der Älteste. Er war ein aufgeschossener Junge, sein Haar war strohgelb, lang und mit Wasser sorgfältig an den Schädel geklebt. Mit Wasser gestrählte Haare hatten auch die anderen zwei oder drei kleinen Jungens und die Mädchen.

Wie die andern Jungens hießen, wußten wir nicht. Die Kinder gingen nicht in unsere Schule. Sie gingen überhaupt in keine Schule, denn es hieß, daß der Arzt unsere Schulen, überhaupt alle Schulen, für erbärmlich und überflüssig halte und seine Kinder zu Hause unterrichte. Obgleich das von der Überflüssigkeit der Schulen sich hören ließ, so konnte es uns doch nichts helfen. Die Mutter war tot. Das war ein sonderbarer Kerl, der Arzt! Er hatte keine Praxis, er mochte von Gott weiß welchem Einkommen leben, sehr einfach und sehr sparsam, denn die Familie war nicht genährt wie wir und unsere Väter. Auch der Arzt trug das Haar, langes graues Haar, mit wassernasser Bürste fest an den Kopf gestriegelt. Wir hatten ihn seit Menschengedenken in einem langen altertümlichen Rock gesehen, der einmal grün gewesen sein mochte. Sehr selten erschien er auf der Straße, und dann immer mit seinen Kindern. Er führte zwei seiner Jungen an seiner rechten und linken Hand — lächerlich, unsere Väter hätten uns einmal an die Hand nehmen sollen! —, das halbe Dutzend Mädchen, auch alle mit angeklatschtem Haar, gingen Hand in Hand vorauf. Oft hatten wir im Hofe oder Garten lachen hören, Ballspielen, Reifenschlagen — der Alte spielte mit seinen Kindern! Wenn unsere Väter das mit uns getan hätten — lächerlich; erstens hatten unsere Väter, den ganzen Tag auf ihren Bauten beschäftigt, dazu keine Zeit, und zweitens ... nein, wie ungemütlich, wenn unsere Alten mit uns hätten spielen wollen! Als wir am Mondabend nach Hause gekommen waren, brachte ich das Gespräch bei Tisch auf den Arzt und die Familie. Der Vater, der nur beim Essen für uns zu sprechen war, sagte, mehr zur Mutter als zu uns, daß der „Sonderling" (der Arzt nämlich) eines Begräbnisses in der Familie wegen nach Ostland gereist sei, von wo er vor Jahren hergekommen. Die sonst fast immer stumme Mutter frug dazwischen, ob denn die „Blauen" (nämlich die Protestanten) auch ihre Toten begrüben? Sie habe gehört, daß sie sie von wilden Vögeln fressen ließen. Der Vater lachte aufgeklärt und sagte, der Sonderling glaube, daß die Menschen von Natur

gut seien, daß sie nur durch die öffentliche Erziehung schlecht würden. Daß Schläge bei Kindern nichts hülfen — dabei blinzelte er meinem Bruder Matthias zu, über den der Lehrer sich beklagt hatte —, daß Kinder nie grausam seien, aber durch die Schule und das Beispiel der Mitmenschen grausam würden. Diesen und andern Unsinn habe ein verrückter Philosoph gelehrt, und nach den Lehren dieses Philosophen ziehe der Narr seine Kinder auf, unterrichte sie selbst, halte sie von jedem Verkehr mit der Außenwelt ab, spiele mit ihnen und führe sie in die Natur spazieren. Er habe es gut, könne es sich leisten — mir schien, daß den Vater etwas wurmte —, er sei ein Kapitalist (aber was für einer! lachte der Vater derb auf), er lebe nur für seine Kinder. Als meinem Vater diese Worte entfahren waren, ärgerte er sich offenbar über sich selbst, blinzelte Matthias wieder zu, der stumm aufstand und ins Nebenzimmer folgte. Bald hörten wir den Stock auf nacktes Matthiasfleisch klatschen, und Matthias schrie jämmerlich. Wir machten uns nichts daraus, denn das geschah uns andern auch oft genug, wenn der Lehrer sich über uns beklagt hatte, oder aus tausend minderen Anlässen. Matthias war auch nach dem letzten Schlage sofort still, kam ins Zimmer zurück, wischte die Tränen ab und war wieder lustig. Wir wurden dann zu Bett geschickt, die Mutter räumte den Tisch ab, und der Vater ging an seinen Zeichentisch. Kaum im Bette, schlief ich ein.

Der Tag war da! Als ich aufwachte, war ich sofort bei voller Bewußtheit. Er war es, mein Tag! Ich nickte ihm vertraulich durchs Fenster hinaus zu und sprang mit beiden Füßen aus dem Bett, fuhr in die Hose, wusch mich gehörig, frühstückte wie sonst und beschäftigte mich den Tag über irgendwie, richtete unsern Hofhund ab, reparierte Freimarken, reinigte das Album (wenn ich an abends gedacht hätte, wäre mir schlecht geworden) Niemand merkte mir etwas an. Ich ließ mich bei den Kameraden nicht blikken. Wohl sah ich vom Fenster aus, daß sie den ganzen Tag durch die Straße strichen und mit den Augen zwischen dem Arzthause und der Wohnung meiner Eltern wechsel-

ten. Ich wußte, jede irgendwie verdächtige Veränderung würde mir gemeldet werden. Es wurde aber nichts gemeldet, und niemand ließ sich sehen. Johann sandte wohl einen Boten mit der Frage, ob ich vielleicht krank sei. Ich fertigte den Boten kurz ab mit dem Bescheide, ich sei doch nicht Johann. Damit war es dann gut; ich sah, wie Johann von den andern ausgelacht wurde und nach Hause ging. Nur Annchen kam zur Kaffeestunde und überbrachte meiner Mutter einen Kuchen als Geschenk der ihren. Meine Mutter, dankbar aufgeräumt, schnitt ihn sogleich an, und Annchen versuchte mit uns. Sie saß mir gegenüber und blinzelte mir, während sie meiner Mutter erzählte, wieviel Eier ihre Mutter in den Kuchen geschlagen habe, in geheimer Weise zu. (Das stärkte mich mächtig.) Dann ging sie.

Langsam kam die Dunkelheit. Nach dem Abendbrote ging der Vater zum Kegeln, die Mutter zu Annas Mutter fort. Wir waren schon zu Bett geschickt, aber ich machte mir noch dies und das zu schaffen, und als die Eltern fortgegangen waren, betrat ich — ich wußte selbst nicht wie — die Straße.

Es war Nacht. Dunkel. Der Mond hinter dicken Wolken. Die Luft war lau. Es war angenehm warm.

Kaum war ich ins Freie getreten, da tauchten aus Haustüren und Winkeln die Verschworenen auf. Johann zuerst. Er lachte höhnisch. Aber ein Blick in mein Gesicht — er wurde sehr ernst und ärgerte sich. Ich überließ den Tropf sich selbst. Annchen trat neben mich, faßte mich bei der Hand und führte mich, ohne ein Wort zu verlieren und mich anzublicken, vor das Haus. Dort sah sie mir voll ins Gesicht, stellte mich mit beiden Händen wie eine Figur mitten in die Straße und verließ mich. (Da stand ich nun — wahrhaftig; es war schrecklich!)

Die Kameraden waren uns gefolgt, in unauffälligen Gruppen und mit verschiedenen Abständen versteht sich. Einige hatten aus Verlegenheit einen Finger im Munde. Ich sah, daß Peter größere Angst hatte als ich, der Geifer floß ihm am Finger entlang aus dem Munde in den Ärmel. (Peters Angst machte mir sonderbaren Mut.) Die

Kameraden zerstreuten sich in die Kleinleutegärten hüben und die Krautfelder drüben. Nicht fern; ich wußte, niemand würde mich im Stiche lassen. Nur Johann, glaube ich, der feige Hund, hat sich gedrückt.

Die Straße war leer. Auch der Schutzmann kam heute nicht. (Später habe ich gehört, Annchen habe die Vorsicht gebraucht, unsern Mitverschworenen Franz — der mußte nämlich „Onkel" zum Schutzmann sagen — zu bestimmen, den Schutzmann bis Mitternacht mit Kartenspiel aufzuhalten.) Drüben, unter der Gefängnismauer, hörten wir einen Soldaten auf seinen Nagelschuhen um das Gefängnis trapsen.

Wie mir zumute war? Das weiß ich nicht mehr; ich glaube, mir war gar nicht zumute. Ich war ja besinnungslos! Ich machte die größten Anstrengungen, es zu bleiben.

D a h a t t e i c h a n d e r K l i n g e l g e r i s s e n! Wie es gekommen war, weiß ich nicht — ich hatte an der Klingel gerissen. Ich hörte eine Schelle im leeren Hause bellen. Vor dem Tone fuhr ich entsetzt zusammen. Ich habe bei der ganzen Unternehmung nie mehr gezittert als in dem Augenblicke, da drinnen die Schelle gellte. Wie sollte es auch nicht sein? Sonst hatten wir doch nie eine Schelle antworten hören, wenn draußen jemand mit einem Klingelzuge frug. Aber ich dachte an Annchen und dachte auch, glaube ich, an Ehre, Pflicht und allerhand Männliches! Ich hatte mich wieder in der Hand. Ich riß aufs neue den Klingelzug, diesmal kräftiger. Aber noch immer rührte sich im Hause nichts. Da riß ich die Klingel wild wie ein Besessener.

Es half! Im zweiten Stock wurde ein Fenster geöffnet, und Emil rief in die Straße hinab: „Wer ist da?"

Das hatte ich nicht erwartet. Ich hatte eine dunkle Ahnung, antworten zu müssen: niemand, oder besser, überhaupt nicht zu antworten, aber ich rief in meiner Verwirrung: „Ich!"

„Ich! Ich! Wer ist Ich?" rief Emil.

Da schämte ich mich furchtbar wegen meiner dummen Antwort, trat in den Türbogen zurück, machte mich, mit

dem Rücken mich an die Tür pressend, dünn, so daß Emil mich nicht sehen konnte. Emil rief in die Nacht hinaus: „Bist du es etwa, Vater?"

Keine Antwort von mir. Dann riß ich wieder wie toll an der Klingel. Ich schellte nicht mehr, ich läutete. Ununterbrochen. (Jede Furcht war hin!)

Das Fenster wurde oben geschlossen, und es blieb eine Weile still. Auch ich gab Ruhe. Emil mußte doch Zeit haben, in seine Hose zu fahren und herunterzukommen.

Erst in diesem Augenblick überlegte ich mir, was ich eigentlich wollte. In das Haus kommen, ja! Aber was dann? Böses tun? O nein! Eigentlich war ja mein Versprechen ausgeführt, meine verpfändete Ehre eingelöst, wenn ich ins Haus gedrungen war. Wenn es mir gelungen war, vielleicht nur bis in den Hausflur vorzudringen. Aber was dann? Damit war die Sache denn doch nicht erledigt, das war klar. Doch wie gesagt, Böses tun? Niemals! Ich hatte ja auch kein Messer, kein Feuerzeug. Ich wollte nicht morden, nicht stehlen — o nein! Unsere Väter, und besonders mein Vater, waren angesehene Bürger. Auch wohlhabend war mein Vater, und zu stehlen hatten wir nicht nötig. Ich tastete meine Taschen in der Suche nach etwas ab, um mir sozusagen vom Werkzeug meine Aufgabe diktieren zu lassen. Gott sei Dank, ich hatte ja eine Maske! Natürlich hatte ich eine Maske! Eine schwarze von Fastnacht. Annchen hatte sie gestern bei der letzten Beratung noch auf meinem Gesicht angeprobt. Das eine Schlußband war schadhaft gewesen, sie hatte die Maske mitgenommen und ein neues darangenäht. Wir trugen überhaupt — das hätte ich übrigens nicht vergessen dürfen zu sagen — bei unsern heimlichen Zusammenkünften und Beratungen immer Masken. Schwarze, gelbe, rote. Ohne Masken wären wir ja keine Verschworenen gewesen. Der Schwur in Ehren, aber die Hauptsache war doch die Maske! Und wie nötig war mir jetzt die Maske; unbedingt nötig! Ich durfte ja nicht erkannt werden. Emil hatte zwar nicht meine Stimme erkannt, aber er hatte mich doch sicher oft genug in der Straße gesehen. Er durfte mich um keinen Preis der

Welt erkennen! Er hätte mich ja seinem Vater angegeben, und der hätte mich angezeigt. Wäre vielleicht gar zu meinem Vater gekommen. Nicht auszudenken! Ich fürchtete nicht die Stockhiebe Vaters, mein Sitzfleisch war davon gegerbt, aber meinem Vater öffentlich Unehre antun — eher wäre ich in das giftige Wasser des Gastanks gegangen zu den toten Hunden und Katzen!

Ich zog die schwarze Maske an. Es war ziemlich warm darunter. Sie kitzelte auch an den Wimpern. Ich brummte vor mich hin, um festzustellen, ob ich — für alle Fälle! — meine Stimme verändern könnte. Das hätte ich heute, statt mit Basteln und Nichtstun den Tag durchzubringen, üben sollen, Teufel! Aber nun war es zu spät. Ich versuchte, so tief zu sprechen, wie der Vater sprach; doch das gelang nicht. Verdammt, aber egal! Ich würde schon nicht erkannt werden, ich hatte ja auch nichts Böses vor ...

Im Hause blieb es still. Ich riß wieder an der Glocke und schaute der Ordnung halber die Straße hinauf und hinab, ob nicht doch der Schutzmann oder irgendwer käme. Aber unnötige Sorge, niemand kam, und wäre jemand gekommen, die Verschworenen in den Krautfeldern hätten mich gewarnt — der Pfiff für solche Fälle war eingeübt worden —, wenigstens auf Annchen war Verlaß.

Da ... hörte ich etwas hinter der Tür. Flüstern. Emil und seine größte Schwester mochten hinter der Tür stehen. Ich hatte das leise Schleifen nackter Sohlen gehört, meinte ich. Es war mir auch, als sähe ich den schwachen Lichtschein einer Kerze im Schlüsselloche. Die beiden Ältesten standen gewiß hinter der Tür, zitternd vor Furcht, und warteten. Ich wartete vor der Tür. Jetzt war meine Geduld zu Ende. Ich riß wieder kurz und energisch am Glockenstrang.

„Wer ist denn da — zum Teufel?" frug sofort die Stimme Emils hinter dem Brette. Daß Emil „zum Teufel" sagte, gefiel mir außerordentlich. Er war ein würdiger Gegner. Ich würde ihn anständig behandeln. Daß er heruntergekommen war, im nachtschlafenden Haus, und die Schwester mit ihm (doch das würde Annchen sicher auch

getan haben), war aller Ehre wert. Aber daß er „zum Teufel" sagte, war einfach groß!

Ich antwortete natürlich nicht. Ich hörte mein Herz so laut klopfen — ich meinte, die Kinder müßten es durch das Türbrett hören.

„Bist du es doch, Vater?" frug jetzt Emil. „Bist du etwa früher zurückgekommen?"

Keine Antwort von mir.

„Er ist fortgegangen", hörte ich das Mädchen flüstern. Ich belehrte sie anders, ha! Ich riß die Klingel.

„Es wird der Postbote sein", sagte Emil beiläufig — es war deutlich, wie er seine Unruhe beherrschte. Ich hörte Nesteln an der Sperrkette. Aber die Tür wurde nicht geöffnet.

„Haben Sie ein Telegramm?" frug Emil laut. „Es wird dem Vater etwas zugestoßen sein", sagte er prachtvoll sachlich und brüderlich ruhig zur Schwester. „Ängstige dich nicht, Hildegard, wir müssen es tragen."

Gleich würde die Tür aufgehen! Ich drückte mich in die Ecke zwischen der Mauerwandung und dem linken Türflügel, der fest bleiben würde, wenn der rechte sich öffnete.

„Aber zum Henker, so reden Sie doch!" brüllte jetzt Emil. (Herrlich: Henker! Nicht wahr?) „Haben Sie Ihre Zunge verloren oder sind Sie besoffen?" („Besoffen" war entschieden etwas roh.)

„Vielleicht ist der Mann stumm", entschuldigte leise Hildegard.

„Vielleicht ..." brummte zornig Emil und ließ die Sperrkette fallen. Sie schlug laut wider das Holz der Tür. „Hildegard, halte die Kerze", sagte Emil drinnen laut und unbekümmert. „Will doch sehen, wer zu nachtschlafender Zeit ..." sagte der Held noch. Ein Schlüssel arbeitete im Schlosse.

Jetzt würde es kommen! (Ich fühlte, ich war kühn wie der Teufel!) Wenn die Tür sich öffnete, mußte ich um jeden Preis hinein.

Die Tür ging auf. Sofort hatte ich eine Hand und eine Ferse im Spalte. Ich glitt an einem Türflügel entlang und

schob mich mit meiner rückwärtigen Breitseite, indem ich vorn auf vier Fingern unsern Pfiff in die Nacht schickte, den gegerbten Körperteil voran, in das Innere des Hauses.

Im Nu waren die Verschworenen da. Alle maskiert. Erster war Jakob, zweiter Annchen. Ich warf mich herum, und wir fluteten ins Haus. „Es sind nur Kinder", hörte ich Emil rufen. Das ärgerte mich.

Emil und Hildegard waren im Hemde. Oben auf dem Treppenabsatz standen Eilhard und Thusnelda — ja, so hießen sie! Im Augenblick kannte ich ihre Namen! —, die beide noch jung waren, vielleicht im Alter von Abc-Schützen. Sie schrien und flüchteten. Emil war ein starker großer Junge, fast ein Erwachsener und in meinem Alter. Er stand zuerst starr. Dann warf er sich wie ein Löwe in die Schar der Einbrecher. Aber unser waren zu viele, seine Kraft brach, er wurde in den Keller gestoßen und der Schlüssel abgezogen. Hildegard blieb unbeachtet. Sie schrie in merkwürdigem Fistelton, hielt wacker die Kerze hoch, während wir Emil erledigten, damit wir besser sehen könnten, und schrie gleichmäßig. Kein Zweifel, sie würde so noch dastehen, wenn wir zurückkämen, nachdem wir das Haus untersucht hatten. Denn das taten wir! Zuerst das Zimmer neben der Haustür im Erdgeschoß, das mit den verschlossenen Fenstern, mit den ewigen Holzladen, das uns von der Straße stets so unverschämt herausgefordert hatte. Das Zimmer irgendwelcher Blaubartgeheimnisse! Wir fielen auf die Tür, wir sprangen hinein. Das ging sehr einfach, die Tür war nicht verschlossen, — das Zimmer leer. Im matten Lichtschein von Hildegards Kerze im Flur schien uns seine hohe Leere ungeheuerlich. Leer? Leer, das geheimnisvolle Zimmer? Keine abgeschnittenen Köpfe, keine aufgereihten Zehennägel, keine Skalpe, keine Bütten voll roten Blutes? Leer —? (Sehr natürlich, es war das Wartezimmer für die Patienten gewesen, das ausgeräumt worden war, als der Arzt seine Praxis aufgegeben hatte, um sich ausschließlich dem Leben mit seinen Kindern zu widmen. So kam es nachher heraus.) Aber uns erboste sie mächtig, die Leere und Nüchternheit des rätselhaften Rau-

mes. Zurück in den Flur, an die andere Tür! Dort würden die Bütten stehen! Auch diese Tür gab widerstandslos nach. Das hintere Zimmer war, wie wir sofort erkennen konnten, das Studierzimmer des Vaters, die Wände waren mit Büchern bis an die Decke zugebaut. Mir, der ich an der Spitze war, schlug davor ein so gewaltiger Respekt in die Glieder, daß ich Wasserdrang bekam und im Flurwinkel an vorgesehener Örtlichkeit, die ich leicht fand, austreten mußte. Über mir auf den Treppenstufen polterten schon die Schuhe der Femebrüder hinauf. Ich hinterher und bald wieder vorauf. Zimmer nach Zimmer tat sich auf, im ersten Stock waren die Wohnräume und das Schlafzimmer des Paters. Nirgendwo etwas Besonderes, Auffälliges, so etwa ... sagen wir eine Kapelle zum Götzendienst mit indischen Goldfiguren, eine Geißelkammer, eine Reliquienkapelle für die abgestorbenen einbalsamierten Hauskatzen. Aber wir fanden ein geweißtes Zimmer mit Turngeräten, schwebenden Recks, Hanteln, Holz- und Eisenstäben für Freiübungen. Kann man unsere Enttäuschung verstehen? Dann kann man auch unsern Zorn begreifen. Unserer Unternehmung war sozusagen der sittliche Boden entzogen. Der sogenannte Saal im ersten Stock war finster, schwarz. Aus Angst fingen wir an zu schreien. Dadurch zu Mut gekommen, schrien wir unausgesetzt, während wir höher stürmten. Unten schrie Hildegard in ihrem hohen Ton, oben schrien die Kinder (denn im zweiten Stock schliefen die Kinder, nach vorn die Knaben, nach hinten die Mädchen). Thusnelda hatte nicht versäumt, ihre Kerze auf die Treppe zu stellen, als sie flüchtig gegangen war, so daß keiner von uns ein Beinunglück erlitt. Sie und Eilhard waren in die Betten zurückgekrochen. Wir stampften, rauschten, heulten durch die Zimmer. Da fanden wir unseren Triumph. Unser Genügen war vollkommen! Hin und her, hin und her, gesprungen, getanzt und die Kinder in den Betten geschreckt. Die einen weinten, die anderen, den Kopf unter der Decke, schrien, daß es wie aus einem Keller klang; das jüngste lag wie leblos da. Aber es würde nicht sterben, da war keine Gefahr! Es würde sich schon erholen. Ein Junge im

Bett hatte das Nachtlicht, ein Trinkglas mit Öl und Schwimmdocht darauf, in der Hand und sah uns entgeistert zu. Wir tanzten einzeln und in Gruppen; wir tanzten auch im Kreise; wir müssen nicht schlecht ausgeschaut haben: vor dem Gesicht die schwarzen, roten, gelben Masken, der eine eine bunte Decke, vom Boden aufgenommen, der andere ein weißes Laken umgeschlagen, aus einem Bette gerissen. Und Geschrei wie in einer Hexennacht. Da hatte ich einen großartigen Einfall. Ich befahl — war ich nicht der Anführer? — alle Jungens sollten sich an die Hände fassen, Anna in der Mitte auf einen Schemel niederhocken. Es geschah; wir liefen, tanzten, sprangen, rasten um sie, je länger, um so heftiger, und sangen:

Die Anna saß auf einem Stein, einem Stein,
einem Stein,
die Anna saß auf einem Stein —
einem Stein!

Sie kämmte sich ihr goldenes Haar, goldenes
Haar, goldenes Haar,
sie kämmte sich ihr goldenes Haar —
goldenes Haar!

Und als sie damit fertig war, fertig war, fertig war,
und als sie damit fertig war —
fertig war!

Da fing sie an zu weinen, weinen, weinen,
da fing sie an zu weinen —
weinen!

Sag, Anna, warum weinest du, weinest du,
weinest du,
sag' Anna, warum weinest du —
weinest du!

Ich weine, weil ich sterben muß, sterben muß,
sterben muß,
ich weine, weil ich sterben muß --
sterben muß!

Aufschrei des kleinen Jungen: das Nachtlicht war ihm ins Bett entfallen; das Öl hatte sich in die Laken ergossen; das Bett stand in Flammen.

Geschrei und Entsetzen! Die Verschworenen flossen durch die Tür ab und die Treppen hinunter. Eine Karaffe Wasser ins Bett gegossen — aber es half nichts mehr.

Bei dem grellen Feuerschein sprangen die Kinder von ihren Lagern, auch die, welche mit dem Kopf unter der Decke gelegen hatten. Den kleinsten starren Jungen riß ich aus dem Bette; ha! er stand sofort auf seinen Beinen und konnte laufen wie die anderen. Die Kinder schwammen den Verschworenen nach die Treppe hinab. Ein Griff von mir durch alle Betten, um mich zu überzeugen, daß sie leer waren — oh, es würde schon niemand zu Schaden kommen! — auch ich sprang aus dem brennenden Zimmer. Die Treppe hinabgeflogen! Unten ließen sie eben den Emil frei, und alles, Verschworene und Kinder, weiße Hemden, schwarze Masken durcheinander, ergoß sich durch die Haustür hinaus.

Die Straße war leer und dunkel. Aber die Fenster des obersten Stockes waren rot und die Straße unheimlich erleuchtet. Der Soldat drüben neben dem Gefängnis schoß Alarm in die Luft, und bald läutete auch im Kloster stürmisch die Glocke. Die Verschworenen stoben nach Hause. Auch ich. Ich kam in die Wohnung; der Vater war noch nicht vom Kegeln daheim. Kleider ab und hinein ins Bett. Ich ließ mich durch den vom Lärm der Nacht erwachten Matthias aus verstelltem Schlaf wecken.

Hei, das war ein Leben in der Straße! Aus dem zweiten Stock knallten jetzt die Flammen. Die Feuerwehr raste heran, Fackeln lohten, schwelten; rot flammten die Erzhelme der Feuerleute. Schläuche zusammengeschraubt, bald stieg der Strahl, dick wie der Stamm des Pflaumenbaumes, von

dem Michael (der Erledigte) abgestürzt war, aufwärts und zischte in die Flammen. Weißer Dampf! Die Straße füllte sich mit schwarzen Menschen. Polizei war auch da und machte sich wichtig...

Es ist wirklich niemand zu Schaden gekommen. Die Kinder wurden von mitleidigen Familien für die Nacht aufgenommen; der Vater, gerade vom Kegeln heimkommend, brachte Eilhard zu uns. Ich räumte ihm mein Bett ein. Alles tadelte streng den Arzt, der seine Kinder allein gelassen. Der zweite Stock brannte aus. Aber ich hörte am nächsten Tage von Vater, daß das Haus gut versichert sei und also auch der Arzt keinen Schaden erleiden werde. Oh, der Vater schimpfte nicht schlecht auf den verrückten Doktor! Er könne froh sein, daß ihm seine „Wanzenbude" — so sagte Vater — von der Versicherung schön wieder aufgebaut werde. Und die Bauleute bekämen auch etwas zu tun. Der Zorn auf den Arzt war groß in der ganzen Vorstadt. Niemand glaubte den Erzählungen der Kinder. Es seien nur alles Halluzinationen der Kleinen gewesen, die sich verlassen gefühlt und schreckliche Träume gehabt hätten. Dabei sei denn eines, das aus Angst sein Nachtlicht angezündet, irgendwie unvorsichtig gewesen. Selbst Emils deutlicher Erzählung wurde kein Glauben beigemessen, um so weniger, als die Polizei bestimmt erklärte, es sei in der gewissen Nachtstunde kein Mensch in der Straße gewesen. Nichts kam heraus...

Noch lange hat es damals in der Nacht gebrannt. Die Dampfspritze hat einen Teich von Wasser auf den zweiten Stock gepumpt. Die Wolken lagen rot. Die Flammen schnoben wie eine Herde von Wildpferden. Die Dachsparren zerbarsten knallend. Es regnete glühende Nägel. Ich konnte das alles vom Fenster aus sehr schön sehen. Es war großartig!

Daniel und der Kaiser

Von Ernst Weiß

In dieser Nacht träumte der Kaiser von Babylon in seinem tausendfenstrigen Palaste.

Dieser Fürst war der schönste, klügste, reichste Mann seiner Zeit und der glückseligste. Noch im Alter von fünfzig Jahren hatte er das Aussehen und den frohblühenden Mund, den lichtstrahlenden Blick der ersten Jugend.

Die mit ihm geboren waren, die mit ihm in die ersten Schlachten gezogen und, auf den Armen der siegreichen Krieger getragen, im Mittagsjubel zurückgekehrt waren — die Gewaltigen und die Räte seines Reiches, die Freunde seines klugen Herzens, alle waren schon gealtert, müde, verglommen, spätabendliche Seelen. In matter Ruhe lagerten sie im grünen Dämmer, im kühlen Innern ihrer weiten Schlösser. Er, Nebukadnezar, Kaiser von Babylon, bezauberte alle Menschen um ihn durch den Smaragdglanz seiner knabenhaften, schmalen Augen, hoch über dem Gewölke seines schwarzblauen Bartes, durch die gewichtlose Anmut seines königlichen Ganges, durch sein leises Herrscherwort. Nie vor ihm noch nach ihm hat die bewohnte Erde einen König seiner Art gesehen. Er, der riesige, hohe Mann, hielt sich aufrecht auf dem Thron unter dem geblumten Baldachin, seine Linke, so zart gegliedert, faßte einen elfenbeinernen Stab mit silbernen Ringen, das Zeichen seiner Macht. Er trug keine Waffe, mitten im Gewühl der schwarz gepanzerten Trabanten weilte er ohne Schwert, er saß schlicht unter den andern, sprach Recht vom frühen Morgen an, empfing die Heerführer, Statthalter, Satrapen, die Minister des Hauses, die Priester, Trabanten, die Obersten der Sklaven und Sklavinnen, die Schatzmeister, Steuerverwalter, die Gesandten der fremden Völ-

ker, besiegter und verbündeter Stämme, lauschte allen fremden Sprachen und den eintönigen Worten der Dolmetscher, blickte sie an und lächelte, während in den Falten seines weiten, sommerlichen Gewandes seine Lieblingstiere, isabellfarbene Windspiele ruhten und mit ihrer blaßroten, langen Zunge die kleinen Füße dessen liebkosten, vor dem die Erde zitterte von ihrem Aufgang bis zum Untergang, des Herrn von Babylon, Kaisers von Persien, Schahs der beiden glücklichen Arabien, Sultans der Gewürzinseln, Moguls von Indien, Königs über Juda und ihre längst zerstörte Feste, Jerusalem.

Abends ritt er auf seidenen Satteldecken sein feingliedriges Pferd. Die ungeschmückten Zügel lässig in der Linken. Mit der rechten Hand streifte der riesige Mann die Flanken des hochatmenden Tieres, er haschte eine Blume, die aus dem in Millionen wimmelnden Volke seiner Diener und Untertanen ihm zugeworfen wurde, wenn er ohne Begleitung aus den Toren seines hohen Schlosses durch die Wachttürme ritt, vorbei an Palästen, Gartenmauern und Basaren, über die hoch geschwungene Brücke, die über die Wasser Babylons führt. Sein edles Gesicht war angehaucht vom roten Staube, der hoch in den Straßen der niemals rastenden Stadt lag.

Man nannte ihn den Sommerfürst, den gerechten König, der nicht mit dem Tode straft noch auch mit Martern peinigt. Er hieß der Volkserwählte, die Quelle der Holdseligkeit, das Herz der armen Welt und ihr Trost.

An seinem Hofe waren tausend Ärzte, aber er war nie krank. Er hatte tausend Tafelgenossen, längst besiegte Fürsten, landfremde Satrapen, dreizehn Häuptlinge der dreizehn verbannten Stämme Israels, zweitausend Mamelucken, unzählige Dichter, Sänger, Priester, Blumenzüchter, Düftebereiter, Köche, Reitknechte, Seidenweber, Goldschmiede, Sattler und Schneider, und niemand zählte die Handwerker aller Gewerbe, die in dem Abglanz seiner milden Nähe wohnten, sein Brot aßen und seinen Wein tranken.

Er zog die längsten, geraden Straßen durch sein Land. Er erbaute an seinen Flüssen Dämme, um die Bewässerung der Felder zu verbessern, er stiftete viele öffentliche Bäder, die Greise sammelte er in Asylen, und die Bettler ließ er nicht ohne Obdach und Brot. Er ließ Brücken aus weißem, weit herbeigetragenem Stein und dunklen, eisenstarken hölzernen Bohlen in das Bett der Flüsse schlagen. Er ließ Tempel errichten, mit goldenen Bildern darin und kupfernen Rosten für die Opfer, und er opferte allen Göttern und dankte allen für sein Glück und sein Gesegnetsein.

Er kannte der Menschen Wesen und ihre bösen Gedanken und ihre guten zugleich. So teilte er Strafe aus und Lohn und wog richtig mit der Wage, die ihm verliehen war.

Er zog gegen Fürsten zu Felde, und die starke Feste Jerusalem widerstand ihm nicht. Das geblendete Geschlecht Judas wurde in ihrem letzten König geblendet. Der heilige Berg ging in Rauch und Flammen auf, die verstoßene Gemeinschaft der Juden wurde in Zedekia, Jojakim und Rahel noch einmal verstoßen, sie wurden im Schlangenverlies gehalten, den kalten, giftigen Tieren gleich, nach Schlangenart bekleidet mit Regen und getrocknet mit Wind und gefüttert mit eklem toten Gewürm, bis zur Geburt des Sohnes, des reinen Prinzen Gottes, der Daniel hieß. Doch Nebukadnezar führte nur das Schwert eines andern, er kannte die Namen der Völker alle nicht, die ihm untertan waren, noch die ihm dienen mußten, nachdem sie selbst Könige und Herrscher gewesen. So wurde durch die blinde, leichte, freudige Hand des Nebukadnezar das Geschlecht Judas gestraft und die Nachkommen Davids verkümmert.

Sein Volk war reich und zufrieden bis zu dieser Zeit, alle Häuser voll Getreide, Hab und Gut, Kamel, Pferd, Esel und Rind, Herd und Hausgerät. Bis zum letzten Diener des Kaisers hatte jeder Kleid, Decke, Teppich und Wandbehang, vor die Fenster zu spannen gegen die Hitze, Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Schmuck für die Frauen, Ring und Kette, Gewürz und feine Speise aller Art. Lange herrschte Frieden in den schönen Gärten und Lachen in den Gassen.

Alles war gesegnet unter dem gesegneten Herrscher. Dies ist die Geschichte Nebukadnezars bis zu seinem Traum.

In derselben Nacht, da das Licht Gottes Daniels hohe Stirn streifte und in seinen blauen, klaren Augen aufging mit wissendem Glanz, da kam über den Kaiser ein Traum und ein böses Gesicht.

Wie tief er im weiten, hohen, offenen Sommersaal schlief, den Kopf von Seide umschmeichelt, auf Leinwand vom reinsten Faden den Körper gebettet, auf der schweren kaiserlichen Lagerstatt, Geburt und Sterbelager seines Geschlechtes: Gewappnete zu seinen Häupten, Reisige zu seinen Füßen, alle unerbittlichen Herzens und nie übertroffen in ihrer Treue; Dienerinnen, goldäugige, über seine linke Hand gebeugt. Mit ihren herabfallenden duftenden Flechten seine kriegerische Rechte beschattend, spät in der Nacht.

Es war nicht froher Schlaf, der ihn deckte, da er stöhnte und bitter seufzte, da seine sonst so freudenvolle Stirn in Wellengewittern gefurcht war, da seine Hände über der hoch atmenden Brust in einem Knäuel sich verschlangen, Nattern gleich, die auf heißem, sandigem Boden knisternd sich paaren. Seine Lippen, gedörrt im strömenden, keuchenden Hauch, waren bleich über dem schwarzblauen Gewölk seines Bartes.

Man wollte ihn wecken und lösen, brachte Fackeln und auf Leuchter gesteckte wohlriechende Lichter, man rief ihm ins Ohr und schlug mächtige Glocken vergebens. Aber in der Mitte der Nacht erhob er sich, Kaiser von Babylon, richtete sich auf im hell beleuchteten Saal, faßte die Säulen, die baumstarken Streben, die bis an die getäfelte Decke reichten, als wären es Stämme von Bäumen im Walde, er tastete an den glatten, schön behangenen Wänden wie blind. Seine offenen, smaragdfarbenen, schmalen, knabenhaft geschnittenen Augen in düsterem Feuer, seine Ohren verschlossen, seine Schritte im Gemache, schleppend zur Tür und zurück, wie gefangen, an eine Kette geschlossen. Die Wächter riefen im Hofe, die Nachtrunde schlug an die Glocken, gegen das tief, ruhig tönende Erz; den zweiten,

den Morgengang kündeten sie an, aber immer noch irrte er, der einst glückselige Fürst, wie ein Fremder, ein Geblendeter, ein Träumender, nie zu erwecken, ein Toter, nie zu beleben, durch das weite, kühle Sommergemach. Oben in der von neun Mauern umgürteten, weißen kaiserlichen Burg auf den immergrünen Hügeln, über dem Teiche, über den stolzen Pappeln, den duftenden Beeten, auf der Spitze der mächtigen Stadt zwischen den Strömen der Welt, Babylon.

Jetzt kehrte er sich zu der Lagerstatt, aber nicht um zu ruhen. Er ergriff die vier aus Erz gegossenen, tief in den Boden eingelassenen Löwentatzen, die Stützen des Bettes und ihren auf ewige Zeiten gegründeten Unterbau, eine nach der andern, rüttelte an ihnen und lockerte sie nicht. Dann griff er dem ehernen Löwen in das aufgerissene Maul, er stemmte sich mit beiden Knien mächtig gegen die Brust des schweren, riesigen Tieres, er drückte die Daumen beide dem Löwen in die ehernen Augenhöhlen, stöhnend hob er das ungeheure Tier aus dem Boden, der in seinen Grundfesten bebte. So entwurzelte er die Lagerstatt unter furchtbarem Krachen, bis ins Beben der Mauern. Jetzt belud er sich mit der ganzen Last. Über seinen Nacken, den Kopf in des Kaisers Haupthaar gebettet, ragte der kupferne Löwe, die seidenen Kissen, die leinenen Betten hingen herab über seinen gebeugten, dienenden Rücken, so schleppte er die Lagerstatt an die Pfosten beim Fenster. Mit den Zähnen faßte er das Fenstergehänge, den fein gewirkten Teppich, raffte ihn und öffnete das Fenster. Er trug die schwere Last auf dem Rücken, doch keine Gewänder am Leibe. Bloß sein vom gesenkten Haupte tief herabwallender Bart, in goldenen Funken vom Kerzenglanz her metallisch erfunkelnd, deckte des nackten Fürsten Nebukadnezar aufgehobene Scham. Sein Rücken glänzte in heftigem Schweiß unter der unköniglichen Bürde.

In seinen Händen wankte das ungeheure Gewicht des viertatzigen, gleißenden Tieres, eingebettet in die künstlich gewirkten Kissen, auf denen er geruht hatte bis jetzt. Nun ruhte alles auf seinen Achseln.

Unter den Fenstern dunkelten die herrlichen, duftenden Gärten. Lichtgespiegelt im ovalen Teich schwankten die hohen Pappeln mit ihren Rebengebinden, die Palmen mit blauen, üppigen Blüten in den Winkeln verrauschend, zahme Hirsche wollten still in leichtem, federndem Gange zur Nachttränke eilen, Nachtvögel, aneinandergeschmiegt wie schwarze, glänzende Krüge, hielten sich im dichten Laube geborgen, hellere Nebel kamen von weitem, in kaum erkennbarer Ferne schimmerte die feuchte Höhle der Schlangen, wo die Könige der Juden solange gehaust, weiter noch im Umkreis schwebte die ungeheure, für keinen Blick ganz zu durchmessende, herrliche Stadt Babylon, an dem seidenglänzenden Flusse gelegen, von fackeltragenden Männern zur Nacht durchschritten und treu bewacht. Unter den leicht gehäufelten Wolken am Rande des Himmels, kaum noch zu ahnen im zartschwebenden Schimmern, im morgenfrühen Nebel über dem Flusse der aufgehende Tag.

In diese Tiefe ließ der Kaiser die Stätte seiner Ruhe fallen. Schmetternd stürzte das Erz durch die Pfosten der Fenster, über die aufrauschenden Zweige der Pappeln flatterte es hinab, das leicht gewirkte Gewebe schwamm licht im erwachenden Morgen auf dem schwarzen Gewässer des Teiches, Holz mit goldenen Rändern, Kissen wie Schwäne gebauscht, unter Schilf gebückt und versteckt. Der riesige Herrscher aber drückte sich scheu in die leeren Winkel, er verlor sich zwischen den Spuren der ausgerissenen Wurzeln unter dem leeren Baldachin. Seine einst klaren Augen waren getrübt, die mächtigen, schönen Arme aufgestützt auf die im Frost zitternden bläulichen Knie. Wachend und schlafend zugleich. So starrt er durch die Gestalten der Seinen und ist nicht unter ihnen. Gewaltige beugen sich zu seinen Häupten, Reisige beten zu seinen Füßen, Holdselige liebkosen seine Rechte, und jugendlich Schöne weinen über seiner Linken. Seine Sohlen sind schwarz. Ihn erweckt nichts. Er ruht, wie ein Tier in der Wildnis seine Glieder um sich schlingt, nackt auf dem nackten Estrich, den die Füße der eilenden Diener beschmutzt haben. Seine Treuen rufen ihn: Lieber Kaiser, erwache! er antwortete nicht, so

war er verstört. Denn Frieden war um ihn bis zu dieser Nacht. Mit seinem wallenden, schwarzblauen Barte wärmt er seine nackten Füße, denn es friert ihn sehr. So kauert er bis zum Morgen, da er völlig erwacht.

In bösem Feuer blinkte am Morgen sein Blick, in haltlosem Zittern faßt seine Hand nach dem elfenbeinernen Stabe mit den silbernen Ringen, dem Zeichen seiner Macht. Er hüllt sich in die raschelnden scharlachfarbenen Kleider seiner liebsten, jüngsten Sklavin, verbirgt sich bis zu den Augen und winkt allen, damit sie gehen. Sein Fuß stößt voll Ungeduld nach den Windspielen, die an schön gewirkter Koppel gebunden zu ihm hereingeführt werden. Dann schlägt er mit dem Stabe den Boden, ruft den höchsten der Reichsverweser und gebietet ihm: Fordere zusammen auf eine Stunde alle die Sterndeuter und Weisen, Zauberer und Chaldäer, damit sie vor mich treten und mir meinen Traum sagen sollen. Vor Abend sollen sie vor mein Angesicht kommen, denn ich vermöchte nicht zu schlafen noch Ruhe zu finden, ehe ich weiß, was mir geträumt hat.

Vor Abend versammelten sich die Sterndeuter, Chaldäer, Zauberer und Weisen und füllten den weiten Sommersaal mit dem verstümmelten Estrich und der ausgerissenen Stätte seines Schlafes. Unter ihnen war Daniel, der Sohn Jojakims, des vertriebenen Königs von Juda, er, der Prinz Gottes. Der Kaiser sprach zu ihnen: „Ich hatte einen Traum, ein böses Gesicht. Ich will wissen, was es für ein Traum gewesen ist.

Man wollte mich wecken, ich hörte es nicht, man wollte mir Licht zünden, ich sah es nicht, ich wollte ruhen und den Frieden der Nacht kosten und habe mein Lager aus dem Boden gerissen und mein Kissen über die Bäume gestürzt. Was war mein Traum? Sprecht und fürchtet euch nicht.

Ich habe immer in Klarheit gelebt. Nun hat mich etwas verstört, so daß ich nicht mag Rat halten, Krieg führen, Frieden schließen, in meiner Stadt Recht sprechen, essen, trinken, noch meine Liebste kosen, noch mich des Guten freuen, das Böse eindämmen, noch mich waschen, meine

Haar salben, meine Augen erheben, meine Brust in Freude öffnen und aufatmen, es sei denn, daß ihr mir sagt, meine Lieben, was mir geträumt hat, diese Nacht, in diesem Saal."

Da sprachen die Chaldäer auf chaldäisch zum Kaiser: „Herr Kaiser, Gott verleihe dir langes Leben. Sage deinen Knechten den Traum, so wollen wir ihn dir deuten."

Der Kaiser antwortete den Chaldäern: „Es ist mir entfallen.

Werdet ihr mir meinen Traum nicht anzeigen, den ich die letzte Nacht geträumt habe wie nie einen Traum zuvor, so werdet ihr umkommen, meiner Milde unerachtet, eure Häuser sollen schändlich zerstört werden und eure Weiber verstoßen und eure Kinder mit ihnen.

Wenn ihr aber meinen Traum findet und ihr ihn anzeigt, sollt ihr Geschenke und Gaben von mir haben. Denn ich hungere nach Frieden. Ihr sollt große Ehre von mir erhalten, denn ich dürste sehr, zu erkennen, was war."

Die Sterndeuter und Chaldäer antworteten: „Der hohe Herr sage seinen Knechten den Traum, so wollen wir ihn deuten. Es ist kein Mensch auf Erden, der sagen könnte, was der Kaiser fordert. So ist kein Herrscher, wie groß und mächtig er sei, der solches von einem Weisen, Sternseher und Chaldäer fordere. Denn was der Kaiser fordert, ist zu hoch. Es gibt auch sonst niemand, der es dem stolzen Herzen der Welt, dem Kaiser Nebukadnezar, sagen könnte, ausgenommen die Götter, die nicht bei den Menschen wohnen."

Da erzürnte sich der Kaiser, erblaßte und warf seinen Stab in die Reihe der Sterndeuter und traf ihrer einen ins Auge, das ausrann. Doch wagte niemand, zu flüchten. Denn er war ergrimmt, wie man ihn nie gekannt hatte die Tage seines Lebens bis jetzt.

Daniel fürchtete sich nicht, er trat vor den König und beugte sich vor ihm.

Der Kaiser blickte ihn an und fragte: „Wer bist du?" Denn er kannte ihn nicht.

„Ich war ein Kupferschmied, ein Handwerker unfern des Wassers, in der engen Straße, wo die Karawanen nach dem glücklichen Arabien gehen. Ich wohnte tief in dem niedern Viertel am Flusse beschattet. Dort traf mich der Herr, der Gott meines Volkes, rief mir zu. Ich wollte einer sein wie alle, hungrig mit den Hungrigen und gesättigt mit ihnen, wach mit den Wachen, träumend mit den Träumenden und erwachend mit ihnen, meine kleinen Werke aus Kupfer gedreht und die feinen Fäden in der Flamme gezogen, und das übrige Werk in meiner Hand, wie alle es schaffen in unserem Viertel. Ich rief nicht Gott, aber er rief mich. Denn was wäre ich, daß ich wagen wollte, Gott zu nennen? Wenn ich Wasser verlangte, gab er mir köstlichsten Wein die Fülle. Aber laß mich allein, hoher Kaiser, mit dir, lege dicht dein Ohr an meinen Mund, und ich will dir alles verkünden, da mir nichts verborgen ist."

Der Kaiser entließ alle, die ihn sonst nicht verließen bei Tag und bei Nacht. In die Arme des schlanken, ruhigen Knaben Daniel schmiegte sich der riesige Mann, er verbarg in der Ellbogenbeuge des Jünglings sein müdes, verstörtes Haupt, sein schwarzblauer Bart streifte die glatten, kalten, herrlich gerundeten Knie des Knaben, und blickte der Weltfürst empor, dann sah er Daniels gewaltige Augen voll zartesten, blauen Glanzes über sich leuchten, und er faßte Freundschaft und Liebe zu ihm, und er hob mit seiner Kaiserhand die Rechte des Knaben Daniel zu seinen Augen und fragte: „Kannst du denn die verflossenen Träume zurücklenken mit der Hand wie mit einem Zauberstabe?"

„Hoher König, du träumtest, du trügest diese ganze Welt auf dem Fundament deiner Schultern. Ebene, Gebirge, Wasser und Land, Flußufer und Bäche, die durch Wälder rieseln, und Wüsten, die noch niemand betreten hat, Häuser, darin zu wohnen, einzeln und in unermeßlichen Städten wie Babylon, Gerät in den niedern Hütten, Rüstung und Erz um die Glieder der Krieger, Felder, Früchte, Getreide in Samen, gesammelt in den Kornhäusern, alles geordnet, wie die Welt hier geordnet ist, und ge-

recht, wie du es gerichtet hast in den Jahren der Herrschaft, alles stand auf deinen beiden starken Schultern aufgerichtet, alles, was Menschen bauen, was sie besitzen und verlieren, alles, was lebt und sich im Herzschlag regt, es war ohne Ausnahme auf deine Schultern geladen, damit du es trägst, und du hattest es über dir und konntest es von unten her sehen, wie es wuchs, wie die Häuser aufgerichtet wurden, und der überhohe Turm, in neun Stockwerken ragend, von Treppen umgürtet, matt durchleuchtet mit Feuer, prächtig und überherrlich; wie die Felder sich begrünten, wie die Herden sich vermehrten und die Völker an den reichen Ernten sich sättigten und noch übrigbehielten, und Friede war überall, bis sie starben und andere Menschengeschlechter die Türen der Speicher auftaten, und andere Geschlechter sich ihres Lebens freuten, bis es zu Ende war. Das deine aber war nicht zu Ende. Du warst auserwählt und von den andern geschieden, wie ich es bin, Daniel, Jojakims Sohn, und dennoch vaterlose Weise und mutterlos, obgleich meine Mutter noch lebt. Allein standest du unter deiner Last, und du trugst sie allein, weil sie dir aufgetan war."

„Sprich weiter," sagte der Kaiser, „du sagst, wie es war."

„So war es dir gegeben, selbst diese Welt zu tragen, dir allein, sie zu ordnen als Meister der Klugheit, die Tiere zu zähmen, die Völker im Kriege zu scheiden und die Stämme im Bund zu vereinen als König. Brücken zu schlagen über die Ströme als Baumeister, diese Stadt Babylon, das Wunder der Welt, aufzurichten aus gebrannten Ziegeln, mit geschliffenen Steinen sie zu zieren, Tempel zu errichten und Sinn zu stiften in allem, was du trugst auf diesen zwei Schultern. Du hast die Welt nicht gerufen: aber sie rief dich: sei du mein Herr! So ist dein Turm der höchste seit Menschengedenken. So hattest du Gewalt über alles und trugst es freudig, du warst mutig, stark, fröhlich, ohne Zaudern, du hörtest auf keinen Gott, blicktest in Träume nicht. Dein Auge schaute klar, deine Hände erfaßten mild, was sie wirkten, dein Bart war geglättet, deine Stirn friedlich,

deine Zunge mit Weisheit gesegnet im Gericht und im Feldkriegsplan, deine Lippen voll Liebkosungen, wenn du bei den Deinen weiltest, so warst du gesegnet wie nur je der Menschen einer, Sieg, Freude und Frieden, Kraft, Gesundheit, Klarheit, gerechtes Gewicht, senkrechtes Maß, Speise und Trank, Schätze, Juwelen, Kornspeicher, Übriges, was des Menschen Herz wünscht. Auf deinen Schultern die Welt. In deinem Innern aber Weisheit, Milde und Gewalt über alles."

„Das war mein Traum, aber mein Leben auch. Heute ruhe ich im leeren, dunklen Gemache, einem fremden Knaben auf die Knie geschmiegt, verstörten Gesichts und voll Angst vor der künftigen Nacht. Wo ist meine Scham, mein Stolz, mein königliches Schweigen?"

„Dein Traum war so: Über dir zog, wie eine Wolke ins Gewitter zieht, ein zweiter Nebukadnezar auf. In Stürme gekleidet, nicht in feine Leinwand wie du. Es war kein Mensch, sondern etwas anderes, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Du warst es selbst, höher als der erste, schwer wie ein Stein, ohne eigene Wärme, warm in der Wärme, kalt im Eise, friedlos, da er von einem Ende der Welt zum andern rollte zu dir und nichts verschont, auch sich nicht, und voller Frieden, da er von nichts weiß, auch von sich nicht.

So ist der tiefste Frieden nicht bei den Königen, nicht bei den Göttern. Glaube es nicht! Nur bei den Steinen, sei es, daß sie stehen und ragen wie Säulen, worauf man Lebendes gehen läßt, sei es, daß sie am Himmel, aneinandergekettet, als Gestirne in blauen Lichtern dahinziehen. Dieser Stein trug deine Züge, Kaiser Nebukadnezar, du warst es aber nicht. Denn du hattest Angst vor seiner Schwere, obgleich du doch die übrige Welt ohne Zittern auf deinen Schultern trugst, du batest, verschone mich, und flehtest, laß mich ausgehen und lebend entkommen, und knietest vor ihm wie nie vor einem Menschen oder König der Reiche oder Gott des Himmels, die du kanntest; mit Namen nur kanntest du sie und nicht von Angesicht. Er aber, der andere Nebukadnezar, erbarmte sich nicht. Er war wie Erde, die

spricht. Aber er schwieg noch, und du sahst nur seine Lippen bewegt und die Arme erhoben. Er raste durch die Lüfte, bis sie brannten, er durchbricht mit Krachen und Donnern dein festgegründetes Haus, achtet nicht der Decke hier oben mit den goldenen Zieraten, schont nicht die Kleider auf deinem Körper, ließ die Deinen nimmermehr leben, er fiel auf dich, und du faßtest ihn in deinen beiden Armen auf, und ihr wurdet beide eins und von nun an eine neue Gestalt. Du hobst dich auf, und ihr beide wichet von dannen, und das Volk erkannte euch nicht mehr, und man nannte euch mit neuem Namen und zitterte sehr.

Aber was du auf deinen Schultern getragen hattest, war alles vernichtet, denn die Städte waren zerstampft, die Dörfer sah man nicht mehr, wo sie gestanden hatten. Von unten, wie Kinder eine Schlange anfassen und sie zerreißen, hatte der Sturm die Brücken aufgehoben und sie zerrissen, die schönen Bäume, an den Flüssen gepflanzt, mußten verdorren, die Blumenbeete im kaiserlichen Garten zertreten sein. Das Vieh war verhungert, und die Menschen litten große Not. Da war kein gerechtes Gericht zwischen den Toren, kein gutes Maß auf den Tischen der Händler, kein gerades Senkblei in den Händen der Meister, keine Pferde und Kühe in den Ställen, kein Gerät in den Hütten, keine Ordnung in den Gesetzen und in der Welt kein Sinn. Wo Babylon war, hieß der Ort: Wüste und verfluchter Ort.

Das hast du gesehen, bis du erwachtest."

„War das mein Traum, so habe ich ihn selbst mir gedeutet. Denn ich habe die eherne Stätte meiner Ruhe aufgehoben, meine Heimat zur Nacht aus dem Boden gerissen und aus den Fenstern gestürzt, bis alles im Teiche unter den Pappeln versank. Ich war ruhig bis heute nacht und gefaßt bis zu diesem furchtbaren Traum. Man hat meine Hand nie zittern sehen, denn ich habe auch über mich geherrscht. Jetzt aber laß es mich dir leise sagen, ich fürchte, ich bin verstört für immer. Du bist jung. Du bist wissend. Du bist klar und träumst nicht. Halte mich fest, denn es wütet in mir, damit ich nicht Hand anlege an mich. Soll ich sein

wie ein Irrer, der die Schelle trägt, damit man sich vor ihm hüte, ein Besessener, mich selbst nicht erkennen, lebendigen Leibes geblendet sein, dann will ich nicht sein. Lieber will ich sterben, als daß man mich von mir in Stücken reißt. Bleibe bei mir, schöner, kluger Knabe Daniel, denn ich fürchte mich. Ich will dir ein Ehrengewand antun, dir ein Landhaus bauen, ein Sommerhäuschen am Rande der Mauer, hier unter den Fenstern, näher bei mir, im Schatten der Pappel, am Ufer des Teiches, wo es kühl ist und der Staub nicht hindringt während der Zeit der Dürre. Der Knechte sollst du vier haben oder vierzig oder vierhundert und alles, woran dein Herz Freude haben kann. Du sollst mein leiblicher Bruder sein, denn der eigene Bruder verläßt einen nicht! Mein Reich magst du statt meines Sohnes von mir überkommen, wenn du mich heilst und segnest mit dem stärksten Segen deines Gottes. Denn ein Gott hat dich heraufgebracht durch die Wachttürme, die Wege des Palastes bis hier in meinen Saal, und ein Gott hat mein armes Haupt dir auf deinen Schoß gelegt und meine Gedanken vor dir ausgebreitet, wie man ein zusammengerolltes Reisblatt auseinanderrollt. Du mußt einer sein, der bei den Göttern wohnt, der spricht, wie sie dort sprechen. So kannst du allein mich lösen, wenn ich gebunden bin, mich heilen, wenn ich krank bin. Du kannst mich segnen. Denn ich bin verflucht. Meine Macht ist dem andern ein Greuel. Allen bin ich ein gerechter König, man heißt mich den Sommerfürst, die Quelle der Holdseligkeit, das Herz der armen Welt und ihren Trost. Ich war es einmal, doch bin ich es nicht mehr."

„So kann ich dich doch nicht heilen, wärest du auch krank. Das hat mir mein Gott nicht gegeben. Bist du gebunden, mag ein anderer dich lösen. Bist du verflucht, so bleibe verflucht. Mag sein, ich habe Wohlgefallen an dir gefunden, denn ich hatte nie Vater, Mutter, noch Freund, noch Gefährten. Ich möchte denn Gutes gerne an dir tun. Aber es ist mir versagt. Denn nicht zu heilen, nicht zu lösen, nicht zu segnen bin ich in die Welt gekommen, sondern nur um zu künden, zu deuten, alles zu wissen, nichts zu tun als den

Dienst meines Herrn. Denn er hat mich auserwählt, während ich schlief, von meiner Handwerksarbeit ermüdet."

„Du bist jung," sagte der Kaiser, „dich anzusehen ist schön. Bleibe nur bei mir. War dies der letzte Traum oder ist Schwereres für mich noch aufgehoben? Verlaß mich nicht. Es ist Abend geworden. Ich will dir das schönste Brot brechen, den reinsten Wein schenken, das weichste Bett betten. Sei mein Gast. Darum bitte ich dich, Kaiser von Babylon, dich, Daniel, das wissende Kind, Sohn des geblendeten Königs Jojakim, dich, den lichten Prinzen des finstern Gottes, der Nebukadnezar mit Nebukadnezar bestraft."

„Ich will bei dir bleiben, Kaiser von Babylon, neben dir gehen, zu deinen Füßen sitzen auf den untersten Stufen des Thrones. Aber von deinem Brote nicht essen, deinen Wein nicht trinken, deine Frauen nicht berühren, rein bleiben, meinem Gotte zu Ehren, der Daniel segnet mit Daniel."

„So sei es, wie du es willst", sagte der Kaiser, und Daniel lebte neben ihm.

August Stievkärzler und seine Mutter

Von Oskar Loerke

Durch überschwengliche Liebe zur Mutter und außergewöhnliche Ungeschicklichkeit zeichnete sich August Stievkärzler seit seinen frühesten Tagen aus. Sein erstes größeres Schicksal, erlitten im zweiten Lebensjahre, vereinigte schon diese beiden Merkmale seines Wesens und machte sie im kleinen Kirchdorfe allbekannt.

Seiner Mutter Hütte besaß zwei Zugänge zum Boden, einen vom Flur und einen von der Schlafstube her. Die Luke des zweiten war für gewöhnlich durch einen Deckel geschlossen und der Stubendecke angeähnlicht. Als die Weihnacht nahe war, stahl der Nachtwächter einen Tannenstrunk und brachte ihn der Witwe. Die hörte sogleich auf, in den roten Federbeutel zu greifen und Pfülmen von den Posen zu rupfen und stieg, den weihnachtlichen Engel-, Schaum- und Kettenstaat zu holen, auf den Boden. Damit August nichts merke und in der Wohnstube bleibe, gab sie ihm ein paar lange Federkiele in die Hand, wollte die Flurtreppe hinansteigen, den Flitterkram über die andere Treppe leise in die Schlafstube tragen und diesen Weg wieder zurücktun, als komme sie von draußen herein. Das Lukenbrett konnte sie nicht in seine Leisten legen, solange ihr Arm beladen war. Sie setzte daher den umfangreichen Karton sacht auf ihr Bett und wollte gerade das Loch schließen, als plötzlich August darin auftauchte und mit großem Geklapper und Geschrei herunterholperte. Zwischen ihm und der Mutter webte unzerreißbar immer etwas wie ein feines Mariengarn, auch durch Mauern und Fernen hin. Das Kind hatte sich die Flurtreppe mühsam hinaufgearbeitet, war blindlings über den Boden gerannt und in das Loch gestürzt. Er schlug sich auf den dreiundzwanzig Stufen

blutig und wurde krank und verschwollen ins Bett gelegt. Er hätte auch wohl sterben können, und es war daher kein Wunder, wenn seine Mutter, die eben erst ihren Mann verloren, während der nächsten Tage sehr unglücklich schwieg und seine minder beteiligte Tante den Vorfall im Dorfe geschäftig verbreitete.

Damit war der Grund von Augusts Stellung zu seiner Welt gelegt: die Mutter wie einen Engel anzusehen, die Tante zu hassen, von beiden diese Gefühle erwidert zu finden und im Munde der Dorfleute ein Gespött und Gelächter zu sein.

Für das letzte schien ihn das Schicksal durch seine Mißgestalt bestimmt zu haben. Er hatte einen Wasserkopf, der ihm zwar mit Glück ausgepumpt worden war, so daß er vernünftig wie die anderen Kinder sich entwickelte, aber von roher oder versteckter Grausamkeit gegen schuldlose Verunstaltung sind die wenigsten Menschen frei, und kann man sagen, daß diese Grausamkeit stets ein Unrecht sei und nicht vielleicht ein Bewußtwerden eigener Kraft und Gesundheit? Freilich wird da auch die Zärtlichkeit Angehöriger zärtlicher. Und die Liebe der Mutter Augusts hatte nichts Demütigendes. Frau Stievkärzler war indessen arm und geriet mit ihrer Schwester, die bei ihr im engen Hause wohnte und etwas Vermögen besaß, oft in Zwist, wenn es sich um Geldausgaben handelte, zumal für August. Die Witwe wurde dadurch zu schroff gegen ihre Schwester und fast hätschelig gegen ihren Sohn. August lernte gegen die Tante Unbehaglichkeit fühlen in dem Maße, wie sie ihm unbarmherzig vorkam und ihn verklatschte.

Ungeschickt war der Wasserkopf wirklich. Er war ein Linkser, und weil er verschlossenen Mundes seinen Weg ging, wurde er bald der dumme August des Dorfes. Daß er im Heuschober versank und am Hosenboden hervorgezogen werden mußte, daß der Schwamm seiner Schiefertafel an einem zu langen Bindfaden pendelte und ihn zu Fall brachte, mußte er überhart büßen. Die kleinen Gehässigkeiten der Leute quälten ihn nachträglich sehr, und im weichen, von der Mutter liebevoll aufgeschüttelten Bett

lag er oft wie auf einem großen Nesselkissen. Wie er viel auf die Erde, seine Kameraden viel auf den Himmel sahen, — ihre Gesinnungen waren verschieden wie die Farben des Himmels und der Erde.

Der mißgeschickte Knabe hatte unter allen Kameraden das Mißgeschick, beim Zuschauen eines Steinsprengens von einem abgesplitterten, scharfkantigen Keil getroffen zu werden und das rechte Auge zu verlieren. Die ungeschickte rechte Hand und die geschicktere linke streichelten die Kinnspitze der Frau Stievkärzler. Sie fuhr dafür mit ihrer Hand durch die rötlich-blonden Haare des Wasserkopfes und schätzte sich selig, wie einen so weiten Weg die Finger zu krauen hätten.

Die Schule war für August eine Qual. Zur Erholung lernte er im zwölften Lebensjahre bei der Mutter schnitzen, schlichte Holzgegenstände, bestimmt, auf dem Jahrmarkt feilgeboten zu werden und im dunkelsten Winkel der Küche oder unter den Tischen wilder Kinderstuben traurig zu verschwinden. Sein verstorbener Vater, ein dürftiger Kätner und Gelegenheitsarbeiter, hatte solchen Kram einst mit der Mutter herzustellen begonnen. Seine Bude hatte ihren regelmäßigen Platz vor der Kutscherkneipe am Marktplatz der Nachbarstadt erhalten, wo Frau Stievkärzler sie noch immer aufschlug. Es erquickte August, mit dem geliebtesten Wesen bei einer Beschäftigung zu sitzen, die zwischen ihnen beiden blieb, und solch wunderschöne Dinge zu fertigen. Die unbekannten Leute, die sie kauften, spotteten nicht wie die Dörfler; oft staunten sie über die Ware, und das machte ihn im stillen bescheiden stolz und froh. Und der Handel brachte einigen Gewinn, so daß der Tante das Trutzrecht ihres Beutels auf eine Weile genommen war. August zeigte sich bei der Schnitzarbeit merkwürdig geschickt. Die Hände waren in jenen Stunden seine Seele, und die Mutter wußte das. Sie freute sich, wie das Holz von Augusts Liebe zu ihr erzählte: Es entstanden Quirle mit den regelmäßigsten Zacken, ohne Tadel gerundete Stampfkeulen, wohlausgehöhlte Holzlöffel in allen Größen, wie ein so hoher Grad der Vollendung von nur mit dem Messer bearbeiteten Gegen-

ständen irgend verlangt werden konnte. Für die Kleinen unter den Kindern wurden steife Pferde aus weichem Holz modelliert und Schafe, die sich von ihnen nur durch einen Drusel aufgeklebter Wolle unterschieden, sowie Puppen, die auch den Tuschkasten zu fühlen bekamen in Blutflecken auf der Backe und beulenblauen Augen. — Alles war Anhänglichkeit an die Mutter.

Das erwies sich deutlich genug, als August, weil er in Holz mit Glück zu arbeiten verstand, zum benachbarten Tischler in die Lehre gegeben wurde. Verdarb er nicht allzuviel, so lag er seinem Handwerk mit Trägheit ob. Der Meister machte kein Hehl daraus und schalt.

Einmal hatte August ein Sargbrett um ein Haarbreit zu kurz geschnitten, ein paar Wochen später den Leim in einer Sargecke so stark aufgetragen, daß er breiig hervorquoll; beide Male nahm August mit seiner Mutter sowie der Meister am Begräbnis teil; beide Male erfuhr die Trauergesellschaft (beim Heimgange vom Friedhof) aus behaglichen Bemerkungen des Tischlers, was der Lehrling verfehlt. Dieser fühlte sich beladen, als hätte er den Toten selbst geschändet. Die Mutter faßte ihn fester an der Hand. Daheim sagte Frau Stievkärzler:

„August, wenn ich sterbe, für mich machst du nicht den Sarg, wenn du es ihnen nicht gut genug schaffst. — Sie sollen dich nicht kränken und mich in der Erde."

„Nein, Mutter. — Ich kann nicht in Holz arbeiten."

„Ach, du kannst schon."

„Aber es ist nicht unser liebes Holz."

„August — wenn es für mich wäre?"

„Du wirst ja nicht sterben."

„Mein Einaug."

„Mein Zweiaug."

Das war schon im Winter. Zu Weihnachten schenkte Frau Stievkärzler dem Sohne ein Paar Kropfstiefel. Vier sorgfältig gewölbte Lederringe trennten die Schäfte von den eigentlichen Schuhen, und die Schäfte waren auf das sauberste abgesteppt, geschweift beschnitten und am Rande mit hellblauen Linien bemalt. August stellte die Stiefel auf

den Heiligabendtisch und streichelte bald sie, bald die Mutter. Die Feiertage zerstörten sein Glück.

Da August in der Kirche ganz vorn unter den Konfirmanden saß und die Stimme des Pfarrers unabgeschwächt hörte, konnte er während der Andacht zwar die Gedanken an seinen stolzen Besitz unterdrücken, aber sobald das letzte Amen verklungen war, dachte er: In was für gutem Leder stecken meine Füße doch! Er bekam Selbstgefühl und wartete nicht, bis die Mutter aus dem Gedränge zu ihm stieß. Er blieb mehrmals auf der Straße stehen und musterte seine Stiefel, stampfte deutliche Spuren in den Schnee, um ihre gewichtigen Formen rückwärts zu betrachten, und die schmutzigsten Schneeklumpen nahm er mit den Fingern sorgsam von den Sohlen, wenn sie sich allzu schwer dort angedrückt hatten. Halbwüchsige Burschen lachten ihn aus, bis die Mutter zu ihm drang und ihn fortzog.

Die Freude an den neuen Stiefeln war vergällt. Frau Stievkärzler bescherte August zum Geburtstage ein Schnitzmesser, das krumm war wie ein Entenhals. August wollte es vorläufig nicht benutzen, trug es aber immer bei sich und zog höchst plötzlich mitten im Dorfe das Futteral aus der Tasche und wurde dabei wiederum beluchst. August setzte sich zu Hause hart nieder an den Tisch und spielte wie abwesend geräuschvoll mit dem Messer. Die Mutter fragte nach seinem Kummer.

„Ich bin eben der dumme August", entgegnete er herb.

Sie stellte sich nur hinter ihn. Sie empfanden beide eine auszehrende Schwüle, die zu schweigen zwang.

Und sie blieben in diesem kümmerlichen Leben, bis die Mutter sich krank niederlegte und fühlte, daß es zum Tode war. Sie hatte den Sohn oft am Bett, wenn er aus der Arbeit kam, der trostlosen Schreinerarbeit, und weil ein Tischler einmal Särge bauen muß, wendeten sich der beiden Gedanken ohne Scheu wieder dahin. Sorge um den Sohn und Groll gegen die verbitternden Menschen spülten der Mutter noch einmal jenes Wort von der Lippe:

„Wenn ich sterbe, für mich machst du nicht den Sarg."

Auch ihr war die grobe Tischlerei ein Sinnbild der groben

Welt im Gegensatz zur traulichen Hausarbeit geworden, wo weiße Späne die Seelen der kleinen Geräte umschlüpften und versteckten.

„Nein, Mutter."

Ein langes Schweigen verlieh der Rede und Gegenrede einen bitteren Nachdruck.

„Aber wirst du sterben, Mutter?"

Sie ging darauf nicht ein.

„Man würde es wohl auch sowieso nicht von dir verlangen," sagte sie, „aber du würdest es gern machen?"

Er nickte schwer mit seinem Wasserkopf.

„Ich mache dir lieber aus unserm Holz —". Er brach ab, wie von Grauen gefaßt.

Er sah scheu zu ihr hin. Sie wandte den Blick in den gelben Abend und lächelte. Er schaute nun an ihr vorbei ins Ofenfeuer und lächelte auch.

August war völlig verlassen. Daß die Mutter abgeschieden sei, begriff er in den ersten Stunden nach dem Unglück nicht; er selbst kam sich vor wie in ein fremdes Dorf in fremdem Land entrückt. Er saß am Bett der Mutter und streichelte ihr wie im Leben die Kinnspitze. Nur wenn die Tante ab- und zuging, zuckte seine Hand vom mütterlichen Gesicht zurück, und daß sie zurückzucken mußte, füllte ihn mit Haß gegen die fremde Verwandte. Der breite Gang, die drollig verzerrte Schmerzensmiene ärgerten ihn.

„Gehst du nicht zum Tischler?" fragte die Tante.

„Nein", antwortete er.

„Das brauchst du auch nicht", sagte sie milde und ging hinaus.

Er dachte darüber nicht nach, sondern begann die Mutter wieder zu streicheln. Er hörte die Tante nebenan mit dem Tischler reden, und nach einer Weile traten beide zu ihm herein.

„Na, jetzt brauchst du bis zum Begräbnis nicht zu arbeiten", sagte der Tischler, schwieg ein wenig, betete, zog dann lautlos einen Zollstock aus der Rocktasche, nahm der Frau Stievkärzler das Maß zum Sarge und entfernte sich.

„Mutter, sollst du wirklich in einen Sarg?“ dachte August, „und fremde Leute sollen ihn dir machen? Bloß wir verstehen ja zu schnitzen. Das Werk ihrer fremden Hände wird dich zudecken ganz und gar, daß nichts zu sehen bleibt? Das Werk ihrer Hände wird dich mir wegnehmen? Wo ich dir selbst die Bretter sägen könnte?“

„Aber die Leut' zum Begräbnis einladen mußt du“, unterbrach die Tante seine Betrachtungen. „Donnerstag vormittag ist es.“

Wie, er sollte die fremden Leute holen, damit sie ihm die Mutter wegnähmen im Sarg aus fremdem Holz von feindlicher Hand? Er schüttelte bestimmt den Kopf.

„August,“ fuhr die Tante fort, „soll ich vielleicht im Dorfe umherrennen, und der junge Lümmel sitzt zu Hause?“

August schwieg.

Als sie in der Tür war, schluchzte ihr August mit röchelnder Stimme nach:

„Muß sie denn in einen Sarg?“

„Was denn sonst?“

„Muß denn einer aufs Begräbnis kommen?“

Die Tante erwiderte: „Du bist doch wohl nicht recht gescheit. Werden wir sie denn verscharren wie einen krepierten Hund?“

„Warum müssen sie denn dabei sein?“ fragte August.

„Mich möchtest du wohl am liebsten auch hier lassen und ganz allein folgen? — Laß doch uns andere gehen und bleib' d u hier, dann bist du uns ja los.“

Mit diesen Worten war sie hinaus.

August blieb zurück, er überließ sich stundenlang seiner Trauer. Sie war zerreißend und doch dumpf, voll wühlender Gedanken und doch gedankenmüde. Schließlich erschien die Tante und rief ziemlich gütig:

„Essen!“

Er folgte nicht.

Sie brachte ihm die Schüssel herein, setzte sie neben ihn auf einen Stuhl und sagte beinahe bittend: „Iß!“

Da ergriff er den Löffel und führte ihn zum Munde, aber jeder Blick gehörte der Mutter. Verschüttete Suppe netzte das Bett der Toten.

Die Tante trug die leere Schüssel hinaus und kam mit einem rotbunten Bett wieder, das sie an Stelle des weißen über die Tote breitete. August sah ihr starr zu und meinte dann leise und flehend: „Warum trägst du ihr das Feiertagsbett hinaus?"

„Warum hast du es beschmutzt?"

„Sie nimmt es doch ganz gewiß nicht übel, Tante."

„Nein, wenn sie tot ist — wie soll sie wohl." Sie seufzte.

„Laß es doch da", sagte er gebrochen und breitete ihr hilflos die Arme nach.

„Aber, August, sieh doch, wie es aussieht", tröstete sie und war hinaus.

„Aber ich habe es ihr doch bezogen, Tante, ich habe es —'

Sie horchte flüchtig zurück. „Was?"

„Laß es ihr doch."

Sie murmelte etwas von: erst trocknen.

Der Knabe senkte seinen dicken Kopf in das rotbunte Bett und verharrte in quäligem Hinbrüten, bis die Tante ihn aufstörte:

„Nun geh zu den Nachbarn."

Er war still.

„Es ist doch Zeit."

„Warum sollen sie mir die Mutter wegnehmen?" Dabei klang ein winselndes, tierhaftes Weinen hinter seinen geschlossenen Zähnen hervor.

„Um Gottes willen, August!" wimmerte die Tante, ihn rüttelnd.

Er sah sie heiß an.

Sie strich ihm nun nach der Weise der Mutter durch das Haar, redete viele Worte, woraus er nichts behielt, brachte ihm schließlich die Schirmmütze und die Kropfstiefel, schärfte ihm nochmals ein, was er auszurichten hätte, und schob ihn schließlich sanft zur Tür hinaus. Beim nächsten Hause drehte er um und fragte:

„W a s soll ich sagen?"

Dann verschwand er richtig in der Tür eines Nachbarhauses.

Er vollbrachte den Rundgang. Als er zurückkam, war er zerbrochen von Gefühlen tiefer Demütigung. So war er denn von Tür zu Tür gewandert wie einer, der zum Betteln gezwungen wird. Wie er innerlich die rings vernommenen, nur halb gehörten und schon halb vergessenen Worte blutig untereinander rührte! Nur die eine Äußerung, daß man sich werde beeilen müssen, um vom Jahrmarkte rechtzeitig zum Begräbnis heim zu sein, hatte ihn mehr als andere gequält. Als erwiese man seiner Mutter eine Gnade, wenn man die Würfelbuden des Marktes einmal versäumte! Er aber, er hatte mit diesem Gange seine Mutter im Stich gelassen: jede Einladung war eine neue Kränkung für sie. Aus beiden Augen, dem sehenden wie dem blinden, fielen Tränen, als er wieder an den Leichnam trat.

Die Mutter war in seiner Abwesenheit gewaschen und aufgebahrt worden. Sie erschien ihm heiliger. Etwas wie Furcht zog sein Herz einen Augenblick zusammen. Das ist die Berührung mit den anderen! ging es ihm durchs Hirn. Er rührte mit drei Fingern leise an die Häkelei des Sterbekleides, kniete nieder und betete. Dann saß er auf allen Stühlen der Stube herum, ging hin und wieder, wiegte seinen großen Kopf in schmerzlichen Gedanken und streichelte der Mutter die Kinnspitze, manchmal fast reibend.

Als er sich spät nachts niederlegte, begriff er nicht mehr, wie er die fremden Leute hatte einladen können, ihm seine Mutter wegzunehmen.

Am anderen Morgen brachte er einen Armvoll Holz vom Boden, suchte sein neues Schnitzmesser hervor, rückte einen Schemel an die Bahre und formte einen Holzlöffel. Die Tante erkundigte sich staunend nach dem Zwecke dieses Beginnens. Er müsse doch etwas tun. Aber jetzt? fragte die Tante weiter. Nun ja, es sei ihm gerade eingefallen. Sie sammelte Holz und Spähne zusammen und wollte sie

hinausnehmen. Nein, sie müsse ihn lassen. — Warum nur? —

„Übermorgen ist Jahrmarkt", preßte er gewaltsam hervor.

„Du willst doch nicht etwa am Begräbnistage deiner Mutter auf den Jahrmarkt?"

Nein, daran hatte er ernstlich nicht gedacht, nur die Arbeit, die eine verschämte Vermittlerin seiner schönsten Gefühle gewesen war, noch einmal an der Seite der ihm Entrissenen verrichten wollen, doch hatte ihm der Markt unbestimmt vorgeschwebt die ganze schlaflose Nacht hindurch, so daß er sich seiner zur Ausflucht bediente. Allein die Frage der Tante erschien ihm als rohe und unverantwortliche Vergewaltigung seines Innern, und wie eine Abwehr der ganzen Welt, deren Betastung er sich nicht entringen konnte, entfuhr ihm die Antwort:

„Jawohl, ich werde hin!"

„Pfui! — so etwas nur zu reden", warf ihm die Tante von der Seite ins Gesicht und sammelte den Rest des Holzes heftig ein.

August stieß ihr die Bürde aus dem Arm und stand breitbeinig, mit gefalteten Händen und fratzenschneidendem Munde vor ihr.

Sie rief verhalten: „Warte!" und schlug die Tür zu. Sie fürchtete sich aber.

Er schichtete das Holz auf den Schemel und schob den Riegel der Tür ins Schloß. Als die Tante aufmachen wollte, verhielt er sich still. Er tat die Zeit über nichts, sondern lauschte, ängstete sich und trieb in beklemmendem Zwange eine traurige Herde stumpfer Blicke über das Gesicht der Mutter. Auch einem zweiten Rütteln an der Tür öffnete er nicht. Gegen Abend vernahm er nochmals Schritte, und wie er an den Stimmen erkannte, stand nun die Tante mit dem Tischler draußen. Sie probierten den Drücker, August stürzte an die Bahre der Mutter und schrie laut vor Zorn. Die beiden im Flur flüsterten und brummten, bevor sie sich entfernten. Sie wußten wohl mit dem Knaben und seinem Gemütszustande nichts zu beginnen.

August war beruhigt. Er legte sich seine Arbeit bequem auf den Schoß, nachdem er die Lampe angesteckt hatte, schnitt den halbfertigen Löffel zu Ende und bettete ihn weich auf die Brust der Mutter. Andere Klöbchen schienen ihm zu Quirlen geeignet, und beim Schlage zehn lagen fünf Stück sauber neben dem Löffel und bedeckten die Mutter bis an den Hals. Noch ein schon beinahe vollendetes Eckbrett für die Küche, das zum Einstecken von mancherlei Gerätstielen durchlöchert war, beschnipselte er hier und dort und senkte auch dieses flüchtig lächelnd der Mutter ans Herz. Da es jedoch einen ziemlichen Eindruck in das Totentuch machte, überlegte er sich, die Dinge allesamt seien zu schwer, und packte sie behutsam auf den Erdboden in die Nähe des Ofens. Nur einen kleinen Löffel nestelte er der Toten unter die Füße.

Er hoffte, ohne es sich deutlich zu Bewußtsein zu führen, die Tante werde seine Arbeit am nächsten Morgen verbrennen, ihm damit zwar einen kleinen Schmerz bereiten, jedoch auch vom Fortmühen und der unseligen Qual der Marktgedanken erlösen. Er blieb lange im Bett, ihr Zeit zu lassen. Als er aus seiner Kammer hervorkam, lag noch alles wie verlassen, das Vollendete, das Material und Werkzeug, die Späne.

Die Schauer des Gedankens, daß die große Gruppe der ihm Feindlichen mit ihrem Holze zu Grabe zog und er mit dem seinen zu Markte, gewannen im Laufe des Tages eine magische Gewalt über ihn. Nahmen sie den Leib der Mutter mit, so begleitete ihn ihre Seele. So klügelte er es sich, wenn auch nicht deutlich, heraus, und erdachte sich Märchen von Leib und Seele, wie er diese Begriffe: „Leib" und „Seele" in der Schule aufgefaßt hatte.

Die folgende Nacht war noch wirrer als die jüngstvergangene. Die Träume waren schrecklich: seine Mutter, eine Riesin, würgte ihn, und er schlug sie.

Gegen Morgengrauen stand er leise auf, zog den Karren aus dem Schuppen, belud ihn, machte sich reisefertig, warf der einzigen Kuh eine neue Streu unter, lief zwischenein zur Mutter, horchte auf der schlafenden Tante Atem-

züge und wußte bei allem nur halb, daß es seine Füße waren, welche die Erde traten, und seine Hände, welche die Türen aufmachten. Es war noch kaum grau draußen, so war er vorgefahren, trat nochmals schnell zur Mutter, gab ihr einen Kuß auf die Stirn und ging dann.

Er schlug in der Stadt sein Zelt auf. Die Budenbesitzer wunderten sich über den Knaben, der bedachtsam, ohne aufzuschauen, die Stangen zusammensetzte und sie an den Stellen, wo ihm die Mutter Kerben gezeigt hatte, untereinander mit Stricken befestigte. Er kam zustande und setzte sich drinnen im Zelt auf seinen Küchenstuhl. Langsam stieg das Sonnenlicht herab auf das graue Steinpflaster innerhalb seiner Leinewand. Die Quirle waren über seinem Kopfe angebracht, leuchteten mattweiß und waren wie Sterne am Weihnachtsbaum. Aber die Milchbretter hatte er hinter sich strahlenförmig vereinigt: sie waren lang und groß und wie eine Sonne, die aus dem Kalender in die Wirklichkeit gesetzt ist. August sah unter seine Jahre jung aus, wie er zwischen seinen Waren schweigend auf die Käufer wartete, schon stundenlang. Je länger sie ausblieben, desto schlimmer litt er vor Ungeduld. Und die innere Qual verharrte wie ein totes Meer.

Auf dem Tonbankbrett vor ihm standen in ausgerichteter Reihe, eins dicht neben dem andern, zehn jener steifen Pferdchen. Auf ihnen ritten begehrlich die Blicke vorbeiwandernder Knaben und Mädchen. August bemerkte es wohl. Er beugte sich schließlich mit einmal über die Schranke, faßte ein rotjäckiges, schwarzäugiges Kind im Alter von etwa vier Jahren und gab ihm ein Pferd mit der Bemerkung: das schenke ich dir. Das klang wie ein zugerauntes, verklärtes Geheimnis. Sie nahm das Pferdböckchen zögernd, stand still, sah ihn ein Weilchen an und knixte dann tief. Aus einer Entfernung von fünf Schritten, mitten auf die Straße wie gebannt, musterte sie ihn dann noch lange, während der Menschenschub an ihr vorüberdrängelte. August empfand durch das weggegebene Geschenk eine süße Beschwerung seiner Seele. Das würde die Mutter loben, und er faßte plötzlich nicht, wie sie heute

nicht neben ihm stehen könnte, dicht neben ihm, hier auf dem Steinpflaster, im dunkelbraunen Rock und blauen Schal. Er ließ nach und nach Knaben und Mädchen auch die übrigen Pferde entgeltlos mitnehmen.

Lange Zeit fand er keinen Käufer. Man nahm wohl an, der Knabe sei nur zur Aufsicht zurückgelassen, derweil sich die Krämerfrau entfernt hatte, wie er ja auch unaufmerksam mit niedergeschlagenem Blicke und bisweilen bewegten Lippen dasaß und mit gefalteten Händen wie ein jugendlicher Mönch in seiner Einsiedelei.

Er bedachte, daß die Mutter leblos in der Stube ruhe und die Begräbnisleute sich versammelten.

Die Mutter erwachte mit einmal und rief ihn. Die Leute entsetzten sich. Sie achtete des nicht, sondern sah sich nur nach ihm um, und weil er nicht da war, legte sie sich wieder in den Sarg und zog selber den Deckel auf sich nieder. Man ordnete sich, als wäre nichts geschehen, und zog wirklich zum Kirchhof. — Waren die Glocken aus dem Dorf nicht zu hören? — Ihm wurde bange. Er schloß die Augen und wünschte, alles möchte doch nicht wahr sein, und öffnete die Lider, da trotteten die Menschen in ihren Mänteln wie vorher, und viele sahen zu ihm herein.

Einer forderte endlich ein Küchenbrett. Als August das Geld einsteckte, schneuzte er sich die Nase und weinte. Die Käufer sahen's und meinten, er weine, weil er nichts los werde. Ein Andrang entstand vor seinem Zelte. Man nahm ihm viel ab und legte sogar öfter einige Pfennige über den Preis hin. Er reichte verwirrt und hastig mehrfach verkehrte Dinge, schluchzte aus Beklommenheit vor der Fülle zudrängender Menschen auf und hörte schon Vermutungen über sich unter den Umstehenden tun. Er bemeisterte den Schmerz nicht mehr. Eilig! eilig! drängte es in ihm. Wäre er die Dinge los! Könnte er heim! Was brauchte er überhaupt weiter zu verkaufen! Wozu die Fordernden befriedigen! Nur schnell fort!

Gingen nicht die Glocken? — Ja, man läutete.

Er lispelte beim Verkaufen ratlos: „Jetzt bommeln sie schon!"

Was ihm sei, fragten mehrere Stimmen.

„Ich muß nach Hause", schluchzte er rauh, die Nase schneuzend. „Sie bommeln ja schon so laut."

„Nun ja, es ist doch Donnerstagsandacht."

Es entstand ein Fragen durcheinander. Ein alter Mann verlangte noch einen Quirl. „Nein, nein," wehrte er entschieden ab, „ich muß nach Hause." Eine Frau suchte ihn rührselig zu trösten, mußte aber in ein Lachen hinausprusten.

Er begann eilig sein Zelt abzubrechen. Er wickelte das Segeltuch, die Sparren und die übriggebliebenen Waren wild durcheinander, wollte nur davonkommen. Vorher mußte er einem Polizisten lang und breit Rede stehen; das beschwichtigte ihn ein wenig. Doch dann faßte er den Handwagen am Deichselkreuz. — Er mußte noch einmal abladen, weil die Pfähle quer lagen und das Gefährt so unmöglich durch die dichtgefüllten Straßen zu steuern war, aber auf der Chaussee trabte er, daß ihm der Atem aussetzte und er einen Stichschmerz im Unterleibe bekam.

Dennoch, als er im Dorfe ankam, war von einem Begräbnis nichts mehr zu sehen, nur klatschte noch der Totengräber auf dem Kirchhof den frischen Hügel zurecht. August ging im Schritt, aus angenommenem Stolz gegen die Leute, aber es wurde ein Siebenmeilenschritt, denn er schämte sich vor allen Fenstern und schrak auf, wenn sein Wagen über einen Stein rasselte. Dann glaubte er, jemand hielte ihn an und wollte ihn prügeln; — er hätte es zugelassen, weil er es verdient glaubte.

Zu Hause war die Stube leer. Er sah Kasten und Kisten an, als wäre die Mutter dort hineingeschlossen und versunken. Ein fader Geruch kam bisweilen auf. Die beiden Stühle, auf denen der Sarg geruht hatte, standen noch mitten in der Stube. August legte sich zwischen ihnen auf die Erde und stöhnte.

Die Tante tat den Mund nicht auf, wanderte mit ihrer drolligen Trauermiene hin und schien das krampfvolle Kinn immer höher zu ziehen — bald schnappte die überstehende Oberlippe zu und schluckte es in den Mund.

August hatte das Bedürfnis, sich irgendwie vor ihr zu rechtfertigen. Wie aber? Unbewußt tat er es, indem er sich abends ihr gegenüber vor die Lampe setzte und ihr sein hellbeschienenes Gesicht darbot. Er starrte unablässig, fieberhaft ins Licht. Gleich auf den Kirchhof zu gehen, brachte er nicht fertig. Er erwartete erst noch den Pfarrer, der ihm Vorhaltungen machen würde, den Lehrer, den Tischler, soviele andere, und dann würde auch die Tante zu reden beginnen, und er würde nicht einen Versuch machen, sich zu verteidigen. Und dann!

Niemand kam, nur die Mutter, ein farbiges Windgebilde, schwebte hinter ihm.

Er ging zu Bett, noch als überall im Dorf das Licht brannte.

Endlich hörte er die Tante in ihre Kammer gehen.

Kaum war die Tür ins Schloß geschnappt, so sprang er auf. Wie geistesabwesend riß er die Stiefel hinter der Spindkrone hervor, herunter, und zog sie über die Füße. Es waren die Kropfstiefel. Die anderen, die er tags an den Füßen gehabt, standen unter dem Bett. Er hatte sich gar nicht anzukleiden beabsichtigt, sondern nur das Schnitzmesser aus dem Spinde herausgreifen wollen, aber in Gedanken an das zweite Geschenk der Mutter das erste gepackt. Doch besann er sich, zog das Messer aus dem Futteral, schritt zitternd ans Fenster, hob den linken Arm, machte eine zurückgestemmte Faust und suchte nach der Pulsader. Das Messer war völlig schwarz in der sternlosen Nacht.

August stand und stand. Die Stiefel hatten ihn erweckt; sie ließen ihn sorgen, beim Gehen nicht zu poltern — eine nahe, irdische Sorge. Und das Messer rettete ihn vom Tode. Der Mutter Gaben brachten ihm lindernde Szenen des Lebens zurück, und allgemach verbreitete sich in ihm eine süße Wehmut. Er tastete sich auf Zehenspitzen bis zum Bett, setzte sich auf den Rand und spielte mit dem Futteral des Messers. Beim Erwachen am nächsten Morgen lagen Stiefel und Messer vor ihm in der Sonne — zum zweitenmal Geschenke seiner Mutter.

Viele Jahre hindurch arbeitete er nun weiter, an groben Tischen und Särgen wie am Kleinzeug, und die Weihnachtsfichte betrachtete er mit dem Gedanken, daß ihre Seele beides berge. Sein innerer Zwiespalt im Weltempfinden hat sich immer mehr zugetan, so daß er einmal wirklich den scherzhaften Versuch machte, einen Sarg und einen Löffel aus demselben Stamme zu schaffen und solchermaßen das hölzerne Grabgut der Mutter zu vereinigen.

Schließlich erzählten die Leute von einer frohen und tapferen Gewohnheit des alten Schreinermeisters August Stievkärzler: Jeder Sarg seiner Arbeit mußte ihm ein paar Abfälle für Kinderspielzeug ausliefern, und von jeder Wiege verwahrte er die Hobel- und Sägespäne, um sie ins Kopfkissen eines Totenschreines zu schütten Mild, nah und schön wie inniges Spiel lagen Lebens Anfang und Ende vor seinen Augen.

Christacker

Von Albrecht Schaeffer

Christacker hieß ein Mensch. Er war um die Zeit unserer Geschichte ungefähr sechzig Jahre alt, und sein Name war nicht eigentlich Christacker, sondern etwas anders. Aber weil er ihn später mit Erlaubnis der Obrigkeit veränderte, denn der ursprüngliche Name war nicht eben schön, so sei er auch deswegen mit dieser letzten Form seines Namens genannt.

Dieser Christacker stand in einem öffentlichen Dienst. Er hatte den Titel eines Rates, obwohl seine Arbeit weniger darin bestand, jemandem oder etwas zu raten, als in lauter durchaus nicht rätselhaften und festgelegten Dingen: Schreiben, Rechnen, Ordnen von Zahlen oder Papieren oder Akten, was nicht näher beschrieben zu werden braucht. Hiermit verbrachte er die meiste Zeit seines Tages, sogar mehr davon als unbedingt nötig war; denn er hatte kein Zuhause als sich selbst, und das war zu dürftig, um sich danach zu sehnen, wie man bald sehn wird: weshalb er täglich auch noch ein mehr oder minder großes Stück seiner Freizeit in dem vertrauten Dunst seiner Schreibstube, über seinem Stehpult am Fenster verbrachte. Dies stand übrigens vom Fenster aus links, so daß er, da man sich beim Schreiben mehr nach links als nach rechts zu wenden pflegt, selten einen Blick hinaustat; wo denn freilich auch nicht viel mehr zu sehen gewesen wäre als das Licht.

Unsere Geschichte beginnt mit dem Augenblick, wo Christacker beim morgendlichen Herantreten an sein Pult ein Blatt darauf fand, das eine etwas ungewöhnliche Neuigkeit enthielt. Es war nämlich eine Anweisung vom Ministerium selbst, die unter Hindeutung auf gewisse gesellschaftliche Veränderungen der Zeit den öffentlichen Beam-

ten im Verkehr mit dem Publikum eine bisher nicht übliche Zuvorkommenheit zur Pflicht machte. Als Christacker dies las, bemerkte er, dessen Gewohnheit es sonst war, nichts zu bemerken, daß die sein Zimmer teilenden Schreiber hinter seinem Rücken, obwohl er sie gar nicht sehen konnte, mit ihren Federn innehielten und ihn beobachteten. Er las infolgedessen die Anwendung dreimal und konnte sie auswendig, allein, wie alles, was er machte, nur mit dem Verstand: in seinem wesentlichen Innern hatte er beschlossen, keine Kenntnis davon zu nehmen. Aber, dies muß angegeben werden, er war sich nicht etwa besonderer Unhöflichkeit oder gar Grobheit in seinem Benehmen gegen andere bewußt; er war, wie er war, und dachte niemals darüber nach.

Dies war am Samstag. Am Sonntagnachmittag zog er die dem Tage entsprechende Kleidung an und ging — da es schönes Wetter war, nur mit Hut und Stock durch die Stadt, in deren älterem Stadtteil er vier Treppen eines alten Hauses erkletterte, um schließlich, durchaus nicht atemlos, an einer Tür zu klingeln, die ein reinliches Mädchen ihm auftat. Gleich darauf stand er in einem altmodisch eingerichteten, von der Nachmittagssonne erfüllten Zimmer und begrüßte eine ihm gleichaltrige alte Dame, die in Fenstersonne und farbigen Blumenstöcken mit einer ruhigen Freundlichkeit saß und seine Begrüßung sacht erwiderte.

Dies war die Schwester eines großen Astronomen, dessen Leben und Arbeit sie als fleißige Gefährtin geteilt, der sie aber vor einem Jahrzehnt verlassen und in einer etwas ratlosen Einsamkeit, weil Untätigkeit zurückgelassen hatte. Doch blieb sie in einem lebendigen, nicht nur schriftlichen, sondern auch persönlichen Verkehr mit vielerlei Menschen, gelehrten und ungelehrten, die sie verehrten; und an den Sonntagnachmittagen versammelten sich manche davon, jung und alt, um ihre nicht alternden Augen und mitunter so viele, daß man sich wundern konnte, wie Christacker es unter ihnen aushielt. Es läßt sich auch nicht begründen, allein er war da; denn die alte Frau war eine Jugend-

freundin von ihm und möglicherweise der einzige noch schimmernde Überrest aus lebendigeren Tagen. Er hatte einen Sitz, bequem genug, in einer Ecke des Zimmers, auf dem er gemeinhin stillsaß, sobald Gäste erschienen, und den niemand ihm streitig machte. Übrigens kam er immer so früh, daß er die Freundin eine Weile für sich allein hatte, wobei er freilich wenig zu ihrem Gespräch beitrug, sondern nur mit einer seltenen Äußerung des Bestätigens ihrem bunten Erzählen von Erwachsenen und Kindern, Hunden und Dienstboten, wissenschaftlichen und andern Neuigkeiten zuhörte. Wenn irgend jemand die Alte fragte, warum sie den Griesgram in ihrer Nähe ertrage, antwortete sie in ihrer unwidersprechlichen Sachtheit, sie kenne ihn nur als geduldig und teilnehmend, und was er sonst etwa treibe, gehe sie gar nichts an.

An diesem Sonntag fand Christacker bereits einen Gast vor; und zwar nicht nur dies, sondern einen ganz fremden, und zwar obendrein auf dem ihm höchst eigenen Sitz; und schließlich war es nicht einmal eine menschliche, sondern eine Tiergestalt, nämlich ein ungewöhnlich großer grauer Kater, der sich auf dem Sitzkissen ausgestreckt hatte. Ich weiß nicht, ob Christacker ihn schön fand; aber er hatte die ganze nur verkleinerte Majestät eines gelagerten Tigers und war überdies unter der Kehle und der Schwanzwurzel mit je einem weißen Flecken verziert. Christacker, in zögerndem Nähertreten, sagte: „Was ist denn das?" Die Freundin überhörte die eigentliche Albernheit dieser Frage und beantwortete sie mit der sachlichen Erklärung, es sei ein finnischer Kater; kein hiesiger hätte dieses tiefe und weiche Grau, noch auch diese Größe. Christacker, jetzt vor dem Fremdling stehend, beugte sich über ihn und bemerkte nach einer Weile: „Er stinkt." Die Freundin antwortete nichts, und nach einem Schweigen fuhr Christacker fort: „Er sitzt auf meinem Stuhl."

„Jage ihn weg", befahl die Frau.

Christacker zauderte, denn es war ihm peinlich, vielleicht nicht nur ein Tier, sondern überhaupt etwas Lebendiges zu berühren. Weil aber das Tier durchaus keine Miene

machte, sich etwa von Christackers Blick wegzaubern zu lassen, beförderte er es mit einem plötzlichen Aufwallen der Ungeduld und mit einer Art Hieb seiner vollen Hand gegen das Hinterteil halb schiebend vom Stuhl herunter. Der Kater flog gegen ein Tischchen, von dem Tischchen flog etwas Zerbrechliches; der Kater quietschte, und die alte Dame blickte mißbilligend über ihre Brille hinweg. Christacker jedoch setzte sich; die Freundin begann nach wenigen Augenblicken unbeeinflußt das gewohnte Gespräch. Als späterhin Gäste gekommen waren, als man um den runden Tisch saß und Tee trank, bemerkte Christacker mit großem Mißfallen die allgemeine Anerkennung und Zuneigung, die das Tier sich erschlich, nur vermittels seines Vorhandenseins. Es wurde von jedermann gefüttert und gestreichelt, ausgenommen natürlich von Christacker, der sich vielmehr gewissermaßen etwas darauf zugute tat, daß der Aufdringliche sich an jedermann heranmachte, außer an ihn. Plötzlich aber hatte er ein schweres, wenn auch weiches Gewicht auf seinem Schoß und erkannte erstaunt den Kater, der auch bereits über den Tellerrand vor ihm mit kleiner Zunge hinweglangte.

Diese Vertraulichkeit eines erklärten Feindes war so unverschämt, so unübersteiglich, daß sie Christackers Witz betäubte, er den Beleidiger bei der Kehle packte, aber auch schon aufschrie unter einem brennenden Riß über seiner Hand. Er aber faßte doch kräftiger zu, trug aufspringend die Bestie zum offenen Fenster und schleuderte sie hinaus.

Alles schrie auf, und zwei Kinder, die am Tisch nicht Platz hatten und auf einem Stuhl zusammen saßen wie ein siamesischer Zwilling, umschlungen und rechts und links ein Bein seitwärts aufgestellt, rissen auseinander und stürzten, zum Fenster das eine, das andere zur Tür. Christacker, seltsam mit etwas niemals Empfundenem übergossen, beugte sich über das Kind hinaus und sah in der Tiefe der Straße unten die Katze ganz still, aber, soviel aus der Höhe schien, sitzend. Und im nächsten Augenblick war sie verschwunden. Christacker wandte sich langsam gegen viele empörte Augen um, die jedoch auswichen, als ihre

Blicke sich mit Christackers kreuzten. Es war still. Aber nach einer Weile wurde das Geräusch der Wohnungstür hörbar, die Schritte des Kindes tappten, allein bevor es selbst sichtbar wurde, sah Christacker durch die Türspalte einen grauen Schatten heranschleichen, der aber unter allerlei Möbeln hinweg an der Wand unter das große Sofa verschwand. Die weiblichen Anwesenden fielen auf die Knie, um ihn hervorzulocken. Während der allgemeinen Verwirrung verschwand Christacker. Im Treppenhaus, wo er wahrnahm, daß er zitterte, und um seine brennende, aber kaum blutende Hand sein Taschentuch wickelte, erschien ihm das Tier wieder, von oben gesehen, in der Tiefe sitzend; und Christacker schnob mit einer gewissen Hochachtung ein Lachen: Sie fallen immer auf ihre Viere.

Von den nächsten Tagen ist nichts zu erzählen, außer daß am Donnerstag der Woche ein Christacker, soviel er wußte, ganz unbekanntes Schulkind auf ihn zulief — es war aber die eine Hälfte des Zwillings —, ihm die Zunge herausstreckte und rief: „Ätsch, die Katze ist wieder gesund! Sie ist ganz wieder gesund!" Worauf es umdrehte und davonlief mit springendem Tornister und fliegenden Haarzöpfen. Christacker, nicht ganz erklärlicherweise, erinnerte sich in der nächsten Sekunde an den Gesichtsausdruck der Jugendfreundin in jenem Augenblick, wo er sich nach der Hinrichtung des Katers vom Fenster weg umwandte; einen bei unverändertem Gesicht eigentlich leeren, aber drohenden Ausdruck, durch den, wie aus den Augenöffnungen einer Maske, Augen auf ihn blickten, die dreißig und mehr Jahre jünger waren; geladen, wie man eine Waffe geladen fühlt, mit Erinnerung an ein ganz ähnliches Geschehen. Aber Christacker ließ es nur aufblinken und schloß vor ihm den Blick.

Was geschah am kommenden Sonntag? Christacker betrat das bekannte Zimmer, man darf vielleicht sagen mit etwas beschleunigtem Puls. Das erste, was er sah, war der Kater, der mitten auf der leeren Fläche des Teppichs stand, augenblicks jedoch wegsprang, sekundenlang wie tollgeworden im Zimmer umherjagte und plötzlich mit

schmetterndem Klirren durch eine Fensterscheibe ins Freie schoß. Christacker stand das Herz, und seine Augen verdunkelten sich. Er wußte nicht, wie lange er stand, aber danach machte er kehrt und verließ Zimmer und Haus. Auf der Treppe begegnete ihm niemand, und auch unten war niemand zu sehen.

Eine plötzlich geisteskrank gewordene oder selbstmörderische Katze ist, zumal wenn Irrsinn oder Selbstmord in einer, obschon nicht anzuerkennenden Beziehung zu einem steht, eine störende Sache; und wenn Christacker ihrer, als er schlaflos im Bette lag, auch gerade nicht dachte, so dachte er andere Dinge, die schlaflos machen können. Die Kammer, in der er lag, war kaum halb so breit wie lang, war kahl, und sein kurzes Bett — er schlief aus Sparsamkeit noch in dem Knabenbett, in dem er siebzehnjährig beim Tode seiner Mutter schlief — stand in ihrer hinteren Hälfte, so daß er im Liegen über das Fußende hinweg gegen das kleine hochsitzende Fenster sah. Er war doch nun eben im Eindämmern, als ein kühler Hauch ihn die Augen wieder aufschlagen ließ, und er erkannte, daß das Fenster sich mit beiden Flügeln geöffnet hatte. Es war nichts Ungewöhnliches daran, wenn er tatsächlich unterlassen hatte, es zu verriegeln, und der Wind es aufgedrückt hatte. Aber es war kein Wind, und er erinnerte sich nicht, den Riegel vergessen zu haben; und als hätte er im Augenblick des Liderhebens noch gesehen, wie die Flügel sich sanft in der Mitte teilten und nach innen drehten, so hatte er die nicht geheure Vorstellung einer großen und gebieterischen Hand, die das Fenster gegen ihn aufschlug wie ein Buch. Er lag eine Weile noch still auf dem Rücken, vor Augen das bleich erhellte Viereck im Dunkel; schloß die Augen wieder, da er aufstehn wollte, wie man mitunter in dem Augenblick einer Bewegung, die man machen muß, vielmehr die andere macht, die man im gleichen Augenblick machen möchte. Und als er sie wieder öffnete, war das bleiche Quadrat fast angefüllt von dem schwarzen Schattenriß des Katers.

Christackers Herz stand mit einem schlagenden Ruck vollkommen still, als wäre ein Blitz durchgefahren, aber ein

schwarzer. Er rang lange nach Atem, hörte sein Ohr voll von Sausen, dann langsam schwere Herzschläge, ein Aussetzen und plötzlich dahinstürzendes Schlagen. Still saß das Tier. Und dann brach an Christackers Schläfen der Schweiß aus; er schloß die Augen.

Im Dunkel, da nichts mehr sichtbar war, kämpfte sich Christacker zu dem Beschluß durch, es sei eine Halluzination gewesen. Aber er öffnete trotzdem die Augen ungezählte Minuten lang nicht, um der Halluzination genügend Zeit zu lassen, sich zu entfernen. Als er schließlich den Blick auf das Fenster wagte, war es in der Tat leer, vernahm er aber zugleich einen leisen und leichten Fall und wußte, das Tier war im Raum, ihm durch sein Bett verborgen. Er blieb still, jedoch über seinen ganzen Körper hin war seine Haut in Bewegung, als ob sie in winzigen Tieren lebendig würde, um fortzulaufen. Hörbar war nichts als das Ohrenrauschen. Plötzlich mußte er sein Gesicht auf die Seite wenden und neben seiner Bettstatt hinuntersehn; und da stand das Tier. Stand, schauerlich groß, den Rücken gewölbt, ebenso den Schwanz, und den Kopf rund erhoben. Christacker fielen die Augen zu. Er öffnete sie, und das Tier saß auf dem Bettrand. Jetzt schien der letzte Augenblick gekommen, wo entweder alles zusammenstürzen mußte oder eine Handlung getan werden. Allein Christacker blieb still wie bisher, grade ausgestreckt auf dem Rücken, die Hände an den Seiten und mit etwas gespreizten Füßen, an deren Sohlen er das Holz des Fußbrettes kleben fühlte. Nun sah er durch die Klarheit der vollkommenen Betäubung den Kater mit der ihm eigentümlichen lautlosen Vorsicht die Pfoten erheben, über das nächstliegende Bein hinweg gegen das Fußende des Bettes steigen und sich endlich dort hinlegen, zusammengerollt, so daß Christacker auf beiden Schienbeinen die weiche Bürde verspürte. Noch wagte er nicht zu atmen, aber dann kam langsam etwas wie ein weiches, lautloses Sichablösen und Abfallen von seiner Brust, ähnlich wie man eine weiche Masse von Schnee von einem Dachrand sich ablösen sieht; und langsam danach kam sein Körper, seine Seele, sein

ganzes Sein mit Wärme, Herzgang, Atemgang wieder in Ordnung. Zugleich mit einem unendlichen Atemzug, den er entließ, füllte seine Brust sich mit Erlösung — wie wenn zu einem Mörder am Todesmorgen der Henker käme, um ihm zu sagen, er sei frei. Christacker lächelte mit einer fast schluchzenden Verlegenheit; und wenig später entschlief er.

Christacker sah im Traum auf eine Wand gemalt die Dreieinigkeit, ein Riesenauge im Dreieck, das mit furchtbarem Drohen um sich zu kreisen begann und dabei, während das Dreieck sich schmal und spitz in die Höhe schob, zu der zusammengerollten Figur des Katers wurde. Daß seine eigenen Beine, zwischen denen das Tier sich gelegt hatte, dies Dreieck bildeten, wußte Christacker im Traum nicht; allein die Erscheinung hatte nun etwas Beruhigendes und ließ ihn durch sich hindurch schweben in das Traumlose.

Ob das, was Christacker an der nächtlichen Erscheinung des Tieres entsetzt hatte, die Einbildung war, der durchs Fenster gesprungene Kater komme zu ihm, um sich zu rächen; oder es sei nur ein ihm ähnliches Tier, das der Zufall ins Fenster getrieben; oder — und diese Einbildung hatte vermutlich das Übergewicht — es war der Geist oder Dämon eines Zerschmetterten, der ihm erschien: das hatte er am Morgen vergessen. Und weil sein erster Blick beim Erwachen den Besucher nicht fand, weder zwischen seinen Füßen, noch sonstwo, so war es nur natürlich, daß er im frischen Morgenglanz und sonderbar frischen Besitz seiner Glieder beschloß, das Nachtereignis für geträumt anzusehen. Die Geräusche seiner Aufwartefrau waren im Nebenraum hörbar, ein Zeichen für ihn, daß es hohe Zeit war, seiner täglichen Pflicht nachzugehen. Als er aber fertig angekleidet sein Wohnzimmer betrat, lag der Nachtgast eben dort, wo sein Auge ihn suchte, nämlich auf dem Sitz seines am Fenster stehenden Ohrenstuhles. Die Tür war zwar während der Nacht geschlossen gewesen; aber immerhin war es möglich, daß er, zum Kammerfenster hinaus und zum morgens geöffneten Wohnzimmerfenster hinein, dorthin gefunden hatte. Die aufwartende Alte, die völlig

taub war und infolgedessen nicht sprach, auch die Anwesenheit Christackers erst eine Weile später bemerkte, äußerte nichts über den Fremdling. Christacker stand vor ihm und sagte, was er zu dem ersten oder eigentlichen Kater gesagt hatte: Er stinkt. Oder vielmehr sagte er nicht so, sondern er sagte: „Du stinkst." Und dieser Laut der Annäherung war dem Ton eines Musikinstruments zu vergleichen, das mitunter das Schweigen einer ganzen Landschaft zu befreien und seinen lautlosen Inhalt auszusprechen vermag. Denn das Zimmer war morgenhell, sauber und glänzend, die Luft innen vollgesogen mit dem freieren Atem des Draußen und durchsprengt mit Andeutungen von mannigfacher Ferne in Erd- und Pflanzendüften. Christackers Du an das Tier war in Wahrheit seine erste Anrede an den unter den Fenstern liegenden Garten.

Er setzte sich zu seinem mageren Kaffee und teilte seine Semmel mit dem Kater, der zu diesem Zweck ankam. Zu seinem Gerstenaufguß trank er aus Sparsamkeit keine Milch. Nun ward ihm klar, daß Milch erforderlich wäre, und er ging zur Tür, um der Aufwartefrau deswegen einen Auftrag zu geben. Den Flur betretend, hörte er die Klingel und öffnete, obwohl dies einer strengen Gewohnheit zuwiderlief, mit eigener Hand. Draußen stand ein kleines, dunkelhaariges, gesundbäckiges und durchaus unverlegenes Mädchen, das einen Knix machte und sagte: „Mutter läßt vielmals danken."

„Wofür?" fragte Christacker und hätte erröten müssen, wenn er sich völlig bewußt gewesen wäre, daß dieses der erste echte Dank war, den er seit Jahren bekam; denn Scheindanke hörte er freilich jeden Tag mehr als genug aus dem Munde seiner Klienten. Daß er gerade nun fragen mußte, wofür, war bezeichnend. — Das Kind antwortete nicht gleich, verzog sein Gesicht zum Lachen, und die runde Vision eines Katzenkopfes schwebte plötzlich seltsam hindurch, als es sagte: „Weil Sie heute nacht still waren." Darauf knixte es wieder und lief die Treppe hinab. Christacker mußte sich an die Milch erst durch den Anblick des Katers wieder erinnern, da er vergeßlich ins Zimmer zu-

rückgegangen war, und er begab sich noch einmal hinaus und erledigte seinen Vorsatz. Woran er dachte, war dies, daß in dem Zimmer unter dem seinen die Mutter des Kindes krank lag; daß er selber die Gewohnheit hatte, während der Nacht zu erwachen, zu verschiedenen Stunden, einmal um elf, einmal vielleicht um zwei; danach aufzustehen und eine beliebig lange Zeit in seinem Wohnzimmer auf- und abzuschlürfen — nicht unnütz. Denn in diesen Stunden war er der Lastträger seiner Zukunftsträume, die er, heute mehr, heute minder, angenehm bedrückt von ihren hypothekarischen oder Pfandbrief- oder Sparkassen-Figuren, hin und her schleppte. Die Kranke darunter hatte ihn am gestrigen Tage bitten lassen, dies einzustellen, und wenn es auch ungewiß war, ob er gefolgt wäre, hatte er es jedenfalls über dem nachmittäglichen Ereignis mit dem Kater vergessen. Siehe da, aber der Kater selbst hatte die Erfüllung des Wunsches besorgt und ihn mit Grauen und mit Erlösung in Schlaf versenkt. Er aber hatte den Dank dafür in Empfang genommen. Christacker dachte: Kurios!

Auf das Kommen der Milch konnte er nicht warten, hatte aber der Frau begreiflich gemacht, daß sie für die Katze bestimmt sei; er konnte also beruhigt seines Weges ins Amt gehen. Dort war es nun wie immer. Aber es war ganz anders. Christacker nahm den Leuten, die mit Anliegen zu ihm kamen, ihre Papiere oder ihr Unverständnis oder ihre Klagen ab, mit wenigen Worten oder ganz schweigsam, oder schließlich seine ganze Auskunft in eine einzige farblose Verordnungsrede zusammenbündelnd, so heute wie immer bisher. Allein wenn er sprach, dann war es etwa so, wie wenn, zwar ungeschickt, aber auf einem nicht mehr verstimmten Klavier gespielt würde. Und sogar wenn er schwieg, Christacker bemerkte es selbst, so war das Schweigen keine Kluft, sondern ein Strom, kein Abbruch, sondern eine Pause, nicht abwehrend, sondern — nein, anziehend nicht, aber eben nicht abwehrend. Christacker, wie gesagt, bemerkte nicht nur dies, sondern auch, daß seine Schreiber es merkten; und keins von beiden war ihm zuwider.

Er pflegte mittags nicht nach Hause zu gehen, sondern in einem nahen Speisehaus zu essen, danach auf seinem durch ein Kissen erweichten Amtsstuhl eine halbe Stunde die Augen zu schließen und sich die übrige Freizeit mit Akten zu vertreiben. Auch am Abend, wie schon berichtet, blieb er meist nach Amtsschluß an seinem Pult; und heute zögerte er seinen Heimgang länger als gewöhnlich hinaus, obwohl er durchaus die Absicht hatte, es nicht zu tun, und die Zeit über beständig eines Empfindens war, daß er selbst wieder und wieder quer durch sich hindurch ging. Es dunkelte bereits, als er sein Zimmer betrat, aber er gewahrte doch seinen Gast dort, wo er ihn am Morgen gefunden hatte, auf dem Sitz seines Ohrenstuhls. Christacker ging hin zu ihm und sagte: „Ich habe nur einen solchen Stuhl; zwei können nicht darauf sitzen, ausgenommen der eine unten und der andere oben. Auf dir mag ich nicht sitzen; willst du auf mir?"

Er hob das weiche Tier mit den untergeschobenen Händen, setzte sich und legte es auf seine Knie, wo es, seine Lage nur wenig in das ihm Bequemere verändernd, liegen blieb. Was aber Christacker jetzt auf sich liegen hatte, das hatte zwar einer Katze Gestalt, aber es war etwas anderes: und es lag auch nicht auf seinen Knien, sondern auf seiner Brust. Was es war, wußte Christacker lange Zeit nicht, aber wir können für ihn wissen, daß es sein bisheriges Leben war, das mit keiner Bergeslast, sondern nur mit einer schmerzlichen, aber weichen bedrückte. Sich langsam auflösend in ihren Druck, vergaß er langsam die Last; denn sein Auge ward offen für die Gestalt. Er sah sich als Knaben, als Mann, kindlich und alternd; sah die Schatten eines nie wirklich gesehenen Vaters und die etwas kümmerlichen Figuren der Mutter und einer übermütterlichen Schwester vor ihm, wie sie ihr Dasein für das seine erschöpften und auf die gütigste Weise von der Welt ein riesig Verkehrtes zogen aus einer verkehrten Winzigkeit von Keim. Er sah den selbstsüchtigen Fordernden verzärtelt zu einer Mißbeschaffenheit von nur noch fordernder Selbstsucht. Wohlhabenheit war keine in dem Hausstand, und

so war denn das Beste für ihn, Kleid oder Speise, was in den Kräften seiner Sorgerinnen stand, immer mangelhaft und bot Anlaß zum Herabsetzen, zum Kritteln und Nörgeln; und als Christacker erwachsen war, da war er verwachsen. Noch einmal kam eine leichtere Frist, eine eigentliche Märchenzeit, wo wie auf den Zauberspruch der Elfen im Hügel der Buckel fiel, und der Krummgewesene grade stand in der sehnsüchtigen Schlankheit des Engels, der in ihm lange verborgen gewesen. Die Jugendfreundin erschien, glühend in der gleichen, mehr als irdischen Frische, die wir doch nirgends süßer erfüllt sahen als auf der Erde, und in einer unangreiflichen Tadellosigkeit, die mit Glück überwältigte. Hatte aber Christacker je an einem Elfenhügel gestanden? Hatte er überhaupt jemals gewußt, daß er bucklig war? Nein; und der niemals wirklich gewesene Auswuchs, der von Zauber niemals vertrieben war, entfaltete sein unredliches Geheimnis wieder, unwahrnehmbar da zu sein. Denn in keinem Mädchenleib steht ein anderer Himmelsgesandter als der, an den wir glauben. Christacker war's imstande und zerzweifelte und zernörgelte sich auch die Vollkommenheit. Diese aber war von kräftiger Natur und setzte sich mit allen Waffen zur Wehr. Christacker sah die häßlichste Epoche seines Lebens wie einen Sumpf und — geistergleich oder wie Münchhausen am Zopf sich selber herausreißend — landete er in dem Raum des verzweifelten Endes, voll von Geräten der Astronomie. Er stand darin und sah zwischen sich und der zerstörten Vollkommenheit in Mädchengestalt am Boden die zerstörte magische, vielmehr magisch gewesene Spiegelscheibe des Teleskops, hingeschleudert von seiner Hand und zersplittert wie ein Menschenalter danach eine Fensterscheibe durch die Flucht des von ihm gescheuchten Tiers. Danach entfernte Christacker sich für immer von allen Gestirnen oder auch nur von einem einzigen, seinem guten.

Dieses sah Christacker, der Betagte, im Zauber einer auf seinen Knien liegenden Katze. Vielleicht, da es mittlerweile Nacht um ihn ward, weinte er; vielleicht lächelte er nur. Oder vielleicht weinte er nur — und lächelte dann. Sein

Leben ging weiter nach dieser Nacht, wir glauben, auf eine etwas andere Weise. Man möge nicht eine unüberzeugende Äußerlichkeit darin sehen, daß Christacker amtlichen Orts darum einkam, den verunstaltenden ersten Konsonanten seines Namens durch die zwei höchst verschönernden zu ersetzen, mit denen wir ihn brauchten. Es wurde ihm gestattet, obgleich mit einem Lächeln der Behörde — nicht so sehr wegen der Tatsache, als wegen der nicht besonders amtlichen Form seiner Eingabe. Denn zur Begründung der Änderung war unter anderem angeführt, daß er, der Unterzeichnete, zwar immer ein Christacker gewesen sei, es aber heute erst wisse, weil die Saat aufging.

Der Goldene

Von Bruno Frank

I.

Johannes Abrecht, der Gehilfe des Bezirksgeometers, ein hünenhafter junger Mann, ging von Lengenau nach Diesbach, um eine Vermessung vorzunehmen. Es war drei Uhr an einem heißen, wolkenlosen Julinachmittag, und der Weg hatte keinen Schatten. In dem Körper des jungen Mannes siedete und drängte das Blut, er schritt mächtig aus und fühlte mit Lust den Schweiß unter seinen unsommerlich dunklen Kleidern rieseln.

Er hatte ungefähr die Hälfte seines Ganges zurückgelegt, da sah er, gleich hinter der Stelle, wo der Weg nach Hochberg abzweigt, im Felde ein junges Mädchen arbeiten. Sie war ganz allein in der heißen summenden Öde, unter der leuchtenden Glocke des Himmels. Wie sie den Schritt des Mannes hörte, richtete sie sich auf, legte die Hand über die Augen und sah zu ihm hin. Es war ein ganz junges Ding noch, aber schon Weib, braun, fest und erregend. Sie lachte und nickte, Abrecht schoß das Blut in die Augen, er fühlte einen Taumel und schritt über die Stoppeln zu ihr hin, ehe er es wußte. Was dann gesprochen wurde, das vermochte er niemals zu sagen, auch später vor dem Untersuchungsrichter nicht. Gewiß ist, daß er die Tasche mit den Instrumenten fallen ließ und seinen Arm um den Rücken des Mädchens legte. Sie trug nur ein Hemd, das heiß war und feucht. Von ihrer jungen Kraft ging ein Hauch aus, der ihm die Gedanken nahm, ein Hauch, in dem er zugleich den Atem der immer jungen, fruchtbaren Erde einsog. Er küßte sie, sie ließ es lachend geschehen und öffnete weit ihren gesunden, törichten Mund, er riß an den Knöpfen ihres Hemdes und nahm ihre Brüste hervor, die schon reif waren, fest und hoch.

Seine große Enthaltsamkeit in dem kleinen Ort, wo er als Beamter zu Rücksichten gezwungen war, stand gegen ihn auf als ein Feind, der Hunger seiner siebenundzwanzig Jahre vernichtete in einem Augenblick sein Leben. Er stand vor ihr da, niedergebückt, halb auf den Knien und hatte sein Gesicht in ihre Brust eingewühlt, Augen und Mund badend in ihrem jungen Duft. Dann lag sie auf der Erde, zwischen zwei Garben, und er über ihr, nicht entschlossen, sie zu besitzen, sondern von einer ungeheuren, dumpfbrausenden Gewalt in dies Schicksal gestoßen. Nun erst begann sie sich heftig zu wehren. Aber er hatte nicht mehr die Klarheit, diesen Widerstand in seinem Ernst zu begreifen, das Blut dröhnte mit Sturmglockenton in seinen Ohren, seine Augen waren geschlossen, sein Mund stammelte, seine mächtigen Manneshände hielten als unempfindliche Klammern die Beute. Er wußte nicht mehr, wo er war, nicht was er tat, nicht wen er besaß unter der sengenden Glut des Gestirns.

2.

Am folgenden Tag erschien der Vater des Mädchens bei dem Gemeindeschreiber und ersuchte ihn, eine Strafanzeige an die Behörde abzufassen. Verständiges Zureden half nicht, auch nicht, daß der Täter, von Scham und Reue überwältigt, sich zu jeder Sühne bereit erklärte, daß er sich verpflichten wollte, das überfallene Mädchen nach wenigen Jahren zur Frau zu nehmen. Es stimmte den hartgestirnten Bauern ebensowenig um, daß die Kleine sich von der anfänglichen Bestürzung sofort erholt und gleich am ersten Morgen ihr Heimjagen und Klageführen eine Dummheit genannt hatte.

Was Johannes Abrecht zum Verderben wurde, war ein bösartiges Zusammentreffen: der Bauer war vor kurzem bei einem Grenzstreit von der Vermessungsbehörde ins Unrecht gesetzt worden, und kein Angebot, noch weniger aber irgendein Gefühlsgrund hätte ihn davon abhalten können, diese unverhoffte Rache auszukosten.

So ging das Schicksal seinen Schritt. Die Polizeibehörde des Ortes, die erst die Verhaftung abgelehnt hatte, mußte sich nach telegraphischer Weisung zu ihr bequemen, Johannes Abrecht wurde als Untersuchungsgefangener in die Stadt gebracht und stand nach zehn Wochen vor dem Schwurgericht.

Ihm schien kein Stern. Denn das Mädchen, dessen Auftreten ihm vermutlich Milderung der Strafe, vielleicht einen Freispruch erwirkt hätte, lag mit einer fiebrigen Erkrankung daheim im hochgetürmten Bett, und statt eines mündlichen Berichtes diente das Protokoll ihrer ersten Aussage, dessen nackter Inhalt doch recht belastend war. Strafmehrend senkte der Umstand ihrer großen Jugend die Wage und mehr noch der ihrer Erkrankung. Denn obwohl sie sich einfach an einem kühlen Septemberabend bei verspätetem Baden erkältet hatte, führte absichtsvoll der Staatsanwalt und mit ihm, irrend, die Geschworenen dies fiebrige Krankliegen auf Abrechts Überfall zurück, den die robuste Natur des Mädchens seit langem schon verwunden hatte. Johannes Abrecht wurde zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

3.

Er entstammte einer strenggerichteten Protestantenfamilie und nahm seine Gefangenschaft als eine gerechte, nicht zu harte Sühne demütig hin. Seine Eltern lebten nicht mehr, die einzige Schwester war in einem entfernten Teil des Landes verheiratet und würde eine bürgerliche Einbuße nicht zu verwinden haben; dieser Umstand gewährte ihm einigen Trost.

Über den Verlust seines Amtes brauchte er nicht getröstet zu werden. Er war ein starker und froher Mensch von Natur aus, und seine kleinliche Tätigkeit hatte ihn niemals gefreut. Wohl war es schön, mit mächtigen Schritten über die Straßen zu wandern, von Dorf zu Dorf, durch leuchtende Glut oder stampfend durch hochgelagerte Schneemassen. Jedoch in der Amtsstube die ängstliche Arbeit über den Katasterblättern war wenig nach seinem Herzen, und

auch mit den Meßgeräten verwinkelte Grenzen zu ziehen zwischen kleinlichen, neidischen Bauern, war nicht sein Beruf. Allen gehörte die dampfende nährende Erde, es war Anmaßung und war lächerlich, sie in Stückchen zu schneiden und diese Stückchen mit Ziffern und Lettern zu benennen. Er war zum Bauern geboren, denn er liebte den Boden und wünschte sich, ihn mit seinen unverbrauchten Kräften zu wenden und fruchtzeugend zu verwandeln. Und er hatte oft, in der engen Gasse seines Amtes trabend, davon geträumt, wie er in unerschlossenen Ländern überm Meer werbend allein wäre mit der unberührten, verheißenden Scholle.

In solchen Hoffnungen lebte er auch nun und kürzte sich mit ihnen die Öde seiner Strafzeit. Er saß mit den andern stumm im tristen Arbeitssaal, er schnitt Schuhsohlen zurecht mit seinen starken Fingern, und während sein Blick stumpf auf der schmutziggrauen höckerigen Platte des Werktisches zu haften schien, hob sich im leuchtenden Licht sein tropischer Besitz vor ihm auf: ein niedriges langes weißes Haus, nah an einem mächtig ziehenden Strome gelegen, weitauf, weitab Felder mit Halmen, Stauden und großblättrigen Kräutern, sein Eigentum, von ihm der jahrtausendalten Wildnis abgerungen, und durch die starken Farben der Abendstunde zu ihm herwandelnd ein ungeheurer Zug von Rindern und Schafen, größer als die unsern, schöner als die unsern und mit seltsam gebogenen, geschlungenen Hörnern.

4.

Die Tiere, die er besitzen und pflegen würde, erfüllten oft seinen Sinn. Er hatte in seiner gutmütigen Art die wortlose Kreatur allzeit geliebt; aber nun war es ihm, als habe er sich durch seine wilde Tat von den Menschen geschieden und sei künftighin auf jene einfacheren Erdengeschwister noch mehr verwiesen. Nicht mit Freunden, kaum mit einer Frau bevölkerte er die Zukunft seines Lebens; in seinen Träumen fuhr er dichtwolligen Widdern

durchs Vlies, die Rinder brüllten leise, wenn er sie freundlich beim zottigen Stirnhaar griff, und ein großer schwarzer Hund von neufundländischer Rasse hielt sich treu und eng neben ihm, wenn er den eroberten Besitz durchstreifte im weißen tropischen Licht.

Solche Bilder bewahrten ihn nicht davor, unter seiner Einsamkeit zu leiden. Doch niemals versuchte er einen Zusammenhang mit den anderen Sträflingen zu finden. Was er getan hatte, war der Wahnsinn einer Minute, war die Überwältigung durch einen bösen Geist, es hatte mit dem Kern seines Wesens nichts zu schaffen, er wollte nicht kennen, nicht sich nahe wissen, was in diesem Hause an schlimmen Trieben lebendig war. Er hatte gefehlt, nun büßte er es, er durchschritt eine zweijährige Grabesstille, in der er allein war mit seinem Gewissen; jenseits lockte ein neuer Tag. Man zuckte die Achseln über ihn, versuchte nicht mehr mit ihm zu flüstern, wenn man im Hahnentritt den halbstündigen Gang auf dem Zuchthauhof absolvierte, und hatte ihn vergessen, während er nahe war.

Einzig sein Wärter schien von tätiger Abneigung gegen ihn erfüllt zu sein. Dies zeigte sich bald. Manche der Sträflinge nämlich, die sich vertrauenswürdig führten, wurden vor die Stadt zu Erdarbeiten hinausgeführt, und Johannes, den es sehr nach Luft und Anstrengung verlangte, erbat diese Erlaubnis. Drei Tage lebte er in stürmischer Hoffnung. Dann kam die Absage. Und sie ging sicherlich nicht von dem Direktor aus, der den zuchtvollen Gefangenen wohl kannte.

„Du wirst schon bei uns im Haus bleiben müssen", sagte der Wärter, als er ihm morgens aufschloß zum Gang in den Arbeitssaal. Er sah Abrecht einen Augenblick an und fügte dann giftig hinzu: „Du Saupelz!"

5.

Dieser Wärter war ein kleiner, gedrungener Mensch mit sehr kurzen Armen und ungeheuren Händen. Über der Stirn, die zwei Finger breit und allzeit rot war, standen

graublonde Borsten aufrecht, die gelben Augen lagen ganz flach an der Oberfläche des Gesichts. Das Erschreckende aber war, zwischen den Doggenkinnladen und dem militärischen Schnurrbart, ein schmal und scharf gezeichneter Mund, ein harter blasser Strich mitten in der elenden Banalität dieser Fratze, der ohne Zusammenhang mit dem übrigen und wie geborgt oder gestohlen erschien. Es hatte etwas Unheimliches, wenn dieses Mündchen sich auftat, um ein gemeines Wort zu entlassen. Man sah bei dieser Gelegenheit zwei Reihen kleiner, spitzer, regelmäßiger Zähne, die überaus schmutzig waren.

Dieser Schließer, ein verheirateter Mann, doch ohne Kinder, nicht mehr jung, der lange Jahre hindurch als Unteroffizier Dienst getan hatte, war nicht gleichmäßig hart gegen die ihm ausgelieferten Sträflinge. Es gab Wege, eine Art niedriger Vertraulichkeit mit ihm herzustellen. Servilität freilich verlangte er immer, doch bereitete es ihm Genugtuung, dem einen oder andern Liebling das Leben zu erleichtern. So ging die Sage, daß er einem oft rückfälligen schweren Betrüger sogar Weißbrot, Wein und Zigaretten besorge, ja daß er mit diesem gemeingefährlichen Schwindler, einem Verderber von Witwen und Waisen, in dessen straffreien Zwischenzeiten kameradschaftlich verkehre.

Johannes Abrecht hatte seinen Kerkermeister eigentlich niemals recht angesehen. Er war folgsam, er unterwarf sich, aber in seiner Unterordnung war nichts Persönliches, er fand sich mit dem Schließer ab wie mit der dicken Mauer und dem Zellenschloß, gegen die eine Auflehnung gleich sinnlos war. Vielleicht brachte eben diese Haltung den Wächter zur Wut, ihn, der sich etwas darauf zugute tat, gerade von seinen gebildeten Häftlingen wichtig genommen zu werden. Möglich auch, daß den Mann, der drunten in seinem Kellergelaß eine dürre, unsinnliche und hämische Frau sitzen hatte, Abrechts Vergehen neidvoll empörte. Wahrscheinlicher, daß die Bosheit und Grausamkeit seiner Natur nur zufällig und wahllos Abrecht gegenüber hervorbrach, den er so gelassen und unangreifbar seine Strafe

abbüßen sah. Er lauerte darauf, ihm schaden, ihn verhöhnen und verstören zu können.

Eines Abends im zweiten Frühjahr trat er einmal an das Guckloch, um den Gehaßten zu beobachten. Es war halb acht Uhr und die Zelle noch hell. Johannes stand in seinem gestreiften Kittel mitten im Raum und wandte dem Lauscher das geschorene Hinterhaupt zu. Er blickte aufwärts nach der hochgelegenen Fensterluke, zwischen deren Gitterstäben ein Baumwipfel mit ungleich gezackten Blättern sichtbar war und dahinter der rotglühende Abendhimmel. Einer der wenigen Bäume nämlich, mit denen der Hof bepflanzt war, eine hochstämmige Ulme, ragte in fünf oder sechs Meter Entfernung gerade vor dieser Zellenluke auf, und dorthin schaute Johannes Abrecht erhobenen Hauptes und so angestrengt lauschend, daß der Ausdruck auch von rückwärts zu erkennen war.

Der Schließer legte sein Ohr an das Sehloch und vernahm Vogelgezwitscher, schmetternde rhythmische Laute.

Der Gefangene stand und gab sich hin. Dies war seine Freude seit Wochen, in der Frühe und am Abend. Auf die Wiederkehr dieser Vogelrufe hatte er seit dem Herbst gewartet, den langen, finstern, stimmlosen Winter hindurch. Er hörte nicht nur kleine Vögel singen, wenn er so stand, die Wälder und Gärten und Ebenen der ganzen Erde sangen ihm zu, die Tiere der Erde grüßten ihn; in diesen Lauten war das Wachtgebell der Hunde, war Hahnenschrei und das sanfte Weinen der Lämmer, war das Wiehern wilder Pferde und der dumpfe Ruf der Büffel in einer künftigen, erträumten Heimat überm Meer. Die Freiheit grüßte ihn und das Leben nach dunkler Buße.

Der Wärter schloß auf und trat ein: „S," sagte er nach einer Stille, „Konzert läßt du dir vormachen, du Saubär? Marsch, kusch dich! Da!" Und er wies auf die Pritsche, die er eine Stunde zuvor beim Absperren der Zelle von der Wand heruntergeschlossen hatte.

Der Gefangene gehorchte. Der Wärter verließ den Raum, kam fast augenblicklich mit einer Trittleiter wieder, erstieg sie und schloß mit Krachen die Öffnung. Dann

horchte er mit Anstrengung empor und grimassierte unlustig, da man den Vogelgesang noch immer vernahm, wenn auch nur als ein fernes, fernes, zärtliches, trauriges Rufen.

„Dir wird man dafür tun,“ bemerkte er mit Hohn, „sag ihnen nur Adieu, deinen Musikanten, du Sauigel!“

Zwei Tage darauf wurde dem Sträfling eine andere Zelle angewiesen, durch deren Luke der leere Himmel hereinschien. In ungeheuren Abständen nur sah Johannes die Schwalben in der hellen Öde vorüberzucken.

6.

Ein halbes Jahr noch trennte ihn von seiner Entlassung. Und nun erst begann seine Strafe ihn wahrhaft zu quälen. Nun erst lernte er das grauenvolle Erwachen kennen, den ersten Blick in einen untragbar einsamen und häßlichen Tag, dem noch so viele gleiche folgen sollen bis zum Tag der Befreiung. Sein Plan für diesen stand fest. Er würde vor das Mädchen hintreten, dem er Gewalt zugefügt und würde bei ihr und bei den Eltern nochmals anhalten. Sprachen sie ja, war es gut, sprachen sie nein, wie zu vermuten blieb, so würde er ihr die Hälfte seines kleinen Vermögens als Heiratsgut überschreiben. Mit dem Rest aber, fürs erste vor Mangel sicher, würde er drüben überm Meer ein Leben der freien Arbeit beginnen, neu geboren. Er würde so wenig Spuren hinter sich lassen wie das Schiff, das ihn hinüberfuhr, Spuren im Meerwasser ließ.

Seine Absichten also hatten sich nicht verändert, aber in seine Sehnsucht nach Freiheit, die sanft und gefaßt gewesen war, mischte sich Verzweiflung und Haß. Diesem Haß gegen den Menschen, der ihn peinigte und schmähte, wollte er entrinnen, von ihm noch mehr als von Reue und Trauer und Makel erhoffte er Heilung in der Luft des Meeres und der tropischen Länder. Kaum wagte er mehr den Menschen anzusehen, aus Furcht vor der eigenen unbändigen Natur, die ihn schon einmal so unheilvoll überwältigt hatte. Mit niedergeschlagenem Blick stand er vor

ihm da, zuchtvoll und unterwürfig. Und stündlich fast wiederholte er sich den Satz, der ihm Trost war und Fessel: „Bin ich erst frei, so werde ich den da niemals wiedersehen, niemals, niemals!"

Inzwischen wuchs sein Verlangen nach der Nähe lebendigen Blutes. Es sehnte sich nach dem Weibe. Aber es waren nicht grobe Wünsche, die in ihm fluteten: sondern Zärtlichkeit, sanfte Gemeinschaft, geschenkte und empfangende Güte war, was ihm als das Herrlichste erglänzte. Wenn ihm die kleine Braune vom sommerlichen Acker erlaubte, das Unrecht an ihr zu sühnen, — welch ein Leben wollte er ihr bereiten, in wie schützenden Armen sollte sie ruhen. Oft war sie in seinen Gedanken, Zug für Zug glaubte er sie zu kennen und zu lieben, die er doch kaum recht wahrgenommen hatte in der weißen Glut von Sonne und Rausch. Ward sie's aber nicht — nun, er würde eine andere finden, drüben im neuen Land. Und sein Verlangen formte ein schmales zartes Geschöpf mit duftendem, dunklem Haar, das aus großen Augen gut und vertrauend zu ihm aufsah. Ach, es brauchte ja gar keine Frau zu sein, gar kein Menschenwesen, nur irgendein Stück Leben, das er warten und schützen konnte! Nur ein Hund brauchte es zu sein, der sich an sein Knie drückte, nur ein zahmer Vogel, gar kein Menschenwesen, nur irgendein Stück Leben, das freundlich und gläubig in seiner Nähe schlug. Nur nicht mehr allein sein mit diesen toten Mauern und ihrem teuflischen Schließer! Es kam so weit mit ihm, daß er des Nachts seine rechte Hand sich aufs Herz legte und mit der linken den Puls der rechten faßte, um so doppelt ein Leben zu spüren.

Sommer war da, und mit jedem Tag glaubte Johannes Abrecht, nun sei das Maß erfüllt, nun könne der Durst nach dem Lebendigen nicht höher mehr steigen, nun seien die Grenzen menschlichen Leidens erreicht für ihn. Wohl sagte er sich vor, daß bald, daß in wenig mehr denn hundert Tagen das Ende gewiß sei, wohl stellte er mit erzwungener Überlegung sein Schicksal neben das der Tausende, die länger, die lange, die ewig zu schmachten hatten; keine Rech-

nung drang ihm ins Blut, und er litt. Die stummen, schlimmen Häupter der Sträflinge in der Werkstatt zu betrachten, war keine Erleichterung; auch hatte der Feind es erreicht, daß er von sieben Tagen drei in der völligen Abgeschlossenheit seiner Zelle zubringen mußte. Da geschah das Wunder.

7.

Eines Abends kam er aus dem Arbeitssaal zurück. Der Wärter, der mit ihm eingetreten war, schloß die Pritsche von der Wand, die krachend in ihr Scharnier niederfiel, blickte sich um, fand wütend keinen Anlaß zur Beschimpfung und schlug die schwere Tür hinter sich zu. Sein feindseliger Schritt verhallte.

Johannes Abrecht blieb eine Weile stehen, das Gesicht dem Geviert erblassenden Sommerabendhimmels zugewendet, das leer von Geschöpfen war, und kehrte sich dann matt der öden Einsamkeit des Gelasses zu. Sein Blick fiel auf die traurige Lagerstatt.

Da sah er mitten auf der rauhen, graubraunen Wolldecke grüngolden leuchtend ein lebendes, ein sich bewegendes Kleinod. Johannes griff mit beiden Händen nach seinem Herzen.

Es war ein Rätsel, wie der Laufkäfer hereingekommen war. Durchs Fenster fliegen konnte er nicht, soviel wußte Johannes von der Natur dieser Arten; wie unwahrscheinlich aber, wie über alle Begriffe erstaunlich und beglükkend, daß er den Weg über die Zellenschwelle gefunden haben sollte, der so selten offen stand. Ja, es war ein Wunder geschehen.

Johannes näherte sich leise, als wollte er den Schmalen, Kleinen nicht schrecken, er ließ sich ohne Laut an der armen Bettstatt nieder, lag in seinen Sträflingshosen auf den Knien und sah aus großer Nähe mit glücklichen Augen auf dies lebende, sich regende Geschenk. Der Kleine hob mühsam eins seiner sechs feingliedrigen braunen Beinchen um das andere und strebte über den rauhen wirren Filz der

Decke hinweg. Manchmal hielt er resigniert und ermüdet an. Seine grüngoldenen Flügeldecken glänzten im Abendlicht, sein Nackenschildchen glühte und schimmerte als das köstlichste Juwel. Seine Fühler arbeiteten zart und lautloser als irgend etwas in der Welt, und seine freiliegenden Augen blickten umher.

Du kannst mich gewiß nicht sehen, du nicht, dachte Johannes, ich bin ja wie ein Berg für dich, wie eine Bergkette, Kleiner, Kleiner. Aber ich kann dich sehen, mir bringst du Freude und den Gruß der Freiheit, du bist ja so schön. Doch wenn du auch häßlich wärest und röchest und mich stächest, ich wäre dir doch gut und nahe, und du säßest doch in meinem Herzen. Laß dich berühren, laß mich das lebendige Gold deiner Flügel anrühren, mein holder kleiner Wohltäter! — Und er streckte behutsam eine zitternde Hand aus.

Da aber geschah das zweite Wunder: der Käfer schien ihn wahrzunehmen, ihn, den Menschen in seiner fühlenden Gegenwart. Er schien zu stutzen. Dann machte er unbeholfen im klettenden Filz eine Wendung und kam auf Johannes Abrecht zu, geradenwegs auf die Brust des knienden Mannes.

8.

Wer vermag zu sagen, ob es möglich oder ob es kindischer Traum ist, ein Insekt zu zähmen, zu gewinnen und zum Kameraden zu machen. Was wissen wir denn! Wir wissen nicht, was in den Holzfasern des Astes vor sich geht, den wir überm Knie abbrechen, wir wissen nicht, ob der Stein schicksallos zersplittert, den ein Kinderarm geschleudert hat. Wir wissen nichts. Wir waschen uns den Schlaf aus den Augen und betreiben unsere Geschäfte mit grimassenhaftem Ernst und heizen unsern Körper mit Nahrung und umarmen ein Weib, dessen Blutwärme uns gefällt und das uns so fremd ist wie Baum und Stein und Tier, und legen uns am Abend nieder zur tieferen Dumpfheit. Wir wissen nichts.

Johannes Abrecht glaubte, daß er sich den kleinen Goldenen gewonnen habe, und also war es so. Der war nun sein Leben. Die Tage, die in der Einzelhaft verbracht werden mußten, waren nun die schöneren. Aber auch die anderen, an denen er erst abends aus der Werkstatt zurückkehrte, waren erträglich, denn eine Erwartung erfüllte und kürzte sie.

Er hatte zu kämpfen um seinen schimmernden Besitz. Mit ganzer Seele horchte er auf den Schritt des Schließers, der sie beide nicht überraschen durfte, und er verzichtete mit Durstqualen auf seinen Trunk Wasser, denn es gab kein Versteck in der Zelle außer dem Wasserkrug. Den entleerte er heimlich, ohne Geräusch, und dort, in tönerner Tiefe und Feuchte, saß nun der Goldene tagelang und wartete. Dort saß er bei Gräsern und armen Blüten, die ihm sein menschlicher Freund von den Gängen im Zuchthaushof heimlich heraufbrachte.

Sie spielten. Wie liebkosend kletterte der Schlanke über die Finger des Mannes, sacht tastend, nimmer erschreckt. Und raspelte an einem Hälmchen, sog an einer Löwenzahnblüte, die der Mann ihm hinhielt.

Johannes Abrecht hatte nicht an seinem Verstande gelitten. Er wußte, wen er liebte: ein armes geringes Käfertier, dessen Leben zu Ende ging mit diesem Sommer. Aber mit diesem Sommer ging ja auch die eigene Qual zu Ende, bis an die Schwelle des Lebens würde ihn der winzige Gefährte aus Gold geleiten und ihn dann entlassen zu all den Geschöpfen draußen, die Johannes tätig zu lieben gedachte. Was verschlug es denn, woher die Freude kam; im letzten Augenblick vor der schwarzen Verzweiflung war sie zu ihm gekommen, wie sollte er deuteln und verneinen und sich mehr wünschen vor dem lebenden Kleinod, das so tröstlich schimmerte im Licht der scheidenden Sommertage.

Ich kann dir nicht genug Liebe zeigen, Kleines, Kostbares, dachte er, ich kann dir nicht genug Gutes tun, denn alles verstehst du nicht. Aber wenn du nicht mehr lebst

und deine Ärmchen bewegst, Juwel, dann werde ich noch mit meinen starken Armen die Erde lieben und betreuen, von der du wieder ein Krümchen geworden bist.

9.

Um die Mitte eines Tages der Einzelhaft kniete Johannes Abrecht bei seinem Freund auf dem steinernen Boden. Er hatte den Speisenapf vor sich hingestellt, und auf dessen Rand machte nun der Goldene spielend die Runde. Manchmal hielt ihm Johannes quer den Zeigefinger entgegen, dann stutzte das Tierchen, schien seitwärts zu äugen und bewegte wie neckend das vorderste, kürzeste Paar seiner Glieder.

Die Tür knarrte und fiel wieder zu. Johannes sprang empor und sah mit tödlicher Angst dem Wärter in das böse Gesicht. Dessen Stirn war röter als sonst, die flachen Augen flimmerten, und der kleine Mund war nichts als ein scharfer, bleicher Strich. Abrecht wußte sogleich, daß nichts mehr zu verbergen war, daß jener ihn beobachtet hatte. Ungeschickt und flehend hob er seine Arme, nicht viel anders als der Kleine, den er schützen wollte. Er versuchte zu sprechen.

„Halt's Maul," sagte der Schließer, „zeig, was du da hast!"

„O nicht, o nicht!" sagte Abrecht mit versagender Stimme. „Tun Sie ihm nichts."

Der Wärter bückte sich, hob das Tierchen auf, das erwartend an der gleichen Stelle sitzengeblieben war, sah flüchtig hin auf das krabbelnde Ding in seiner Faust, ließ es dann gleichmütig fallen und zertrat es mit einer Drehung des Fußes. Man hörte ein Knirschen.

„Dir wird man's beibringen, dich zu amüsieren!"

Johannes Abrecht war auf den Schemel in der Ecke gesunken. Er saß da, das Gesicht in den Händen verborgen, und rührte sich nicht. Er saß eine halbe Minute, die Nägel

in die Schläfen eingekrallt, und hielt sein Haupt, seinen Leib, sein Ich mit ungeheurer Gewalt auf dem Sitz zurück.

„Marsch, putz' es auf!" sagte der Wärter und stieß ihn an. Abrecht erhob sich mit zu Boden gerichteten Blicken und nahm gehorsam aus der Ecke den Wischlumpen.

Der Kleine war gut zertreten. Man sah einen ziemlich großen Fleck auf dem Estrich, schwarzen Gliederbrei und ein wenig Blutsaft von unbestimmter Farbe. Und nur ein winziges Eckchen der einen Flügeldecke war unversehrt geblieben und blitzte grüngolden im Schmutz der Vernichtung.

Johannes wischte sorgsam das Ganze fort, ohne die Augen zu erheben. Der Schließer fand nichts mehr zu sagen, sah sich noch einmal um und ging davon, wenig befriedigt.

10

Er wußte nicht, der Mann, wie nah in jener halben Minute der Tod an seiner haarigen Gurgel vorbeigestrichen war. Er wußte nicht, der Tropf, warum sich Abrechts Hände so wütend in die eigenen Schläfen eingekrallt hatten. Er hatte einem Gefangenen einen Zeitvertreib weggenommen, pflichtgemäß, basta.

Der beste Zeitvertreib auf dieser Erde aber ist der Haß. Wer weiß das denn nicht! Das wissen seit alters die Dummköpfe aller Nationen, die ihre öde Muße damit ausfüllen, andere Nationen zu hassen und zu schmähen. Wie aber soll der vollends Langeweile noch fühlen, ja überhaupt den Zeitablauf, dessen Herz einmal in den untersten teuflischen Grund eines andern Herzens getaucht ist und aus diesem Schacht wieder aufgetaucht, als ein Eimer gefüllt bis zum Rande mit Racheverlangen.

Zwei Monate trennten den Sträfling Abrecht von seiner Entlassung. Sie waren nicht mehr für ihn als eine kurze, von Bränden durchloderte Nacht. Er stand und ging und arbeitete und säuberte sich und sein Gelaß, ohne Zwang

und ohne Anteil, und spürte mit entsetzlicher Lust, wie die Flamme tiefer und tiefer in sein Inneres fraß. Stundenlang konnte er auf seinem Schemel hocken oder unter der Filzdecke im Dunkel liegen und Einen Satz, Einen Gedanken in sich bewegen. Fünzigmal und fünfhundertmal konnte er sich stumm die gleichen Worte wiederholen: Wie kann ein Mensch das tun? Ein solcher Mensch darf nicht leben. Solch ein Mensch verpestet die Welt!

Aber er wußte auch, daß der andere bereits nicht mehr lebte. Sein Urteil war gesprochen. In jener halben Minute war es schwer gewesen, ihn nicht zu töten. Aber nun war es leicht, nun kostete es gar keine Mühe mehr zu warten, nun lag sogar eine Art von bitterer Wollust darin, den Teufel unterm sichern Beil noch umherlaufen zu lassen, übermütig und wie unbedroht.

Nein, er war nicht wahnsinnig geworden in seiner Haft. Auch als er den Goldenen hegte und liebte, war er es ja nicht gewesen. In jedem Augenblick sah er, was mit ihm vorging: er liebte einen kleinen glänzenden Käfer, der nichts war und alles bedeutete. Auch jetzt wußte er wohl, daß nur Geringes geschehen war: jemand hatte ein Insekt zertreten. Klar hätte er zu sagen vermocht: was da geschehen ist, daß einer einem wehrlosen Gefangenen die eine, einzige, armselige Freude vernichtet, ohne Sinn, nur um wehe zu tun, das ist kein großes Ereignis. Aber dieses Ereignis bedeutet alles, was auf der Erde hassenswert ist, verachtenswert, vertilgenswert. Niemals ist auf Erden etwas Geringeres, Unbedeutenderes geschehen und niemals etwas Größeres und Böseres und Schauerlicheres. Und wenn ich diesen Wächter töte, wenn ich diesem Niedrigsten der Niedrigen den gemeinen Hals zudrücke oder ihm ein Messer in den Schlund stoße, so töte ich den Teufel, so zertrete ich der Schlange den Kopf, und darum muß es geschehen und darum wird es geschehen, und darum weiß ich nicht und will nicht wissen, was jenseits dieser Tat für mich liegt, und darum hungere ich nach ihr und darum giere ich nach ihr, und darum vollführe ich sie. Amen. Amen. Amen.

II.

Johannes Abrecht ging durch die Straßen des Außenquartiers der Stadtmitte zu, suchend, auf ungefährem Wege. Seine Kleider saßen ihm ungewohnt locker am Leibe, nur die Stiefel schienen ihm schwer. Der Filzhut schwankte unsicher auf seinem kurzhaarigen Haupte. In der Hand trug er einen kleinen Lederkoffer.

Es war ein schöner, mildsonniger Herbstmorgen, und sogar hier draußen hatte die Stadt ein freundliches Gesicht. Die Menschen sahen lustig aus, und die sausenden Wagen der elektrischen Bahn klingelten hell. Schon nach ein paar Ecken glaubte Johannes weit gegangen zu sein, hier dachte wohl keiner mehr daran, woher er kommen könne. Und ohne seinen Hut abzunehmen, hielt er einen jungen Menschen an und fragte ihn nach der Uhr. „Vielleicht würden Sie mir auch das Datum sagen," fügte er mit leiser Stimme hinzu. Der andere stutzte. „Der neunundzwanzigste September ist", sagte er und machte, daß er davonkam.

So hatten sie ihn zwei Tage vor der Zeit entlassen. Ein sonderbares Geschenk war das eigentlich nach diesen zwei Jahren. Und nachdenklich ging er weiter. Schließlich stand er mit seinem Köfferchen, das er eng an sich drückte, auf der vordern Plattform eines elektrischen Wagens. Leute stiegen auf und sprangen ab, keiner beachtete ihn, das Gewühl auf den Straßen wurde immer heiterer und dichter. Lange folgte er mit den Blicken einem Handkarren, der an einer Ecke stand, ganz voll mit herrlichen Pfirsichen. Jeder konnte dort hintreten und sich für ein wenig Geld von den schönen Früchten kaufen. Er blickte in seinen Geldbeutel, in dem zusammengefaltet eine größere Summe lag. Er hatte sich wohl versehen — damals.

Vielleicht war der Wagen mit den Pfirsichen die Ursache, daß er am großen Marktplatz ausstieg und sich in einem der alten Gasthöfe, die dort liegen, ein Zimmer anweisen ließ. Er stieg mit dem Hausknecht die schmale, gewundene Treppe empor, auf der es nach Gemüse und nach ver-

schüttetem Landwein roch, und stand dann hoch, fast unterm Giebel, in einer einfachen Stube. Noch einmal wurde er gestört. Es war wieder der Hausknecht, keuchend, mit einem Anmeldezettel in der Hand. Johannes Abrecht füllte ihn umständlich aus und benutzte dabei, ohne nachzudenken, einen erfundenen Namen, den einer fremden Stadt und willkürliche Daten. Er merkte, wie ihm die Buchstaben fremder waren nach der zweijährigen Entwöhnung.

Dann ging er daran, seinen kleinen leichten Koffer auszupacken, und es wurde ihm seltsam zumute, als er die Wäschestücke herausnahm und die zwei Bürsten und die Seife und den Kamm und einen kleinen Spiegel und das Rasierzeug und alles, was da so sorgfältig zusammengeschichtet lag, wie für eine Vergnügungsreise von zwei Tagen. Dort im Hause war ihm nichts gelassen worden von dem Mitgebrachten. Unberührt hatte das Köfferchen siebenhundert Tage lang im Speicherraum gestanden, versehen mit einem Zettel, der eine Zellennummer trug und ein Datum.

Der träge Gedanke kam ihm in der Betäubung des neuen Tages, als sei nicht nur sein Koffer, als sei auch er diese ganze Zeit über beiseite gestellt gewesen, habe gewartet und keinerlei Existenz geführt, und als müsse es nun möglich sein, am gleichen Punkte das Lebensseil wieder anzuknüpfen.

War das so? Nein, das war nicht so.

12.

Er trat ans offene Fenster und legte beide Hände um das Eisen der niedern Balustrade. Drunten war freudiges Gewühl von Farben und Schällen. Der Platz zwischen dem alten, gezackten Rathaus und der ungleichen Häuserreihe, zu der sein Gasthof gehörte, war ganz bedeckt vom Durcheinander des Markttags. In der durchsonnten Kühle bewegten sich die Menschen heiter zu ihren Geschäften; von Früchten und Blumen und blättrigen Pflanzen leuchteten

alle Verkaufsstände, Freundlichkeit herrschte, Mangel war fern, und das Leben schien leicht.

Deutlich und nahe lag dies alles vor Johannes da und gleichwohl von ihm abgetrennt, nicht zu ergreifen, nicht als Realität, in die man mit wenigen Schritten gelangen konnte. Dies war die Welt, die wirkliche, dies war das Menschendasein, aber er hatte nicht teil daran, noch nicht. Wäre er die alte Gasthausstiege hinuntergegangen und hinausgetreten auf diesen sonnigen Platz, gewiß wäre dies alles vor ihm zurückgewichen, und in der Ferne hätte das heitere Getriebe weitergespielt.

Schöne Früchte waren da; welch gütiges, reiches Werk hatte die Sonne getan, während er selber vor ihr verbannt war. Solch eine schöne Frucht war aufgespeichertes, festgewordenes Sonnenlicht, das konnte er sich nicht kaufen — noch nicht! Da stand auch wieder ein Korb mit Pfirsichen. Ein Pfirsich, das war die Vollendung. Die Natur wollte einmal zeigen, wie groß und herrlich sie sei, und da brachte sie spielend das Köstlichste hervor: einen Pfirsich oder einen Schwan oder ein rosiges Stück Kristall. In der Schule, einst, hatte man ihn gelehrt, was das Wort Pfirsich besagte. Persische Frucht besagte es. Persien! Sein Traum von Meerfahrt, Fremde und südlicher Glut zog hinter Schleiern an Johannes vorüber. Noch durfte er die Hände nicht ausstrecken, um den Schleier zu zerteilen, aber die Stunde war nahe.

Er ermunterte sich und blickte gesammelter in die ausgebreitete Fröhlichkeit. Da sah er an einem der Verkaufsstände den Händler mit seinem Hunde spielen. Es war ein gesunder Mann von fünfzig Jahren, in einem wollenen Kittel und mit einer Wollmütze auf dem Schädel; der Hund ein kleiner lustiger Scherenschleifer, mit viel zu großen, hängenden Ohren und einem zu langen Schwanz. Er hatte sich an einem Gemüsekorb in die Höhe gerichtet, und der Händler neckte ihn mit einem Bündel Mohrrüben. Der Schwarze ging auf den Scherz ein, bald erhob er das rechte und bald das linke seiner kurzen Vorderbeine und patschte mit der Pfote drollig nach dem gelben Bund. Mit

einemmal aber warf sein Herr die Rüben fort, packte den Kleinen fest bei einem Ohr und lachte ihm mit seiner freundlichen Grimasse ganz nahe in sein schwarzes Gesicht. Da riß der sich los und fing an, aus Leibeskräften bellend und juchzend einen Freudentanz um den Verkaufsstand auszuführen.

Dies aber sah Johannes bereits nicht mehr. Wie er das Hündchen spielend die kurzen Vorderglieder bewegen sah, war mit einemmal der Schleier vor seinen Augen zerrissen, er wußte, was ihn noch von der Welt und von der Zukunft trennte. Er hörte jenes Knirschen auf dem Steinboden, er hörte jene mitleidlosen, unsagbar gemeinen Worte, er sah jene gelben Augen und sah jenen Mannsstiefel in seiner Drehung. Die Welt war wieder voll vom Pesthauch des böseſten, des untersten Menschen und Johannes' Blut wieder angefüllt mit dem ungeheuersten Haß und unbeirrbarer Rachgier. Kein Einwand, keine Überlegung, keine Voraussicht konnte standhalten vor diesem Stärksten, vor dieser Notwendigkeit. Eher mochte man ein Seil ausspannen, um das Meer zu dämmen.

„Ich werde ihn töten", sagte er vor sich hin. Zum erstenmal sprach er aus, was er seit Wochen wußte und wollte. Behutsam schloß er das Fenster und verriegelte die Tür, als könnte einer von draußen in seine Gedanken einbrechen. Dann ließ er sich in der Mitte der Kammer am leeren Tische nieder, stützte die Stirn in die Hand und begann ruhig, geordnet, zu planen.

13.

Am nächsten Tage hatte er ein ausführliches Gespräch auf dem Auswanderungsbureau. Von dort begab er sich nach dem Konsulat jenes südamerikanischen Staates und wurde von dem Beamten, einem deutschen Herrn in vorgerückten Jahren, höflich belehrt. Dann erst löste er seine Schiffskarte für ein nicht sehr entferntes Datum und ordnete auch das Nötige in dem Lagerraum, wo seine Habe verwahrt wurde.

Am Abend begann er seine Nachforschungen. Allein es bedurfte verschiedener und methodischer Streifzüge, um seine Tat unfehlbar vorzubereiten.

Nicht ferne von dem Zuchthaus, ein kleines Stück weiter draußen an der halberstellten Vorstadtstraße, befand sich die Wirtschaft „Zur Eintracht". Sie war der Erholungsort für das Wachtpersonal. Hier saßen die Wärter beieinander, bei Bier und Skat, aus dieser niedrigen und muffigen Schankstube, darin es ihnen wohl war, kehrten sie zurück zum korrekten Dienst oder zur feigen Befriedigung ihrer bösen Triebe. Abendelang umstreifte Johannes den Ort, zweimal auch kehrte er hier ein, trank unerkannt und still seinen Schoppen und hörte die einfältigen Reden der Kerkermeister. Nach diesen Reden hätten sie ebensogut Hutmacher sein können oder Steuerboten oder Zigarrenverkäufer.

Mit einer besondern Sorgfalt studierte er den Weg, der zum Gefängnis zurückführte. War man die Straße stadtwärts ein Stückchen hinaufgegangen, so bog zur Linken eine schmale Gasse ab, die zwischen der äußern Zuchthausmauer und einem langen, schwarzen Lagerschuppen hindurchleitete. Auf diesem Pfad gelangten die Wärter an den hintern Eingang zur Anstalt.

Johannes kannte die Tagesordnung des Hauses, auch den Turnus jener abendlichen Erholung im Wirtshaus hatte er rasch festgestellt, es galt nur das eine: den Verurteilten ohne Begleitung zu treffen. Um sicher zu gehen, lauerte er ihm probeweise auf.

Gegen die neunte Stunde war er in der Gasse. Er stand in der Türnische des Schuppens, eng in die Finsternis gedrückt, und wartete. Ein Stück von ihm entfernt brannte an einem Eisenarm, der aus der Zuchthausmauer ragte, trüb eine Öllaterne. Jeder, der sich von der Straße her näherte, war deutlich zu erkennen. Ein Wärter kam bald, ein großer hagerer Mann: wie er unter dem Lampenlicht hindurchschritt, unterschied Johannes den freundlichen und ernsten Ausdruck seines langen Gesichts.

Warum konnte der nicht mein Kerkermeister sein, dachte er ruhig, dann läge jetzt nicht der furchtbare Druck auf meinem Herzen. — Der Mann ging stetigen Schrittes vorüber, dort an der Pforte läutete er, ihm wurde geöffnet, und die Tür fiel zu.

„Ja, den hätte ich nicht töten müssen", sagte der Lauscher vor sich hin. Er dachte dies mit einem stillen Bedauern über das ihm selbst auferlegte Schicksal, aber ohne jedes Mitleid mit dem Verdammten. Was er vorhatte, war ja nicht das Ergebnis eines Entschlusses, der auch zu ändern war; hier gab es keine Wahl. Jener Mensch, der unnennbar Böse, er stand zwischen Johannes und der Welt. Es war nicht möglich, auch nur einen Schritt in das Dasein hinauszutun, ehe diese Wand niedergerissen war. Eigentlich stand sie gar nicht außerhalb, diese Wand, sie war nicht ein Stück Mann, das unter dem freien Himmel aufragte, sie stand in Abrechts Blut als ein furchtbar dicker Klumpen oder Knollen von Haß und Ekel und Verachtung. Ihm war es all die Tage, als lebe er nur auf Bedingung und Frist, als sei ihm nur eben so viel Kraft gelassen, um die Tat zu tun, und als werde er erst dann, wenn der Klumpen zerstört und fortgewaschen sei, frei wieder atmen und schlucken und wollen und lieben können, als werde erst dann wieder sein Blut ruhig und milde durch den ganzen Körper kreisen.

Ihm fiel ein, wie ehemals daheim einer seiner Schulkameraden schwer krank gewesen war; der Arzt hatte von einer Blutvergiftung gesprochen und hatte dem Buben eine Silberlösung durch die Adern geleitet, da war er genesen. Johannes erinnerte sich deutlich an den Eindruck, den ihm das damals gemacht hatte; wie in seiner Vorstellung ein mattschimmernder, kühlender Silberstrom jenem durchs Blut floß und alle giftigen Keime sanft mit sich fortnahm und tilgte. Ja, so würde auch ihm zumute sein, wenn die Tat vollbracht war.

In diesem Augenblick sah er sein Opfer kommen. Kurze, stampfende Schritte bogen in die Gasse ein, und schon erblickte Abrecht dort unter der Laterne, für einen Augen-

blick hell beleuchtet, das platte, gemeine Gesicht, die Augen, den Schnauzbart, die Kinnladen. Rasch kam er näher, ahnungslos und singend. Johannes hörte die Worte eines Gassenhauers in der furchtbaren Stimme.

„Es braucht ja nicht grade Flanell zu sein", sang er und war an Abrechts regloser Person schon vorüber.

„Es kann ja auch eventuell sein", hörte Johannes noch. Ein Lachen packte ihn über die Sinnlosigkeit dieses Textes, den der bösartige Dummkopf gewiß entstellte; voll Hohn und Haß und triumphierender Wollust lachte er laut los, weil der da in vergnügter Stumpfheit so Schulter gegen Schulter an seinem eisernen Schicksal vorüberstreifte.

Es läutete da hinten, es ward aufgetan, und dumpf donnernd schlug hinter dem dort die Pforte zu.

14.

Am andern Morgen fuhr er mit der Kleinbahn hinaus. Es ging erst durch die häßlichen Siedlungen der Bannmeile, dann eine schwache Stunde durch freundliches, welliges Land. Er verließ den Zug und schritt auf der Landstraße gegen Hochberg.

Herbstlich braun und verlassen lagen die Felder in der klaren Luft; Johannes schritt fast behaglich aus in seiner dunklen, wärmenden Kleidung. Nicht lange und er stand an der Stelle, wo sacht aufwärtsführend die Seitenstraße nach Hochberg abbiegt.

Hier war es, dachte Johannes Abrecht, und blickte auf das leere, schweigende Feld, auf die Bodenwelle, die damals voll von reifem Korn gewesen war, und an der sich sein Schicksal entschieden hatte.

Wäre ich ein Stündchen später gegangen, dachte er, mein Leben würde sich nicht verändert haben. Oder hätte ich einen andern Weg genommen, oder wäre es weniger heiß gewesen, oder hätte das Kind daheim Kartoffeln schälen müssen. An solchen Umständen hängt nun ein Dasein. Ein Zufall alles, ein Zufall bös und gut!

Aber während er so dachte und auf die verschiedenen Stoppeln hinsah, da wußte er auch schon, daß es töricht war, von Zufall zu sprechen. Es war ja gar nicht möglich, jenes Ereignis und diese zwei Jahre in Gedanken zu tilgen, sein Leben war magisch gewiesen, magisch gebogen worden, nach dunkler gewaltiger Satzung. Hatte er denn auch nur die Fähigkeit, das Geschehene anders zu wünschen, sagte nicht ein geheimer Instinkt in seiner Brust Ja und Willkommen zu jeder Wandlung, zu jedem Geschick? Erlebte er nicht gefaßt und bejahend seinen Fall und seine Strafe, den Kerker und die neue Freiheit, das Heimatloswerden und die Grüße des Unbekannten? Willkommen Bös und Gut!

Doch nicht willkommen! Eins nicht: nicht der Abgrund des Herzens, nicht das Gemeine, nicht das Grausame, nicht der hämische Teufel, nicht der, der den Wehrlosen martert! Alles, alles, alles ist hinzunehmen, ist zu ertragen, ist gutzuheißen, alles läßt sich umfassen mit Freundschaftsarmen, alles sich einschließen in eine schicksalbereite Brust: tiefer Sturz und Elend und Hunger und Schmerz und Verlassenheit und Verlorenheit und Verstoßenheit, aber dies nicht, jener nicht, er nicht! — Vor Johannes' Augen wallte roter Dunst auf. Er sah die Stelle seines Schicksals nicht mehr, sie war ihm nichts mehr.

Er machte sich frei und schritt den Weg nach Hochberg hinauf. Im Orte fragte er nach dem Hause des Bauern und ging durch die Straßen, von niemand beachtet. Wenige hatten ihn hier gekannt, und die Menschen vergessen. Bald stand er vor dem Hof, der nicht besonders stattlich war und nicht ärmlich.

In der Stube saß der Bauer am Tische. Johannes nannte seinen Namen, ohne Erregung, aber auf einen übeln Empfang gefaßt. Es geschah jedoch nichts. „Ja", sagte der Mann nur, „was ist denn?"

Johannes trug mit kurzen Worten seine Frage vor.

„Ja", sagte der Bauer und war noch immer nicht aufgestanden, „da weiß ich nicht . . . Die Geschichte ist ja vergessen, es wär' vielleicht nicht gut, wenn man da wieder

anfinge. Und zu Ihrem Amt werden Sie ja auch nimmer kommen?"

„Nein, freilich", sagte Abrecht und blickte auf den ruhigen Mann. Wo war dessen Zorn hin, der ihn in die Verbrecherzelle geschleudert hatte? Zwei Jahre waren die Ewigkeit. War einer noch der gleiche Mensch nach zwei Jahren? Er selber fühlte ja nichts beim Anblick des einstigen Feindes.

„Möchten Sie die Johanna sehen?" fragte der nun, „ich kann sie Ihnen rufen." Er stand auf und ging über den Hof zum Eingang des Schuppens; Johannes sah durchs Fenster, wie er dort stehenblieb und ins Tor hineinsprach.

Johanna hieß sie. Das hatte Johannes Abrecht vergessen gehabt oder niemals gewußt. Aber nun schien es ihm, als könne schon dieser Namensgleichheit wegen gar keine Verbindung zustande kommen. Es war gewiß nicht vernünftig, aber irgendwie schien ihm die Unmöglichkeit durch diesen Umstand besiegelt. Dies war ihm nicht bestimmt.

Das Mädchen trat ein mit dem Vater. Abrecht hätte sie schwerlich wiedererkannt, sie wäre ihm vermutlich nicht einmal aufgefallen in einer Schar von anderen. Er sah ein hochaufgeschossenes Ding, nicht hübsch, nicht häßlich, auch nicht besonders braun von Haut nun im Herbste, während seine Erinnerung sich doch gerade an dieser Gebräuntheit solange festgehalten hatte. Verlegen stand sie da, blickte seitwärts, und legte ihre Hand in die seine.

Er sprach: „Ich möchte Sie um Verzeihung bitten wegen damals, Fräulein Johanna."

Sie wußte ganz offenbar nichts zu sagen und murmelte schließlich, halb unverständlich:

„Es war nicht so schlimm."

„Ich habe Ihrem Vater schon gesagt, daß ich gern alles an Ihnen gutmachen möchte. Ich habe gefragt, ob er doch vielleicht will, daß wir uns heiraten."

Sie blickte ihn zum erstenmal an, auch sie hatte ihn ja niemals recht gesehen, und wunderte sich wohl über das ernste, schmale Männergesicht. Dann murmelte sie:

„Ich weiß nicht, Herr Abrecht . . . Die Leute haben's schon beinahe vergessen!"

„Es ist auch noch ein anderer da, der sie heiraten will", sagte der Vater von seinem Stuhl her, „sie ist bloß noch zu jung, erst siebzehn."

„So", sagte Abrecht, „da wünsche ich Glück. Es ist schön, daß ich Ihnen doch nicht Ihr Leben verdorben habe. Ich habe viel an Sie denken müssen, Fräulein Johanna — dort."

Sie ließ nun die Augen fest auf ihm haften. „Haben Sie's sehr arg gehabt?" fragte sie leise.

„Ach nein", sagte er vage. Und dann brachte er, völlig frei nun und mit seinen Gedanken schon kaum mehr in dieser Stube, sein andres Anerbieten vor, nannte die Summe und fragte zweimal, ob dies so recht sei. Johanna schaute ihn neugierig und ein wenig töricht an bei seinen Worten; aber der Vater ließ sich alles mehrmals auseinandersetzen, ohne Dank und ohne Erstaunen, so als handelte es sich um eine Sache, auf die er lange mit Anspruch gerechnet hätte. Als dies erledigt war, stockte das Gespräch.

„Die Frau und mein Sohn sind in Lengenau auf dem Markt", sagte der Vater endlich. „Aber mögen Sie nicht einen Kaffee, Herr Abrecht?"

Johannes lehnte ab, allein das Mädchen war schon draußen, froh offenbar, daß die Situation sich auflöste. Nach wenigen Minuten kam sie zurück, mit Kannen und einer Tasse und mit einer Art von sehr weißem Brotkuchen, einem dicken, duftenden Laib. Johannes aß und trank, und die beiden sahen ihm zu. Gesprochen wurde fast nichts mehr, denn man hatte sich nichts mehr zu sagen.

Schließlich zog Abrecht sein Fahrplanheft aus der Tasche. „Wenn ich Sie hinfahre, dann kriegen Sie noch den Zug um drei Uhr sechzehn", sagte der Bauer. Wieder versuchte Johannes abzulehnen, mit ein wenig trübem Spott im Herzen. Aber wieder war der Bauer schon auf dem Weg, um einzuspannen.

„Vater, ich fahr' mit", rief ihm die Tochter nach.

So fuhren sie denn zur Station; vorne rauchend der Mann, neben ihm das Mädel, auf der hintern Bank Johannes, ganz allein, wie ein Herr. Er blickte auf den Rücken des Bauern, auf den schmäleren der Tochter im Umschlagetuch und auf ihren mit gelben Blumen geschmückten Hut, den sie ihm zu Ehren aufgesetzt hatte, und der tellerartig und ungeschickt ganz oben auf ihrem Kopfe schwankte.

So fuhren sie durchs Dorf, so fuhren sie die Zweigstraße hinunter. Sie kamen zur Kreuzungsstelle, sie kamen zu jenem welligen Feld. Aber weder Vater noch Tochter blickten nach dem brachen Stück Land hinüber, das ihnen gehörte, und Johannes, der nun in seinen Gedanken vorgeneigten Hauptes dasaß, merkte erst lange Zeit später, daß sie vorüber waren.

15.

Um fünf Uhr war er wieder in seinem Gasthof, um acht machte er sich durch die Dämmerung der Straßen auf seinen Weg. Er spürte den mildkühlen Abend nicht, er sah nichts von dem Treiben der Menschen, die ihrer Berufslast ledig sich auf Genuß oder Ruhe freuten. Er wanderte zu Fuß die weite Strecke, um seinen Gliedern Beschäftigung zu geben, und mußte sich zügeln, um nicht nach dem Ziele zu rasen.

Alle die Tage ja hatte er sich gezügelt und bezwungen, hatte er die in ihm wühlende Glut zugeschüttet und niedergehalten, um mit Fassung das Notwendige zu ordnen. Nun aber, da er der Flamme ihren Raub freigab, da sie aufzüngeln und verzehren durfte, nun bedeutete jeder Augenblick des Wartens Krampf und Qual. Nun war sein Körper nichts andres mehr denn ein Gefäß der Rache, sein Auge nur spähende Angel, seine Hand nur sichere Waffe und Tod. Ein peinvoll sehnendes Verlangen war sein ganzes Ich. So giert der vom Schmerz Gefolterte nach dem Ende seiner Not, so der rasend Verliebte nach dem einen Leibe, so der Verschmachtende im kochenden Wüstenbrand

nach dem Trunk, der nicht kommen kann. Sein Trunk aber war bereit, er war ihm gewiß, dies tobende Fieber war zu stillen, und die Stillung war nahe.

Nun rannte er doch und war an seinem Ziel, lang ehe es klug war, dort zu sein. Aber schon deckte die frühe Nacht ihn völlig zu, reglos stand er in seiner Nische, und endlich beruhigte sich auch sein Atem und sein tobendes Herz, so daß er in die Stille hinaushorchen konnte. Niemand ging vorbei, traurig stand die Gefängnismauer, die Laterne schimmerte öd'.

Abrecht fühlte in seiner Tasche nach dem griffesten Messer, und wie die Hand es fand, wußte er auch schon, daß er es nicht gebrauchen werde. Kein Drittes sollte zwischen seinem lebendigen Ich, das sich rächte, und jener Fratze stehen, nichts, auch kein Eisen.

„Ich erwürge ihn", sagte er flüsternd vor sich hin. Er ballte im Finstern die rechte Faust mit aller Kraft, die ihn erfüllte. „Ich bin stark, einen Steinblock könnte ich zerspalten", sprach er wieder, aber er wußte nicht, ob seine Lippen die Worte ausgebildet hatten.

Ihm fiel ein, daß er nun seinen Plan doch nicht befolge. In seinem Zimmer am Markt lagen die Gegenstände zur Vermummung, lag ein falscher Bart, den er sich vorsorglich beschafft, lag überdies eine Larve aus schwarzem Stoff. Aber wäre auch beides nicht einfach vergessen gewesen, er hätte es doch nicht brauchen mögen. Er stand seinem Schicksal gegenüber am großen Tag, am Tag der Erfüllung, er hätte ihm nackt gegenüberstehen mögen.

Mit wilder Klarheit horchte er nach rückwärts in die Zeit. Als spräche die gemeine Stimme an seinem Ohr, ihm geradewegs ins Hirn hinein, so hörte er sie:

Dir wird man's beibringen, dich zu amüsieren, du Sauigel. Dir wird man dafür tun. Marsch, putz es auf . . . Und das Knirschen.

Da kamen Schritte in die Gasse, wirr und ungleich. Und Abrecht sah beim Laternenschein zwei der Zuchthausbeamten redend miteinander nach Hause gehen.

Er erblickte den mit dem langen menschlichen Gesicht und einen Unbekannten. Sie waren vorüber, läuteten, verschwanden.

Wenn nun auch jener nicht allein kam! Wie leicht war dies doch möglich, trotz aller Voraussicht. Nein, es schien nur möglich, es würde nicht sein. Die ungeheure, unwiederbringliche Anspannung dieser Stunden, nie und nimmer konnte sie verloren sein. So wurde nicht verschwendet in der Welt!

Von diesem Augenblick an stand er in völliger Festigkeit da, in der Stille des Todes, und harrte. Er war ein eiserner Muskel, nichts anderes mehr, und völlig, völlig bereit.

16.

Er kam. Der Schritt erklang, den Johannes aus öder Kerkerzeit kannte, gehackt, hart und feindselig. Ja, da kam er, allein. Johannes sah ihn unter der Laterne hindurchgehen, nun hatte er noch zwanzig Schritte zu tun, nun noch fünf. Johannes stand und war ein Werkzeug, eine Zange, bereit zu schnappen und zu packen. Ja, nun hatte er ihn, gelobt sei der Himmel, endlich, endlich!

Mit einem Ruck, einem Sprung war er aus dem Versteck heraus, hatte mit seinen beiden Händen den Feind an der Kehle und riß ihn herum. Der wollte aufschreien im grausigen Schreck, aber der Laut ward ihm hinuntergepreßt, er schlug um sich, wollte greifen, wollte treffen, aber die steinernen Fäuste hielten ihn würgend in der Entfernung, und seine kurzen Arme hieben die Luft. Die Uniformmütze war zu Boden gefallen, der Schein der Laterne fiel grell auf das kurze Haar, das sich borstig zu sträuben schien, und auf das verzerrte Gesicht.

Und Johannes sah ihn. Wohl war seine ganze Kraft in der Klammer seiner Fäuste versammelt, aber sein Auge blieb klar, und sein Geist erkannte, in finsterer Ruhe.

Schweigen herrschte. Kaum drang ein Gurgeln aus der Kehle des Menschen, ein Piepsen gleich dem einer Maus, gleich dem eines ganz kleinen Tiers war alles, was er her-

vorbrachte. Sein kleiner Mund stand offen als ein rundes Loch, und zwischen den spitzigen schmutzigen Zähnen bewegte sich rastlos, eilfertig die Zunge. Die flachen Augen aber, sie traten hervor, sie hingen hervor, es war als müßten sie überlaufen und ausrinnen in der nächsten Sekunde. Johannes sah das alles, er sah den Menschen da vor sich schwanken, wanken, er wußte, daß Ohnmacht und Ende nur noch das Werk einer kürzesten Spanne sei, und daß seine Kraft wohl genüge, um dies Ende zu erreichen. Nein, er würde nicht erlahmen. Hier stand, mit den Fäusten an der Gurgel des Bösen, mehr als ein einzelner Mensch, der sich rächte.

In Johannes' Herzen war lastende Stille. Der Druck, der ungeheure, schmerzhafte Druck, der Drang nach Erlösung durch die rächende Tat, er war noch immer da; um ihn abzuwerfen, brauchte es Tod, letztes Röcheln, letzte Zuckung. Diese wilde, dumpfe Sehnsucht war es, die seinen würgenden Fäusten die Kraft gab. Ja, nun hieß es, zu Ende pressen, nun hieß es abschließen, nun hieß es töten.

Und da fing Johannes an zu reden. Über die ausgereckten Rächerarme hinweg sprach er dem andern in seine gemarterte Fratze hinein, mit klarer, kalter, gebändigter Stimme, und hörte sich selbst in seltsamer Fremdheit.

„Habe ich dich, habe ich dich, du! Weißt du, wer ich bin? Du mußt sterben. Siehst du, was ich mit dir tue? Mit meinen Fäusten presse ich dir das Leben aus. Nur ein paar Augenblicke lebst du noch, und die sind schrecklich. Aber lange nicht schrecklich genug. Denn du bist ja ein Teufel, das unterste gemeinste Geschöpf bist du! Ein Stück Schuft, so grausig, so scheußlich, daß es keine Strafe für dich gibt. Totwürgen ist ja nicht genug, nichts ist genug für dich. Jedes Glied müßte man dir einzeln zerbrechen, die Haut müßte man dir in Riemen zerschneiden, das Fleisch müßte man dir mit Zangen herausreißen, du Quäler, du Henker, du feiger, gemeiner Schinderknecht! Was haben sie dir getan, die dort büßen? Was habe ich dir getan? Meinst du denn, du Teufel, es gäbe in dieser Welt gar keine Gerechtigkeit, meinst du denn, dir ginge alles so hin?

Aber du bist am Ende. Du hast zuviel getan. Du bist ja gar kein Mensch, du bist ja die Schlange, du bist ja alles Elende und Schlechte in der Welt, von deinem Pesthauch, du Stück Aas, ist ja die Welt voll, man kann ja nicht mehr atmen, solang du noch da bist! Aber ich lösch' dich aus, ich würge dich ab, du darfst nicht mehr sein!"

Er mußte sich nach vorwärts beugen und merkte, daß der andere in die Knie gebrochen war. Er lag da vor ihm, das purpurrote Gesicht in viehischer Verzweiflung nach oben gewendet, die Augen verdreht, halb gebrochen schon, den lechzenden Mund offen mit weit hervorleckender Zunge. Johannes sah ihn, unerschüttert, ungerührt, ja mit steigender Wut. Er versuchte, den Druck seiner tödlichen Fäuste noch zu verstärken, alle Gewalt des Hasses, der Verachtung, der überstandenen Leiden preßte er in sie hinein. Und niedergebückt spie er seine Worte gegen die sterbende Larve, nun nicht mehr klar, nun nicht mehr gebändigt, sondern mit einer unmenschlichen Stimme, die kreischte und umschlug.

„Kennst du mich noch, du, kennst du mich noch, oder bist du hinüber? Augen auf, sieh mich! Ich bin's, den du gemartert hast, und der dich nun abtut! Ich, der Sträfling aus der Zelle dreiundneunzig! Weißt du noch, die Vögel, die Singvögel? Ja, ich habe sie singen hören, die kleinen Vögel, ja, mich hat das gefreut, mich, der dich jetzt ermordet, hat das gefreut. Und da bist du hingegangen und hast mir die Luke zugeschlagen, und weil man's doch noch gehört hat, bist du zum Direktor gelaufen und hast mich in ein anderes Loch gesperrt. Und du hast mich gestoßen, und du hast mich gepufft, und du hast mich angeschrien, und du hast mich ausgehöhnt, und du hast mir das Essen hingeschmissen, und du hast mich beschmutzt, und du hast mich geplagt und gefoltert — mich, einen wehrlosen Mann, einen wehrlosen, wehrlosen Mann. Da, verrecke, da würge, da schnappe nach Luft, nach deinem letzten Maulvoll Luft! Da, da, da, spürst du mich? Aber du sollst auch genau wissen, wofür du stirbst. Soll ich dir's sagen? Für einen Käfer stirbst du, für einen kleinen Käfer ... War ich denn

nicht ein armer, armer Mensch? Ich hatte ja nichts auf der Welt. Ich war ja nahe daran, verrückt zu werden. Noch einen Tag oder zwei, und ich wäre gewiß verrückt geworden. Und da kam eine kleine Freude für mich, eine Rettung. Was war's denn für eine Freude, du? Ein Käfer war's, ein Insekt, ein Ding so klein, kaum zu sehen. Und das hatte ich lieb, und auf das freute ich mich, und mit dem spielte ich und sprach ich und brachte es fertig, daß es mich kannte, und dieses armselige Ding war meine ganze Welt, das war mein alles — ich armer, armer Mensch! Und das hast du mir genommen, das, das hast du auf den Boden geschmissen und hast es zertreten mit deinem gemeinen dreckigen Mannsstiefel! Ist so etwas möglich, ist so einer wie du geschaffen von Gott, darf der leben? Nein. Der muß weg. Dem sein Atem muß still sein. Da gib ihn her deinen Atem, den letzten ..."

Und immer die Marmorfäuste um die Gurgel des verlöschenden Henkers, zischte er ihm in grausiger Nachäffung mit dessen einstigem Tonfall ins Gesicht:

„Was hast du denn da? Gib's her, was du hast. Dir bringt man's noch bei. Da, putz es auf!"

Mit einemmal aber, mitten im Donner und Dunst seiner Rache, geschah das Große mit Johannes Abrecht, das Göttliche geschah mit ihm. Er sah, wie der Mensch da unter ihm in seiner Agonie schwach, bewußtlos, versinkend, seine beiden Arme bewegte. Er sah diese beiden kurzen Arme hilfeheischend, gnadeflehend, mit unsicheren, armseligen Bewegungen sich rühren, zwei Taster eines vergehenden Wesens. So winkt ein krankes Kind verlangend mit den Ärmchen, so regt eine kleine unbewußte Kreatur die dünnen Glieder.

Durch Johannes' Hirn und Leib und Hände ging ein Strom, ein milder, lösender, erlösender Strom. Sein Griff lockerte sich und gab frei, seine Muskeln alle spannten sich ab, durch seine Brust wehte es wie kühle Luft von Meer und Sternen. Und während der Mensch drunten lautlos nach vorne sank, richtete sich Johannes empor, er atmete tief, ein Zucken wie von Weinen oder Lächeln lief über sein

mageres Gesicht, er lehnte sich aufrecht an die Gefängnismauer.

So stand er, die todbringenden Hände flach auf die eigene Brust gepreßt. Nur wenige Augenblicke stand er so, Augenblicke, die eine unbestimmbar kurze oder lange Zeit für ihn währten, und eine unfaßbar mächtige, milde Erneuerung durchströmte mit ihrer Silberflut sein erlöstes Ich. Er vermochte nicht zu denken, später, später würde er denken können, er gab sich hin und wurde durchwallt und wurde geheilt, und ein Glück ohne Namen war sein, Erleuchtung, Befreiung und Barmherzigkeit.

Er öffnete seine Augen und beugte sich nieder zu dem, der da auf dem Antlitz lag. Sanft nahm er ihn bei den Schultern und richtete ihn auf. Die Brust des Mannes hob sich, seine Züge, bei noch geschlossenen Lidern, waren in Regung. Johannes kniete neben ihm nieder, lehnte den schweren Leib in seinen Arm und blickte den Zurückkehrenden an. Das öde Licht der Laterne beschien ihn.

Abrecht hielt diesen Körper mit Händen, die sich nicht erinnerten, er sah diesen Mann mit Augen an, die ihn nie gesehen hatten. Ein armes seltsames Mündchen stand halb offen in diesem Gesicht, ein Kindermündchen mit kleinen spitzen Zähnchen, dessen untere Lippe wehmütig herabhing.

Er begann mit vorsichtigen Fingern die Schläfen des Mannes zu massieren, während sein linker Arm ihn stetig stützte. Und nach wenigen Strichen schon öffnete jener die Augen. Sie waren trübe, sahen noch nichts und schlossen sich wieder. Er gurgelte und röchelte. Johannes fuhr fort in seiner Mühe, langsam, methodisch, genau, als wäre er allein auf der Welt mit diesem Erwachenden, als führte nirgendwo ein Weg in die Straßen der Menschen. Manchmal nur mußte er innehalten und aufatmen, um einer Glückseligkeit Herr zu werden, die ihn schwach machen wollte.

Und plötzlich merkte er, daß jener ihn ansah, daß das Leben völlig in ihn zurückgekehrt war. Er fühlte einen Widerstand im ganzen Leib des Gekräftigten, er ließ ihn los, stand langsam auf und trat ein wenig zurück. Im

Blick des andern erkannte er die Todesangst, gerne hätte er ihn beruhigt, ihn getröstet, aber er wußte, daß dies nicht sein konnte, und ließ ihn lächelnd, verzichtend, gewähren.

Da erhob auch jener sich mit Wanken. Er lehnte sich drüben an die Mauer des Schuppens, immer weit offenen Blicks, die Hände hinter sich gespreizt. Und so begann er, sich davonzutasten, immer noch gewärtig, sein Überwinder werde ihm folgen, schob er sich langsam davon, in der Richtung der Pforte. Da ging auch Johannes hinweg, sinnend, versunken, noch seines neuen Zustands nicht mächtig — in der Richtung der Welt.

17.

Wohl wendeten sich, während er dahinging gegen die Mitte der Stadt, seine Gedanken auf den Zurückbleibenden, mit sanftem Erbarmen und mit der Freude, daß jener noch lebe. Keine Sorge mischte sich hinein, der andere könnte ihm nachsetzen lassen, ihn verfolgen, verhaften. So würde der Schicksalsabend nicht enden. War's aber auch anders, er würde es hinnehmen, nichts konnte das ändern an dem himmlischen Ertrag dieser Nacht. Ohne Furcht ging er dahin und wußte doch nicht, wie ganz er geschützt war.

Denn der andere, angelangt bei dem kleinen Tor und eingelassen in sein Logis, dachte wahrlich nicht an Verfolgung. Zitternd, frierend, legte er sich nieder. Er ließ sich von seiner Frau einen Tee aufgießen, sie brachte ihn brummend ans Bett und sah jetzt erst sein armselig verstörtes Gesicht. Sie befragte ihn, ohne Eindringlichkeit freilich; denn sein Ergehen berührte sie wenig. Er aber wagte nicht zu erzählen. Noch war es ihm, als könnte das Schreckliche wieder aufstehen und dasein, wenn man es nannte, schon fühlte er wieder die Steinfaust an seinem Hals und grub sich unter die Kissen, hier in seinem Bett noch von Angst und Grausen geschüttelt.

Erst spät in der Nacht, als er aus dem Schlaf mit Schreien auffuhr, gab er eine Erklärung. Aber wie die

Frau nun anfing, sich gegen den Missetäter zu empören und keifend verlangte, man müsse ihn fassen und strafen, da wehrte er ab, voller Entsetzen, und seine Knechtshände spreizten sich im Flackerlicht der Kerze.

„Nein, nein!" schrie er, „wenn sie ihn fangen, dann kommt er wieder zu mir und bringt mich um in der Zelle!" Und er ließ die Frau schwören, daß keiner von ihr das Geschehnis erfahren werde. Um Ruhe zu haben, versprach sie es.

Am nächsten Tag blieb er krank, unfähig aufzustehen. Er schlotterte, wenn sich vorm Fenster die Blätter der Ulme bewegten, von der man hier die untersten Äste sah. Er schrie auf, wenn die Tür ging und seine Frau hereintrat oder der Anstaltsarzt. Und auch als er nach wenigen Tagen das Bett verließ und sich anschickte, wieder Kerkermeister zu sein, blieb er verwandelt. Er fürchtete sich vor seinen Gefangenen, er wagte kaum mit einem allein zu bleiben und fuhr zusammen, wenn eine Schlafpritsche, die er selbst losschloß, rasselnd niederfiel in ihr Scharnier.

Bald wurde es klar, daß er dem Dienst nicht mehr gewachsen war. Die Verwaltung, der er als ein pflichttreuer Beamter galt, bemühte sich und fand einen Posten für ihn in dem Armeemuseum des Landes. Dort ging er nun umher, stumm und ängstlich, zwischen den Zeichen verschollenen Ruhms und den Werkzeugen einer Roheit, deren Form sich gewandelt hat. Der Dienst war leicht, und er hatte mehr freie Stunden als ehemals, aber dies wurde ihm nicht zum Heil. Es war keine Freude für ihn, frühzeitig heimzukommen in die noch engere Dienstwohnung, die ihm nun zustand. Denn seine Frau, lieblos und hämisch schon zuvor, war voller Mißmut und Bitterkeit gegen diesen Mann, der nun auch sein einziges, seine militärische Forschheit, verloren hatte, der übellaunig und schreckhaft bei ihr saß in dem ärmlichen Gelaß, und dessen Gegenwart sie daran hinderte, die maulfertigen Treppenstunden mit den Nachbarinnen auszukosten, die ihr Vergnügen gewesen waren.

Sie zürnte ihm auch, weil sein Gebrechen sie nötigte, auf den Pfennig zu sehen. Denn die neue leichtere Stellung war geringer bezahlt und sein Nebenverdienst nicht der Rede wert. Was sich in dieses Heeresmuseum hineinfand, das waren nicht Leute, die freigebig Trinkgelder verteilten: das waren halbwüchsige Kinder aus den Schulen, entweder rudelweise mit ihren Lehrern oder ohne Aufsicht in kleinen Trupps, sehr bereit, Unfug zu stiften; das waren Kleinbürger und kleine Beamte, deren Kümmerlichkeit sich an den Flecken alten Blutes und an den großen Worten der Fahnentücher erregten, oder Soldaten mit ihren Dienstmädchen. Kam aber je einmal ein ansehnlicher Fremder, der mit wachen Augen an dem Gloriengerümpel vorüberschritt, und erbat der sich Bescheid, so gab dieser Wächter eine konfuse, kurze und unfreundliche Antwort, die allzu deutlich merken ließ, daß er nichts wußte. Da ließ ihn denn der Besucher mit einem Kopfnicken stehen, und der Armselige schlich weiter durch die frostigen Säle, unter den bunten Fetzen von Standarten und Fahnen hin und zwischen all dem rostigen Blutgerät: Partisane, Kartaune und Morgenstern.

18.

Johannes Abrecht war weit fortgelangt gegen die innere Stadt hin und fand sich wieder auf einer Bank mitten in den gepflegten Gartenanlagen eines großen, heiteren Platzes. Es war einer der gedämpft schönen Tage, mit denen die gute Jahreszeit Abschied nimmt, und viele Menschen waren noch wach und genossen den Abend. Auf den Sandwegen um Johannes her war es still, vereinzelte Paare nur bewegten sich mit Flüstern, aber draußen an den Straßen, die um den Gartengrund liefen, saßen die Leute im Freien vor den Restaurants mit bunten Getränken vor sich und plauderten und lachten. Das klang schön aus der Ferne, zumal melancholisch munterer Geigenton von irgendwoher alle die Stimmen begleitete und verklärte. Die weit herausgestellten Leinwandmarkisen der Restau-

rants und die seltenen großblättrigen Pflanzen der Anlage gaben dem Platz etwas Fremdländisches, Entrücktes, und fremdländisch innig und glühend war auch die Smaragdfarbe des kurzen, dichten Rasens, den von hohen Masten draußen die Bogenlampen mit ihrer unwirklichen Flamme bestrahlten.

Johannes saß und blickte vor sich hin, und Friede war in seiner Brust. Er war einen ungeheuer weiten Weg gegangen, er stand an einem Ziel zu kurzer, wonnevoller Rast, die süße Mattigkeit eines lang Gequälten, nun Erlösten, füllte sein Herz, und der silberne Klang der entfernten Violinen und der Schimmer des weichen Rasens floß damit zusammen. Er sah hin über die kleine, unirdische Wiese und mußte lächeln, und einige schöne Worte kamen ihm in den Sinn, ein Vers wohl, den er aus der Kinderzeit wußte:

„Hier weidet der Friede seine weißen Lämmer."

Er saß und ruhte. Die Nacht schritt vor, die Stimmen von draußen wurden spärlicher, einzelner, das Musikgetön war verstummt, ohne daß er es merkte, das Licht von manchen Masten verlosch, über das smaragdene Gras legten sich die braunen Schatten, ein kühler Atem durchstrich die Gebüsche.

Was ist mit mir geschehen heute abend, dort in der Gasse, dachte Johannes Abrecht, und richtete sich in die Höhe, was war das für ein Augenblick? Ich werde es nie mehr wissen. Es ist etwas, das sich meinen Gedanken ganz entzieht, ich habe ja auch niemals gelernt zu denken. Aber wäre ich auch gelehrt und weise, ich könnte es doch nicht mehr zusammenbringen, denn es liegt wohl außerhalb aller Worte und oberhalb der Vernunft.

Was ist es gewesen? Ich haßte ihn und wollte ihn töten, da hob er seine Arme und bewegte sie so ... Und da habe ich alles verstanden. War es, weil er seine Arme so bewegt hat, daß ich an den Goldenen denken mußte? Ja, auch darum. So hat der Goldene seine braunen Glieder geregt, wenn wir zusammen gespielt haben. Und dann hat der Wärter ihn zertreten. Aber das war es nicht allein. Wie

er seine Arme so bittend hob, da sah er auch aus wie ein kleines Kind in seinen Kissen. Gewiß habe ich das auch so gemacht, früher, zu Hause, als ich klein war. Wir sind ja alle gar nicht so sehr voneinander getrennt, wie wir immer glauben, wo ist denn die Grenze? Wer will sich da vermessen, zu scheiden und abzusondern und zu sagen: so ist der, und so ist das, und dies ist gut, und jen's ist schlecht? Ja, solch ein Gefühl ist es ungefähr gewesen, was dort in der Gasse mit einemmal in mich eindrang und was mir so lind und mild durch die Adern rann wie erlösendes Silber. Aber es war noch etwas Besseres und Größeres, glaube ich, nur läßt sich's nicht sagen.

Der Wärter war einmal ein kleines Kind und in dem Augenblick, als er sterben sollte, da war er's wieder, und für das, was dazwischenliegt, kann er nichts. Er weiß wahrscheinlich gar nicht, daß er bös ist und grausam, und meint, er tue das Rechte. Und der kleine Goldene, der mich getröstet hat in meiner Zelle, er ist ja auch nicht bloß zum Trost und zur Schönheit da, und ich weiß ganz gut, daß er sich sonst nicht von Blumen ernährt, die ihm einer bringt, und daß er nicht geduldig in einem Wasserkrug sitzt, sondern daß er die kleineren Käfer jagt, und daß er Raupen frißt und winzige Schnecken und wehrlose, nackte Würmer, und ich, wer bin denn ich, daß ich urteile: dies ist gut, und dies ist böse und mache mich zum Richter und mache mich zum Rächer? Ein Mädel hab' ich überfallen im Feld an einem heißen Tag, und heute habe ich einen Mord begehen wollen. Ich hab' ihn nicht begangen, aber was hat mich abgehalten davon? Ein Wunder, die Gnade. Freilich, ich glaube zu wissen, daß ich trotz Wollust und Totschlag doch etwas anderes bin als jener. Einen Wehrlosen quälen, das möchte ich wohl nicht. Mag sein. Aber woher nehme ich das Gesetz und das Urteil, wo steht der Richterstuhl, vor den man das alles tragen kann?

Gibt's ein Gericht? Wer weiß, für welches Ohr alle die Stimmen zusammenklingen. Da ist das Gute ein heller Ton, da ist das Böse ein dunkler, mächtiger Baß. Wer weiß, wer weiß. Ist uns nicht selber manchmal, war mir

nicht heute in der Gasse, als hörte ich auf einen Augenblick die Harmonie. Als dränge ein kurzer, herrlicher Hall durch eine rasch geöffnete Tür! Da wissen wir plötzlich, wie klein und eng und dumm alles war, was wir gedacht und geurteilt haben...

Ja, heute abend ist mir nun, als wüßte ich, wo mein Weg führt, als könnte ich ihn nie mehr verfehlen. Als kreiste die Wahrheit silbern in meinem Blut und sei nicht mehr fortzuwaschen für dieses ganze Leben. Aber ist das nun so? Kenne ich jetzt besser die Kräfte, die in mir am Werke sind, kenn' ich nun besser meinen kleinen Platz im großen Plan?

Kenn' ich den seinen? Warum wurde er so erschaffen, er, den ich töten wollte? Warum hat er diesen Mund und dies Kinn und dies Auge? Wer ist er denn, was soll er denn hier? Er lebt und handelt und weiß nichts von sich und schwindet dahin, was ist's dann gewesen? — Leben ist's dann gewesen, Leben! Willkommen Bös und Gut!

Ein starker Windstoß fuhr durch die Büsche und Bäume. Johannes atmete tief.

Ja, so ist's. So ist's. Häßlich und Herrlich, Bös und Gut — willkommen, willkommen! O Leben! Noch bin ich jung. Du breitest dich vor mir aus, große, leuchtende Fläche mit allen deinen Gefahren und Ungeheuern. Auf einem Meerschiff fahre ich hinaus, mit Jugendkräften noch und neu gesegnet und ganz bereit, dich, Gewaltiges, zu grüßen und dich Freund zu heißen, samt allen, allen, allen deinen Geschöpfen!

Die Sibylle Vaurain

Von Max Krell

Oktober 1859 starb die Komtesse Vaurain, ein altes Mädchen, das im Schatten der Tuilerien wie viele ihres Standes auf die Restauration der Bourbonen gehofft, unter der Glut dieses Hinwartens ein eigenes Leben völlig mißachtet und vergessen hatte.

Der Neffe André Vaurain war sehr erstaunt, einen Nachlaß vorzufinden, der seine Annahmen beträchtlich übertraf. Neben unerheblichen Geld fiel ihm das Landgut Chaluit in Périgord zu. Kein Mensch hatte von diesem Besitz eine Ahnung gehabt, auch der klatschhaften Magd war er entgangen, man hatte von keiner Reise der Vaurain dahin gehört, und nun plötzlich war, aus dürftigen Einkünften und zufälligen Genüssen zusammengespart, die Vision eines ländlichen Besitzes vorhanden. Einmal, hatte die Vaurain gemeint, würde der Graf von Chambord König sein, und unter den Lilien könnte ein Schloß und eine Herrschaft entstehen. Es wäre ihr größter Ehrgeiz gewesen, ihren Adel als Stütze der Monarchie ins Land hinauszutragen.

Als elender Torso hatte diese Idee geendet und als eine erschütternde Armseligkeit, deren ganze Tiefe man nur begriff, wenn man die Lehmhütten von Chaluit sah. Ein Viehhalter kümmerte sich um nichts, es war der kargste Boden dieser Landschaft, die Sonne zerbrannte immerzu die Wiesen. Das Obst eines ungepflegten Gartens stahlen sich die Buben, während in Paris die Vaurain ihr trockenes Brot aß und in einem Hinterzimmer dem Tod entgegenschrumpfte. Ein Mann ohne Ansprüche, ein Bauer, ganz hingegeben dem Acker und der Zucht geringen Viehs, mochte hier vielleicht ein Leben ohne materielle Höhepunkte

führen. Man mußte mit der Sonne um die Wette laufen, konnte mit gekrümmten Rücken die Furchen abschreiten und vielleicht gesund bleiben. Darüber hinaus stand nichts zu erwarten, und die Auffahrt königlicher Wagen wäre selbst dem Gedanken nach nur ein Witz gewesen. Die alte Dame hatte im Testament noch einen letzten Scherz versucht:

„Mögen Sie, lieber Neffe, da unten die Trüffeln finden, zu denen ich Ihnen zwei Schweine hinterlasse."

André, von den bourbonischen Skrupeln ungeplagt, sah nur das Plus. Ging es nicht besser, so konnte man die Klitsche verkaufen, und das Leben in Paris war für einen vergnügten Monat sichergestellt. Mit diesem wurmstichigen Erbteil begann sein Aufstieg.

Chaluit selbst war ein Ort, eine kleine Stadt beinahe, in der man am Leben vorbeischlief und deshalb die wunderbarsten Dinge sah. Gott ging mitunter noch sichtbar durch die Gassen. Man stand vertraut mit ihm und erkannte ihn an, wo man in Paris, Lyon, Bordeaux ihn schon außer Kurs gesetzt hatte. Alles Sonderbare gehörte in den Bereich dieser windschiefen Häuser, dazu Frau Monacre.

Sie handelte mit Seife, Kerzen und Öl. Früher war noch eine Seilerbahn dabei gewesen. Wer sich ihrer Sympathie erfreute, fand in einem Hinterzimmer Rat für alle diskreten Angelegenheiten. Frau Monacre las nicht aus Kaffeesatz noch schlug sie die Karten, aber sie wußte immer Bescheid, sie eruierte den Gänsedieb, warnte vor allzu großen Liebeshoffnungen, kündigte Hagelschlag und Reblaus an, und hatte in jeder Affäre eine so sichere Hand, daß sie zum Inbegriff der Mütterlichkeit anstieg, den sie nicht entweihte; das heißt sie nahm für ihre Meinungen keinen Sou und ließ es immer dabei bewenden, daß man ihr im Winter etwas Holz zur Feuerung, im Herbst einen Korb Obst schickte, im Sommer wurde sie zu kleinen Fahrten über Land mitgenommen, und im Frühling gingen ihr die Blumen nicht aus. Das genügte ihr völlig. Sie hätte selbst das nicht verlangt, wenn man es ihr vorenthalten

hätte. Denn sie behauptete, kein Recht zu haben, ein Geschäft aus diesem magischen Wissen zu machen. Sie bekannte stets, daß sie in Korrespondenz mit den Geistern Abgeschiedener stünde, und es wäre Profanation, die Meinungen, Mitteilungen, Fingerzeige, die ihr aus jener fremden Sphäre aufgezwungen würden, in Geld umzusetzen.

André hatte sehr bald Fuß bei Frau Monacre gefaßt, und die außerordentliche Höflichkeit, mit der er sie behandelte und ihr kleine Aufmerksamkeiten erwies, wie er ihrem Geschäft zu verdienen gab und mit seinen Anliegen über Einrichtung des Gutes zu ihr kam, damit gewann er sie sehr schnell und vollständig. Anfangs tat sie nichts, ihm ihre okkulten Dienste anzubieten. Sie hatte eine gewisse Scheu, diesem Menschen, der so besonders schien und eine ganz ungewöhnliche Eleganz an sich hatte, mit einer Sache zu kommen, die sie allen hingab, besonders aber, über die sie selber nicht recht klar war, und in der sie beinahe etwas Irres und Verdächtiges zu fühlen meinte.

Es war ein hahnebüchener Diebstahl auf seinem kleinen Gut geschehen, der ihn aufgeregt zu ihr führte: man hatte ihm zwei Kummete über Nacht weggenommen, hatte sämtlichen Hafer für seine Pferde über den Hof gestreut und unter heftigem Schabernack aus seinem hübschen Sevresservice, das noch aus der Fontainebleauer Zeit der Vaurains stammte, ausgerechnet sämtliche Untertassen beiseite gebracht.

„Ja, ich weiß," sagte Frau Monacre, „weshalb Sie zu mir kommen." Er hatte noch gar nicht den Mund aufgemacht. „Setzen Sie sich dahin. Wir werden es gleich haben!"

Sie sperrte die Tür nach dem Laden ab. Während sie mit einer langen Stricknadel langsam in der Haartolle herumkratzte, starrte sie mit einem ängstlich lauschenden Auge auf den Tisch. Sie setzte sich, eine Weile geschah gar nichts. André war gespannt, er glaubte nicht sehr an diese Künste, die er für eine Fabel hielt. Im Augenblick vergaß er ganz seine Angelegenheit und meinte der Richter eines

Prozesses zu sein, in dem sich ein hartnäckiger Verbrecher selber den Fangstoß gab. Die Petroleumlampe über ihr pendelte ganz wenig. Die Klopftöne kamen. Er hörte sie selber. Frau Monacre veränderte ihre Haltung nicht, nur André wurde aufgeregt.

„Was hören Sie?" fragte er.

Sie runzelte die Brauen, er verstand, daß sie nicht gestört sein wollte. Dann fing sie an zu schreiben, der Rapport war hergestellt.

Ah, sie wird lange schreiben können, was hat das auf sich, sie wird mich düpieren wie alle diese Klatschbasen, und am Ende ist kein Funke Ernsthaftigkeit dahinter.

Sie schrieb ungemein flüssig, ihre grobe Hand zog schnell über das Papier hin, man hätte den roten, schweren Fingern nicht diese Eleganz zugetraut. Als sie aufhörte und etwas erschöpft zurück in den Sessel rutschte, mit dem Finger das Papier leicht von sich schnippend, erschrak er doch: hier war die Handschrift der alten Vaurain. Er hatte sie selten gesehen, aber niemand sonst schrieb diese etwas spinösen ängstlichen Züge ohne fetten Strich, mit ein wenig Witz und einer kleinen Dosis Sarkasmus. Diese Schrift spiegelte den Charakter der verstorbenen Dame bis in die feinsten Falten wieder.

Hier stand die genaue Beschreibung der beiden Täter, eines Knechtes mit einem verstümmelten Ohr und eines Hausmädchens, das er wegen dummer Liebschaften kürzlich vor die Tür gesetzt hatte. Es waren auch noch Warnungen gegen eine dritte Person ausgesprochen.

André ging diesen Dingen nach, es war kein Wort zuviel, die Diebe wurden gefaßt, die Gegenstände am bezeichneten Ort gefunden, der dritte Verdächtige im Moment einer neuen Tat gepackt.

Aber als alles wieder zur Ruhe gekommen war, nahm er es nicht ernst. Zur Monacre meinte er, es sei sehr nett von ihr gewesen, ihn auf die richtige Fährte zu bringen, er glaubte nicht anders, als daß sie von den Dingen durch irgendeine Schwatzhaftigkeit Wind bekommen habe. Seine Pariser Skepsis war zu sehr eingefressen, Zufälle und raffi-

nierte Gaunereien sollten ihn nicht verblüffen. Eine Gelegenheit, dieser Frau fester auf den Zahn zu fühlen, würde kommen.

Eine Weile lang beschäftigte er sie nur mit Unerheblichkeiten, als wolle er sie arglos machen. Dann kam er Knall und Fall mit einem großen Anliegen heraus, dessen Tragweite und Verzweigtheit sie kaum ganz übersehen konnte: es sei nötig, sein kleines Gut mit allerhand Neuerungen zu versorgen, man müsse landwirtschaftliche Maschinen von der letzten Konstruktion kaufen, die Ställe seien zu erweitern, dann eine Wasserleitung zu legen, überhaupt das Ganze müsse, wenn es sich lohnen solle, auf einen breiteren Zustand gebracht werden. Sonst täte er besser, zu verkaufen und die paar Franken in Paris aufzuessen. War, was diese Frau tat, ein Schwindel, so würde sie gewiß versuchen, ihn, an dem sie interessiert war, mit kleinen Geschäften und für später gewiß mit allerlei Lieferungen, hier zu halten. War aber etwas an der Sache, so mochte die Vaurain mit ihren mystischen Vorschlägen herausrücken.

Die Vaurain tat es. Die Klopfzeichen kamen. Frau Monacre schrieb, sie wurde blaß von der Anstrengung und stöhnte leise in sich hinein, manchmal wischte sie mit der Hand über das Gesicht, als lägen Spinngewebe darauf. Es ging lange so. André hockte in der Sofaecke, die Dunkelheit regte ihn eigenartig auf. Er wollte dem Schriftzug folgen und sah angespannt auf ihre Hände, aber es ging viel zu schnell. Sie setzte bisweilen in der Zeile ab, das allein erkannte er, es wurden Kolumnen von Zahlen, Namen.

Als er das Papier bekam, las er Anweisungen, wie er den Brocken Vermögen, den die Vaurain ihm neben dem Gut hinterlassen hatte, zur Börse bringen solle, wie hoch mit Hypotheken er Chaluit noch belasten dürfe, um Betriebsmittel zu bekommen. Dann hätte er Mexikaner und Türken zu kaufen zu den und den Beträgen, Berliner und englische Aktien. Sie gab Termine an, bis zu denen die Stücke zu halten seien, dann müsse er einzelne bezeichnete Partien abstoßen. Es ergäbe sich ein Gewinn in der und

der Höhe, mit dem er weiterarbeiten müsse. Die Vorschläge waren ungemein sachlich gehalten, ihre Akkuratesse verblüffte ihn.

André wippte nervös mit dem Fuß und scheuerte auf seinem Platz herum. Daß die Monacre über die diffizilsten Börsenbegriffe orientiert war, hielt er zwar nicht für unmöglich, aber immerhin für unwahrscheinlich. Was ihn mehr erstaunte, war die genaue Bezeichnung seiner Vermögenswerte, die von ihren Fingern aufgeschrieben dastanden. Was konnte sie von diesen Dingen wissen, die in einem Pariser Schubfach verwahrt lagen, und deren Namen und Ziffern er selber nur vage im Gedächtnis hatte!

Man sollte es versuchen, dachte er. Der Spaß wiegt einen Verlust auf. Und wenn das alte Mädchen dahinter steckt — ah, was wissen wir Menschen über die Geister der Abgeschiedenen, was wissen wir, zu welchen mystischen Resten und höheren Bestimmungen wir uns auflösen. Unsere Substanz kann sich verflüchtigen, ja, aber unsere geistigen Funktionen haben Aufgaben zu erfüllen. Er kam sich tiefsinnig vor, als er diesen Gedanken gefaßt und sich selber und seine Neugierde damit befriedigt hatte. Und er schloß: was wissen wir, was eine Tante Vaurain noch mit uns vorhat! Sie kann sich mit Bonaparte versöhnen, um ihr armselig zerflossenes Leben im Abglanz meiner Laufbahn dennoch ansteigen zu sehen.

Er kniff den Zettel zusammen und ging. Es war eine Meile bis zum Gut. Immerhin, dachte er, während er in den hart gewordenen Wegrinnen schlürfte, man wird es nicht sehr hoch anfangen. Diese alte Monacre hat irgend etwas läuten hören, sie kann mir etwas aufhängen wollen und hofft, ich sei der Gimpel, auf ihre Spielereien hereinzufallen.

André saß noch eine Stunde lang auf einer Wagendeichsel, die schräg in seinen Hof ragte. Er hatte eine Laterne zwischen den Händen baumeln, und manchmal fiel der trübe Schein auf die buntgemalte Madonna am Scheunentor.

Er versuchte den ersten Vorschlag. Plötzlich war er linkisch und wußte nicht, wie er diese Geschäfte anpacken sollte. Es wurde ihm schwer, die Sätze richtig aufs Papier zu bringen, er stolperte schon bei der Anrede an den Bankier, und es dauerte zwei Tage, bis er den Börsenauftrag aufgeschrieben hatte. Dann wartete er mit allen Spannungen des Spielers. Die Zeitungen kamen und hatten ihr besonderes Interesse für ihn auf einer Seite, die er bisher überhaupt nicht gekannt hatte. Es riß ihn mit Fieber herum, er hatte sogleich alle Erregungen der Börse im Blut, und Instinkte waren da, die er sich nie hatte träumen lassen.

Zuerst war es eine Flucht von Zahlen und Begriffen, in die er keine rechte Ordnung bringen konnte, aber er machte geradezu einen Ruck und zerriß in sich diese Nebel. Das mexikanische Papier fiel in leichten kleinen Sprüngen, das brachte ihn maßlos auf, und schon gab er alles verloren. Aber am fünften Tage wandte sich die Sache, die Spekulation bekam großes Format. Dann hielt es plötzlich an einem Punkt an, der Pegel rührte sich nicht. André erinnerte sich, daß die Vaurain einen Verkaufstermin genannt hatte, die Zeit war da, er folgte. Kaum hatte er seinen Gewinn eingestrichen, da flog die Mine auf.

Er versuchte es mit anderen Vorschlägen. Bald fand er sich zurecht, balancierte die Chancen gegeneinander, folgte aber zumeist dem inneren Trieb, dieser zweiten Stimme des Ichs. Es stachelte ihn, ihr zu widersprechen, im letzten Augenblick wollte er die Dispositionen der Vaurain umstoßen, so sicher fühlte er sich schon. Dann gehorchte er doch und kam mit dem versprochenen Gewinn heraus. Die Gleichheit war ungeheuerlich, fast warf es ihn um. Er wagte gar nicht nachzudenken, wenn er es doch tat, setzte eine Trübung ein, die ihm die Dinge ins Unscharfe entzog. Er mußte ihnen den Lauf lassen. Zwar beglückte ihn die schnelle Häufung der Mittel, aber eine Weile wehrte sich seine naive Männlichkeit, einer solchen Magie ausgeliefert zu sein. Schließlich glitt er sozusagen mit vollen Segeln in ein Abenteuer, das ihm entgegengekommen war, das

sich an ihn hängte, und das neben allem Prickelnden noch die Annehmlichkeit hatte, lukrativ zu sein.

Es wurde seine Gewohnheit, jede Woche einmal oder öfter zu Frau Monacre zu gehen, sich in ihr grünes Sofa zu werfen und auf eine Antwort der Tante Vaurain zu warten. Die Monacre hatte sich manchmal gesträubt, ihr war es ein blasphemisches Unternehmen, die Abgeschiedene in diese profanen Geldgeschäfte zu verwickeln. Das warf ihren tiefsten Glauben um, sie empörte sich, aber ihre Schwäche vermochte nicht, den leidenschaftlichen Ansturm dieses Spielers abzuwehren. André gab ihr keine Details mehr über seine Erfolge, es war unnütz, sie auf den Grund seiner Unternehmungen sehen zu lassen. Alles, was sie mit fliegenden Händen auf die Zettel schrieb, war zu bunt für sie, zu verworren, als daß sie hätte klar sehen können.

Es war immer um die Spätnachmittage. Der Raum hatte an sich schon wenig Helligkeit, gegen den Garten zu war er mit einem kleinen Barockgitter um die Fenster verriegelt, und Wein und Geißblatt wucherten grün herein. Eine breite Petroleumlampe schwang über dem Scheitel der Frau, weckte dort einen gelben Schein. Sie sah André kaum an, niemals in die Augen, solange sie Instrument war. Bisweilen wurde sie, was nicht in ihrer Natur lag, ärgerlich. Darum kümmerte sich André indessen nicht, weder ihr Zustand noch die Schwankungen ihrer Nerven waren für ihn da; und ob sie fahrig war oder gesammelt, das ging ihn nichts weiter an. Er war ganz und gar ein besessener Mensch, der nichts anderes wollte, als seine Papiere an der Börse placieren und hierfür todsichere Tips haben Das war alles. Er vergaß vollkommen den sonderbaren Weg, den sie zu ihm nahmen; das Geschäft nur galt, und wie es zustande kam, betraf ihn nicht.

Die Voraussagen der Vaurain erfüllten sich mit einer Exaktheit, die ihm dennoch bisweilen Angst machten. Dann versuchte André einen eigenen Weg zu gehen und geriet in Verlust. Er beachtete diese Signale und gab alle Dickköpfigkeit auf, das Rückgrat war ihm gebrochen. Es hatte

nichts als dieses mystischen Rapports bedurft, ihn in eine unerhörte Abhängigkeit zu werfen.

Das Gut Chaluit wurde von Handwerkern weggefegt, der bescheidene Stallbestand verschleudert, das Mobiliar versteigert. Es verging kein Jahr, und man hätte an die Erfüllung traumhafter Wünsche denken können: André baute sich ein wundervolles Besitztum, das allen heimlichen Gedanken seiner Jünglingszeit Gestalt gab. Ein Schloß in Renaissancestil griff mit zwei Flügeln in den Park hinein. Dahinter lag die Ökonomie, der nichts fehlte, was für ihren Bedarf vollkommen war. Seine Äcker reichten bis zur Dordogne. Er ließ sich Schaluppen bauen, eine Jacht und einen kleinen Hafen, es war als Spielerei gedacht, aber da er nichts mehr in kleiner Form betreiben konnte und in allem eine große Hand hatte, wurden es Anlagen von Mustergültigkeit. Man sprach nicht nur in den benachbarten Arrondissements davon. Das Ministerium nannte ihn ein Beispiel. Napoleon erwähnte bei der Eröffnung einer landwirtschaftlichen Ausstellung die Güter von Chaluit als einen nationalen Stolz, er dekorierte den Besitzer.

Breit bot sich ihm die Zukunft an, mit der er in phantastischen Träumen einmal gespielt hatte. Er dachte nun nach Paris zu ziehen und die große Rolle seines Geldes und Glückes zu halten.

Aber es blieb der Fall Monacre. Ohne sie konnte er nicht sein. Seine Unternehmungen würden ins Unglück umschlagen, wenn er diesen Rat nicht mehr hätte. Es war ihm schon ganz zur Gewohnheit geworden, die Zeichen der Vaurain jederzeit in Empfang zu nehmen und ihnen blindlings zu gehorchen, und wenn die Dinge in Fluß waren und er nichts zu fragen hatte, so kam er mit der Lust und Hast des Spekulanten doch zu ihr. Trieb er sich ein paar Tage in Paris umher, einen Blick in die Welt zu werfen und die leichten Seiten mitzunehmen, so hatte er keinen Genuß; er wurde gehetzt von der elenden Furcht, etwas zu verpassen, einen Tip nicht rechtzeitig zu bekommen. Verstimmt über sein Ausbleiben, hätte die Vaurain ganz schweigen können. Die Monacre konnte sterben, und alles

würde zu Ende sein. Er sah nicht, daß es genug war, was er besaß, und daß aus dem Gesetz der Trägheit heraus dieser Besitz sich halten und befestigen werde, wenn man ihm Regen und Sorgfalt gab. Das Spiel hatte sich überschlagen und er mit ihm.

Er dachte daran, die Monacre mit nach Paris zu nehmen; schließlich sprach er es aus, er wolle für sie sorgen, sie solle es wunderbar haben in einem eigenen Haus nahe bei den Tuilerien; sie werde den Kaiser und die Paraden sehen. Er sprach auch von einem Platz in der Oper und von Wagenfahrten jeden Nachmittag ins Bois de Boulogne. Und wenn sie irgendeinen Wunsch habe, so werde er sorgen, daß man ihn erfülle.

Aber da zeigte es sich plötzlich, daß diese Frau von allem nichts verstand. Sie hatte keine Ahnung von Geld und was es bedeutete, von den erstaunlichen Möglichkeiten, die man sich damit auftun konnte. Ihr Horizont blieb Chaluit, über ein kleines Dampfboot, das einmal die Dordogne heraufpuffte, verlor sie den Kopf. Der Kaiser war etwas weithin Abstraktes, das man nicht sehen könne, auch wenn man in Paris wohne. Und mit den übrigen Dingen wußte sie nicht einmal dem Namen nach etwas anzufangen.

Als André ihr erzählte, zu welcher ungeheuren Ausdehnung sein Vermögen durch die Ratschläge der Vaurain gekommen sei, wurde sie plötzlich scheu und fing an zu weinen. Sie verstand keinen Deut, und der Prunk eines Boulevardhotels, den er vor ihr aufriß, machte ihr tiefsten Schrecken, sie bekam Angst, sich in solche Sachen hineinzudenken. Das nächste Mal mußte er sie ziemlich unsanft zwingen, überhaupt sich an den Tisch zu setzen. Sie rebellierte, sie werde mißbraucht, sie keifte und fuhr auf Filzschuhen fahrig im Zimmer umher. Aber als sie das weiße Blatt vor sich sah und den Griffel, war sie wieder bei der Sache, strich das Haar zurück und leckte am Stift. Der magere Lichtschein fiel auf das Papier. Da war sie vollends geblendet, schwieg. Und die Klopftöne kamen.

In einer wütenden Welle wurde Andrés Vermögen auf eine ungeheure Höhe hinaufgeschnellt. Da gab er es auf,

an Paris zu denken, und wurde ganz Sklave dieses Arbeitens in einem Kreis von Geld und Papier und Devisen und Coupons, von Zahlen, exotischen Begriffen und bestialischen Wünschen einer souveränen Welt. Von seinem Schreibtisch aus konnte er in die Parkbäume sehen, aber dieses Grün war tot, und der leichte Schauer eines Windes, der über den Rasen ging, wurde nicht Bild noch Vorstellung in ihm. Er wußte genau, wie man aus Weizen Millionen prägte, wie man Märkte kontrollierte und den Gegenspieler nervös machte, daß er verlor, was man von ihm gewinnen wollte. Aber er konnte keine zwei Minuten in einem Boot sitzen und mit der Hand durch das Schilf streichen, es langweilte ihn, seine Gedanken gingen sofort den Weg, diese Schäfte und Kolben umzusetzen und einen Handelsartikel großen Stils daraus zu machen.

Es geschah wohl einmal, daß ihn schauderte, und eine Hand fuhr eisig in seine Brust hinab. Dann schwamm er nächtelang im Trunk, ließ Freunde kommen und Weiber und aus Paris die Tänzerinnen vom Varieté, ließ reife Weine über die Gläser fließen und dachte, alles müsse sich in diesem Rausch erlösen. Aber während die Wollust sich entlud, jagte ihn ein Geräusch hoch, die Musiker mußten schweigen, er meinte, jemand habe geklopft, die Frauen rissen ihn an sich, und die Düfte süßer Parfüme rangen um sein Gesicht. Er schüttelte alles ab und stand grau und zerquält mitten unter den blühenden Leibern.

Er hatte ein Gestüt, und seine Farben siegten, wo er sie einsetzte. Diese Unbedingtheit seines Glückes hatte etwas Grauenhaftes. Man kannte André in den Luxusgeschäften der Rue de Rivoli als einen fast mystischen Auftraggeber, der etwas von dem Spleen der Yankees hatte aber man kannte ihn, ohne ihn ein einziges Mal gesehen zu haben, eine unbedingte Bereitschaft erfüllte seine Befehle. Der Kreis aus restloser Ergebenheit, der aus den Manifestationen des alten Fräuleins Vaurain seinen Ausgang nahm, setzte sich in diesen Lieferanten, Freunden, Trinkern, Dirnen, Deputierten, Journalisten, Bankleuten fort: dieses à tout prix des siegreichen Börsenmannes, der zu komman-

dieren gewohnt ist und jeden Rückschlag neu in eine vorteilhafte Rechnung umschaltet. André fragte auch im tiefsten Unterbewußtsein nicht mehr nach den Rätseln dieses Rapports, das war eine Sache wie Kartenspiel, Zigarettendrehen, Besuchelaufen. Und um ihm herum machte man sich keine Gedanken, wieso der einstige Flaneur aus zweitklassigen Pariser Salons sich hinaufgeschwungen habe in einen feenhaften Besitz. Man nahm das hin wie die These, daß Geld aus unergründlichen Reservoiren sich vermehre, wo es sich zu sammeln nur den ersten Anlaß vorgefunden habe. Sie beugten sich schamlos vor einem Faktor, mit dem man eben rechnete, den man nicht liebte, weil man ihn auszunutzen glaubte, und der doch nicht auszunutzen war, weil seine Mittel ins Grenzenlose liefen.

Jeder wartete, daß André heiraten werde. Er konnte sich die Tochter eines Herzogs kaufen, das Foubourg St. Germain hätte nicht mit der Wimper gezuckt, ihn dort einziehen zu sehen. Unter dem liberalen Kaisertum Napoleons waren Leute groß geworden und in die Aristokratie aufgerückt, deren Herkunft vom Geruch der Hallen umwittert war. Man nahm hier nichts mehr übel. Aber André hatte nicht einmal eine Maitresse, er hatte nicht einmal Zeit, sich um Frauen länger als eine Viertelstunde zu bekümmern. Das erledigte er kurz und schweigend. Der Kaiser ließ ihn zu einem jener pompösen Empfänge in die Tuilerien laden. Aber er sagte ab, ohne wahren Grund, denn daß er krank sei, glaubte niemand. Er machte sich auch nichts daraus, eine Kränkung zu provozieren. Er ritt selbst zur Post und gab die Depesche auf.

Marguérite Bellanger, die der Kaiser in dieser Zeit sehr liebte, wünschte Vaurain wie einen Zirkusakt in der Nähe zu sehen. Napoleon setzte alle Hebel in Bewegung, seine Sprödigkeit zu brechen, deren Ursache er nicht herausfinden konnte. Er bot ihm seine Staatswagen an, damit er nach Biarritz käme, und schickte ihm das Offizierskreuz. André sah den Boten mit zuckendem Gesicht eine Weile lang an, als suche er aus Unterstem heraus festzustellen, was eigentlich los sei. Dann meinte er leise, der

Monarch solle das nicht verlangen; wenn es der Hof wünsche, werde er ein Kinderasyl für Périgord stiften, in dem man tausend Pfleglinge unterbringen könne, und es solle an nichts fehlen; er wolle auch zwanzig Waisenmädchen ausstatten, und wo man Wohltätigkeit verlange, da solle man ihn sogleich benachrichtigen. Aber er könne nicht kommen. Und er hatte dazu einen Ausdruck völligen Erschöpftseins. Auf keine Frage sonst wegen der Reise sei er eingegangen und, als er mit dem Fuß schon im Steigbügel gestanden sei, habe er nur noch gerufen, man möge ihn der Gnade des Kaisers empfehlen.

Er ritt immer im Galopp und wurde die Legende der Chaussee von Chaluit.

Die Rollen waren vertauscht. Was die alte Vaurain mit ihrer kleinlichen Sparsamkeit nicht hatte in die ausgemergelten Finger bekommen können, eine Macht, eine Geltung, ein Schloß und Gunst, war über ihn ausgeschüttet; er hätte die Hände auf den Globus legen können, und langsam wäre das flüssige Feuer der Kugel nach seinem Willen geströmt. Aber er hatte den Willen nicht und auch nicht den Sinn. Seine Idee war nur das Spiel des Häufens, der große Coup von Woche zu Woche, hinter dem nichts stand von einem Ideal oder einer menschlichen Freude. Alles war einer Üppigkeit verfallen. Die Decke seines Speisesaales hatte Baudry mit gigantischen Malereien belegt, Bilder der Wellen, aus denen die ewige Venus weiß und fleischlich stieg. Er biß auf seinen Nägeln herum und sah Körper und Körper machtvoll über den Plafond sich strecken. Hier war er nichts und saß beziehungslos zwischen den Gegenständen, die er herangeschleppt hatte.

Für vierundzwanzig Stunden in Paris, hatte er im Foyer des Odéon, als man zuerst Augiers „Contagion" gab und Got als Legard nicht mit der Langeweile des Publikums fertig werden konnte, eine Frau gesehen, deren Glanz seine Augen durchbrach. Er wußte nicht, woher diese Erschütterung ihn befiel. Nie hatte das Geschlecht etwas in ihm ausgemacht. Sie kam die Freitreppe herunter, weiche geschwungene Schultern, schlanke Hüften, rotes Haar und

ein schwarzes heftiges Auge; aber der Mund war der eines Kindes. Sie trug nahezu keinen Schmuck. André, gewohnt, alles in Ziffern, Zahlen, Worte umzudenken, war sofort dabei: welcher Summe es bedürfe, den großen Diamanten des Maharadschas von Djaipur, von dem man jetzt überall sprach, in ihr Haar zu hängen. Aber er kam damit nicht weiter. Der warme Hauch ihrer Haut strich vorüber. Da überfiel ihn grausam seine Einsamkeit, er hatte sie nie bemerkt, jetzt sah er, wie groß der Hohlraum war, der ihn umgab. Vielleicht ließ er sich mit Gold ausfüllen, aber das mußte einen ersticken. Weder Leben noch zärtliches Blut kreisten in ihm, und er würde das da nicht kaufen können.

Eine Verzückung trifft ihn, er weiß diesen Augenblick lang, was Musik ist. Seine Hand macht einen Bogen über die Menschen hin, und alles hat eine tiefe, leuchtende Kraft. Sein Herz spürt, wie das Blut in die Kammern schießt. Roger Letessier, der hinter ihm steht, sieht diesen aufblühenden Blick, er nickt nur: auch sie sei zu kaufen.

Da zerbrach alles, und der einzige Moment seines Lebens war vorüber, in dem ihm vor sich geekelt hatte, vor seinen zusammenscharrenden Fingern, vor der Last, die ihn täglich drückender in den Staub bog. Er wartete, bis diese Dame am Portal in ihren Wagen stieg, hatte den Umhang noch nicht über die Schulter gezogen, und das Haar flackerte im Märzabend.

„Madame," sagte er hinein und griff nach dem Schlag, „man müßte schon diesen Diamanten, ah, Sie wissen doch — aber wenn ich darüber nachdenke — Ihre Stirn, Madame, und Ihr Mund —"

Er verirrte sich vollends, weil er im Schweigen und Brüten seit Jahren wortschwach geworden war. André ließ den Schlag los, seine Hand war ohne Willen, die Pferde zogen an. Er konnte nicht mehr das Gesicht dieser Frau erkennen, und wenn er es bedachte, bekam er die Züge nicht mehr zusammen. Vielleicht zehn Minuten lang stand er noch unter dem glühenden Lichterbogen des Portals. Die Kutscher schnalzten, eine Kette von Equipagen glitt vorüber. André fühlte, daß seine Wimpern sich sackten.

Der Sommer 1870 kam heiß, und das Korn schwoll schon auf den Äckern, als man vom Krieg sprach. Dicke Wolken zogen von Bordeaux herauf, kein Wind hatte sie zurechtgeschliffen, sie reisten ganz langsam über den blassen Himmel, und man hätte an nichts anderes denken mögen. Aber die Züge fegten hinüber nach Lyon und hinauf nach Burgund. Depeschen verzerrten die Gesichter der Frauen. Die Reservisten zogen singend zu den Bahnhöfen, und in Paris, während man flatternd die Fahnen aufzog über den Palais und mit Reveille unablässig die Boulevards in einen taumelnden Gesang riß, schallte der Schritt der Camelots zu diesem heiseren „A Berlin! A Berlin!", mit dem sie zum zweiten Male napoleonisch in den Osten aufbrachen. Man war wieder ganz Nation, man war Sieg und ungeheuere Zuversicht. Die Fässer wurden in den Kellern angeschlagen, und der große Strom blutenden Weins schüttete sich aus in das französische Herz.

André traf die Witwe Monacre nicht in ihrem Laden. Er warf die Türen und rief laut nach ihr. Hier war es wichtig, er spürte die Entscheidung und den ganz großen Coup, der nur einmal in seine Hand gelegt würde. Packte man es richtig, so machten einen die Heereslieferungen zum Milliardär. Auf diese Richtigkeit kam es an; nur die sibyllinische Vaurain konnte wissen, wohin die Kraniche des Weltgeschehens reisten.

Auch im Kerzenlager war die Monacre nicht, und in der Raffinerie kratzten Mäuse. Er fragte auf den Gassen, mitten auf dem Markt stand sie schließlich, unansehnlich, er meinte, sie sei sehr verfallen und mager geworden; die Kleider hingen locker über ihrem Leib. Sie gestikulierte mit den anderen, die Welt war von weit her mit Kanonenschüssen hereingebrochen. Aber die Monacre glaubte nicht, was da erzählt wurde, ihre kleine enge Stirn begriff nicht die Vielfalt und Dummheit, das Geschäft und die Zornesausbrüche, die in weiten Wellen die kleine Dordogne hinter sich ließen. Als man ihr simple Beispiele vorhielt, von Einbrüchen in ihr Haus und Gegenwehr, da erfaßte sie es, und mit breitem Pathos warf sie sich der Begeisterung in die Arme,

schrie etwas von der Trikolore, in die eingehüllt sie einmal begraben sein möchte.

André wartete, sie hatte ihn gesehen, aber diese wirkliche Welt hatte sie so fest gepackt, daß jenes andere blaß hinter ihr fortrutschte. Erst als er dicht zwischen die Leute trat, die ihm Platz machten und froh waren, daß er jetzt zu ihnen hielt, sah sie ihn an. André gab ein paar Meinungen her, dann lavierte er, warf Fragen auf, über die man sich breit ausließ; währenddessen drängte er die Monacre ab.

Später hatte er sie an ihrem Tisch. Die Lampe brannte nicht, eine üble Stickluft bedrückte den Raum, das ganze Lager roch, die Kerzen, die Seifen, Öle und Hanf, und alles war ein breiiger Dunst. Hätte man ein Streichholz in die Luft gehalten, so hätten die schweren Rüche Feuer fangen müssen. Die Monacre redete laut, natürlich werde alles gut ausgehen; nun, das müsse man sagen, Frankreich habe nie sowenig zu riskieren gehabt wie diesmal. Der Kaiser sei ein nobler Mann, er wisse, was er täte, man könne sich unbedingt auf ihn verlassen. Aber dieser Bismarck, ein lächerlicher Gernegroß in Kanonenstiefeln — ah, wie rasch werde er in seiner angemaßten Rüstung ersticken, nächstens werde sich das zeigen. Ob der Herr Graf es nicht auch glaube?

André räkelte sich im Sofa herum. Er brannte auf etwas ganz anderes. Natürlich, das sei ja keine Frage, aber es ginge ihn nicht viel an; er wünsche seine Geschäfte gut und glatt auszuführen. Das sei nicht weniger Patriotismus, man müsse den Betrieb flott in Gang halten, die Geldwirtschaft, dann die Hochöfen, die Gruben, Eisenbahnen, die Spinnereien, den immensen Heeresbedarf. Sie wisse doch, was das bedeute, nicht wahr? Es gäbe Soldaten, die man an die Front schicke, sie legten sich auf den Bauch und schössen und rückten vor, bis man in Berlin stände. Damit werde der Krieg äußerlich geführt, sie ließen ihr Blut, man lüfte natürlich den Hut vor ihnen, à la bonne heure! Sie schlügen sich tüchtig, und es lohne sich ... Aber dahinter in den Gassen und Geschäftshäusern würde

leiser mit den ungeheueren Waffen des Geldes und der Waren ein zweiter Krieg geschlagen, auf den komme es nicht weniger an. Oder glaube sie, Frau Monacre, daß das eine unwichtige Sache sei?

André blühte auf, er hatte sich in eine Worthitze hineingeworfen, die an ihm ungekannt war. Er fragte sich auch nicht, warum er etwas vor dieser Frau verteidigte, was gar nicht angegriffen war, und erkannte nicht, daß er einen fernen Ruf in sich selber niederhetzen wollte.

„Was denn tut das Heer," fuhr er fort, „wenn die Granaten ausgehen, weil die Fabriken ausgelöscht sind, das heißt weil aus den Gruben keine Kohlen mehr kommen und kein Erz gefördert wird? Die preußische Springflut überfällt euch, man stiehlt eure Kerzen und wickelt den letzten Faden Spagat um euren Hals!"

Sie sah ihn dumm an. Das ging weiter, als sie je geahnt hatte. Aber es mochte richtig sein. Vaurain kannte die Welt, es war gut, auf ihn zu hören. Zum ersten Male bekam sein Treiben eine Gloriole in ihren Augen.

Dann aber sei das nicht das einzige, entwickelte André noch; der Friede werde kommen, man werde dem geschlagenen Gegner — denn geschlagen werde er doch — die Türen vollends eindrücken, man werde seine Märkte okkupieren. Die Folge würden ganz ungeheuerliche Absatzgebiete sein. Das werde ein größeres Frankreich geben! Indessen, solle man warten, bis dieser Friede da sei, wenngleich es sich nur um ein paar Wochen handeln könne? Oder gerade deshalb: man müsse sich in die Arbeit stürzen, die Industrie bereit machen, stützen, ihr Mittel aus allen Reservoiren zudrängen, um sofort aus dem Vollen über die Grenzen zu werfen, wenn man erst am Rhein stünde. Es käme nur darauf an, rechtzeitig zu wissen, was hier wichtig werde. „Fragen wir die alte Vaurain!" schloß er.

Das hatte er niemals so respektlos gerufen: die alte Vaurain, wie man von einem alten Fischweib unten an der Dordogne redete. Und damit hatte er der Monacre den Stift in die Hand gedrückt und stand vor ihr breit als ein

Tor, in das die Fülle eines neuen Sommers eingefahren werden konnte.

Die Witwe dachte keinen Augenblick nach, sie hatte alle Kontrolle über sich verloren, der Rausch der Trompeten und die schwellenden Worte Andrés hatten sie zerdrückt, und sie war nur noch Instrument. Sie schrieb kurz, fast hastig, das Papier schrie leise unter den steilen grabenden Strichen, in denen das Blut der Vaurains sich mystisch aus ihr preßte. Sie schrieb einige Namen aus lothringischen Hüttenwerken, von Metallfabriken und staatlichen Unternehmungen. Das war alles. Aber die Namen waren hartnäckig unterstrichen, zweimal, dreimal, das mußte heißen: hier war nicht auszuweichen, die Summen, die der Zettel angab, gingen ins Phantastische. André zuckte, als er sie las, er hatte für Anlage oder Gewinn noch nie in diese Sphären gestreift. Das machte ihn zum Gott, und er sah sein Haus mit den Schätzen Montezumas gefüllt, der Osten schwamm herein auf gewaltigen Schiffen. Er atmete tief, und einen Augenblick rührte sein Hirn an den Wahnsinn, der die Grenzen des Begreiflichen überflutet und eingeht in die großen Nebel der Verzerrung.

Da schwor er sich, er werde ganz von diesem Fluch sich lösen, der ihn ersticken machte; er werde, wenn dies geschafft sei, sich langhin in ein Boot legen unter den blassen Wimpeln, die sein Wappen trügen, dann könnten die Frühlingsvögel pfeifen und Möwen ihre Schwünge um die Gaffel ziehen. Mit ungeheurer Schnelligkeit entwickelten sich Bilder, die von Reiz und zauberhaften Farben waren; er atmete langsam, und die ganze milde Güte, die möglich ist in dieser Welt, trat ein in seine Lungen.

Als er seine Aufträge telegraphiert hatte, ritt er bedächtig zurück. Ein kleiner sommerlicher Regen ging in silbernen Tropfen über ihn hin, er schmeckte ihn wohlig auf dem Handrücken; er hatte solange nichts gemerkt von dem, was geschah, er war nur immerzu Geld gewesen. Dann verfiel er einem guten Schlaf. Als er erwachte, war es Mittag.

André saß die Tage danach in einer merkwürdigen Stille auf der Terrasse. Seine Haltung war weich und aufgelöst,

wie es niemand an ihm kannte. Er sah öfters nach dem Wetter. Niemals trat er an den Schreibtisch. Die Mamsell traf ihn im Garten, wohin er sonst selten kam. Er fuhr mit der Hand über die voll erblühten Rosenstämme, daß sich die schweren Blüten schmerzlich entblätterten, dann lag es wie Blut zu seinen Füßen, er sah lange hin und ging weiter. Wagen und Gärten und die Boote auf dem Fluß mußten instand gesetzt werden. Es war alles noch ganz unverbraucht, man hatte nur den Staub herunterzufegen.

Plötzlich riß er das Pferd aus dem Stall, eine isabellfarbene Stute, die er in Fällen großer Eile zu reiten pflegte. Sie trug den Zaum noch nicht, als er sie dem Burschen aus der Hand zog, sich aufschwang und aus dem Hof trieb. Gleich hinter der Ökonomie traf er den Telegraphenboten.

Er griff in die hochgehobene Hand, seine Augen verdrehten sich mehrmals schnell, er konnte Worte und Ziffern nicht lesen, das Blut schoß in die Pupille, da schlug er mit einem Schrei nach vorn gegen den Pferdehals.

Den Mann berührte es wenig. Vielleicht war ein Mörser über einen Bruderleib gesprüht, man hatte den Soldaten irgendwo verscharrt und alle Spur verwischt, ehe dieser hier eine Ahnung bekam, daß es zu Ende war. So etwas geschah jetzt oft, man mußte es hinnehmen, dieses Schicksal schmeckt unabänderlich schlecht. Er drehte sich ohne einen Gruß um. Sein Schritt hatte eine aufreizende Gleichgültigkeit. In den Fenstern der Bauernhäuser stand brennend das Abendlicht. Er tauschte Scherze aus mit den Leuten, die aus aufgeworfelter Erde Kartoffeln gruben, die Zurufe flochten sich zur Kette eine halbe Meile weit. Dann kam ein Wald, die Sonne zerstäubte zwischen den Kronen, und alles Himmelsblau hing in winzigen Fetzen darüber. Das grüne Dunkel war ganz warm. Er dachte nicht an den Menschen, dem er unwissend eben einen Pfeil in die Nieren gejagt hatte.

Dachte nicht, dann hörte er. Jemand setzte keuchend hinter ihm her. Es war das Schnaufen eines Ebers. Dieser Vaurain machte tierisch ganz breite Schritte, er war unbeholfen, maß die Straße nicht ab, schlug gegen einen

Stamm und taumelte quer über die Rinne. Mit gespreizten Fingern griff er bei jedem Takt seines Fußes weit vor, als sei er blind. Das Haar stand steil über der Stirn, um die Ohren fiel es fransig herunter. Überwand man die erste Furcht, so mußte man das Gespenst belachen. Seine Augen waren aus den Höhlen vorgeschwollen, da saß kein Blut mehr in der Haut, und es schien, als ob eine Meile Weg das Fett zwischen den Rippen weggeschmolzen hätte. Dieses Gelaufe war ein Grauen. Dumm hinterher trabt das Pferd. André war zwanzig Schritte geritten, hatte es geschlagen, aber mehr holte er nicht aus ihm heraus, nun sprang er wieder herunter, und als ein Schatten trollte das Tier dicht an seiner Ferse nach in Zickzack und allen Sprüngen dieses Weges.

Über den Ort fiel ein Gewitter her, aber André vergaß das Pferd, sprang durch die Tür zur Monacre. Das Pferd roch mit der Schnauze in den Gang, der Regen wusch ihm den Bug glänzend, als sei es aus der Schwemme hochgeritten.

„Rufen Sie die Vaurain!" schrie André in den Laden. Er hatte noch gar nicht gesehen, ob jemand dort war. Die Monacre sprang auf. „Jesus Maria —!"

„Halten Sie das Maul! Die Vaurain! Verstehen Sie nicht?"

Er hatte ganz vergessen, wie alles zusammenhing, auf einmal war die Monacre die Vaurain, die Gesichter wechselten, das Mundstück wurde selber der Geist und der Befehl, dann vermischte sich alles, und er mußte sich sogar auf die Namen besinnen. Er sah tief und lange suchend in das Gesicht der Frau, beschmutzte es mit tausend Gedanken und wischte alles wieder weg durch einen Zweifel. „Wie sehen Sie aus?" Da war er plötzlich angelangt und wußte, daß sie nur der geheime Zugang war zur Vaurain.

„Zünden Sie die Lampe an! Rufen Sie das Biest, das Biest!"

Er kniete schon im Sofa und klapperte in entsetzlichem Frösteln, die Beine hatte er ganz eng heraufgezogen gegen den Bauch wie ein Kind, das bald weinen würde. Vom

Gang her scholl der Huf seines Pferdes, der gegen die Türbohlen stieß. Die Monacre goß Öl auf die Lampe. Es ging nicht schnell genug, und Tropfen klatschten auf den Tisch. André zischte mit der Reitpeitsche durch die Luft.

„Wann denn nun!" rief er, aber es war fast keine Stimme in ihm. Sie werde keinen guten Empfang haben, meinte er zwischen den Zähnen durch. Was hatte sich diese Schwindlerin in seine Geschäfte zu mischen. Er fuhr die Monacre an: „Was erlaubte sich diese Vaurain, mir Ratschläge zu geben? Hat solch ein Weib je verstanden, was Geld ist? Wo haben Sie sie?" Er streckte die Hand aus, und der Schatten davon griff langsam über den Tisch. Der Monacre hingen die Strähnen ins Gesicht, daß es aussah, als hätten sich die Furchen verdoppelt und ein namenloses Alter sei mit allen Zügen des Elends über sie gekommen. „Gott wird abwischen alle Tränen!" betete sie hitzig, André sollte es nicht hören. Sie wußte spontan, er stand auf der anderen Seite und glaubte nichts. Ihre Angst pfiff durch die Zahnlücken.

Vaurain war ganz ruhig geworden. Er fingerte in der Tasche und fischte einen Graphit heraus. „Allons!"

Da schrumpfte sie zusammen wie ein Kinderballon, nur gab sie keinen Laut, er sah es und wartete auf diesen Ton; sie hing ganz schlaff im Stuhl, eine Hülse, aus der man die Frucht gekernt hatte.

„Ah," sagte er und hatte ein Lächeln, „Sie wollen mich betrügen, Sie haben dieses Weib an den Fingern, Sie halten als Kupplerin zu ihr, es ist doch so, und weil ich kein Geld mehr habe, meinen Sie, der Spaß ist zu Ende. Ja, hier — kein Sou ist mehr da! Alles auf eine Karte gesetzt! Coeur Dame! Und Pique Aß kam heraus! Reiner Tisch! Schlag ins Genick! Was wollen Sie noch! Rufen Sie Madame, rufen Sie die Komtesse, ich will es ihr ins Gesicht sagen."

Die Lampe schwankte noch immer, da nahm die Monacre den Griffel. André wollte die Schriftzüge verfolgen, aber die Spiegelschrift verriet ihm nichts. Als er hinter sie trat, brach sie ab und schob das Blatt ganz an die Kante.

Ein wenig Blut trat in ihr Gesicht, und André mußte denken, sie ist einmal ein hübsches Mädchen gewesen. Die ungeküßten Küsse dieser Jahre fielen ihm ein. Dann schrieb sie weiter. In seinem Hirn standen die Bütten mit Geld in einem starren Regiment, standen Fabriken, Hochöfen, Korn brandete über Äcker, und Schiffe schlingerten im Sturm der Ozeane. Sie fuhren draußen noch unter seinem Namen und wußten nicht, daß ihm keine Planke mehr gehörte. Seine Hand griff gegen die Augen, als sei es zu hell, als zerstöre ein Licht seine Sehkraft. Der Rücken gab nach, er brach in das Sofa zurück. Seine Zunge schmeckte Galläpfel. Die Monacre sah, daß er nichts als einen toten Schein in der Iris hatte, sie glaubte, ein Weinen flockte heraus, und rief. Aber er hörte nicht. Schließlich ging sie hinaus, die Schelle über der Tür hatte gescheppert; man wollte sie, und hier war alles fertig.

Was es denn gäbe? rief André plötzlich, und seine Erinnerungen schwankten durcheinander. Die Lampe hatte blaues Licht. Es roch nach Orangen. An der Wand der Stich von Fontainebleau und dem kaiserlichen Adieu vor der Garde zerschmolz. Ein Nigger tanzte grinsend seinen Cancan, er hatte eine Krone aus Goldpapier auf und rauchte die Havanna. Dazwischen wirbelte der Spahi sein Gewehr aus den Rahmenleisten, die Bajonettspitze zielte gegen das Sofa, André fühlte den Stich sehr tief in der Hüfte. Er wich aus, der Plüsch mußte aus Granit sein, und wohin er trat, gab der Boden eine heisere Musik. Da bekam er den Wisch zwischen die Finger.

Sein Herz erhob sich langsam, denn dies ging ihn etwas an, aber es dauerte furchtbar lange, ehe das Bewußtsein den Kanal bis zu ihm abgelaufen hatte. Erst streifte es gegen eine Platte mit Krebsen, man präsentierte ihm Rechnungen, die er unterschrieb, er stand in einem Park, durch den Flieder brachen Elche mit massigen Schaufeln auf ihn zu. Er drehte den Zettel durch die Finger, es wurde ein Taktstock daraus. Da sah er die Handschrift der Vaurain. „Alles Fälschung!" In ungeheurer Geschwindigkeit schaltete er das Rad der zehn Jahre zurück und glaubte unter-

wegs in diesem rasenden Ablauf zu sehen, wie falsch die Zargen ineinandergriffen. Er las:

„Sie, mein Neffe, waren einem Irrtum verfallen, der grob und schlecht war. Man hat keinen Sinn für eure Geschäfte in unserer Ebene. Zwar steht es mir nicht zu, moralische Entrüstung zu zeigen. Aber die Leidenschaft und Armut meiner Lebenszeit war noch sehr als Erfahrung in mir. Indem ich sie ausstrahlte, gab ich Ihnen die Möglichkeit, im Spiel auf eine Höhe zu treiben, die ich einmal zu einem heiligen Zweck erwünschte. Doch befriedigte ein harmloser Wohlstand Sie nicht, Sie verfielen der Geste des Geldes. Indem Sie allein das Maßlose gelten ließen, wollten Sie mich zwingen, die Alraune Ihrer Kassenschränke zu sein. Da schickte ich die Jagd in einen eisigen Äther hinauf, Sie fühlten nicht einmal, wie die Luft um Ihren Hals zusammenfror. Jetzt habe ich die Meute zurückgepfiffen. Man jongliert nicht mit uns Wesen der großen Stille. Leben Sie wohl!"

André streckte die Hand aus, weil er meinte, jemand habe zu ihm gesprochen. Das Zimmer war leer. An den Tischkanten hörte er Finger klopfen, ein Kauz schrie aus den Polstern, Louisdors regneten aus der Lampe, und überall schrieben spinnenhafte Hände einen Rapport nieder.

Er schrie: „Schweig doch, alte Dirne!" Aber es pochte seltsam und regelmäßig. Seine Hände krallten sich in das Sofa; als er nichts aus den Polstern herausgreifen konnte, schlitzte er mit dem Taschenmesser die grünen Bezüge kreuz und quer auf, ohne daß eine Eule ins Zimmer geflattert wäre. Zitternd trieb er den Docht in der Lampe hoch, daß der Zylinder platzte und eine brandige Schwärze herausblakte. Während er herumtapste, tigerten Funken und Ruß sein Gesicht. Er schlug nach dem Nigger, der wieder Napoleon war und die Hand an der Brust hielt, die Scheibe des Bildes zerbrach. Da rannte er fort.

Im Flur prallte er gegen die Monacre und packte sie, er bekam ihre schlaffe, warme Brust zwischen die Finger und

zögerte einen Augenblick; das Warme ging ihm seltsam durch die Glieder, als habe er von mütterlichen Dingen eine Ahnung. Weil aber alles Bewußtsein von Blühen und Fühlen in André abgedrosselt war, erreichte es nicht mehr sein Hirn. Seine Hand riß durch ihr Haar, ein altes, hart und rauh gewordenes Haar. Da zog er sie fort durch den Flurschacht nach der Straße. Sie stieß mit kleinen Fäusten in seine Seiten, aber jedesmal zerrte dieses Sträuben an ihrem Haar, und sie wimmerte wie eine Katze. Das Pferd vor dem Haus spitzte die Ohren, es wandte sich um. André lief hinaus.

In der Ferne wurde eine Trommel gerührt, Takt einer Zeit, der dumpf und groß durch den ganzen Hintergrund ging.

Die Leute standen geknäult zusammen. Das Trommeln schnurrte näher. Da waren Konskribierte, Leute ohne Montur, ein Fahnenträger und ein schmutziger Feldsoldat, und einer, ganz jung noch, hatte eine zerbeulte Trompete, die unter seinen Versuchen zerfetzte Laute von sich gab. Es war ganz dunkel, man sah nur Schatten, die Blitze des Gewitters fuhren flach über den Horizont.

„Der Kaiser ist gefangen!" sagte der Schuhmacher Roquerolle zu André, und merkte nicht, daß in dessen Fingern wimmernd diese Frau hing.

Gebrüll brach vom Markt auf, schlug in Wellen näher, „Vive la République!", brach in die Gruppen ein und taumelte fort.

Die Trommel kam jetzt voll in Takt. Andrés Pferd setzte über die Straße, herrenlos, es verlor auch noch den Sattel. Roquerolle sagte: „Die ist Frankreich, dies Pferd . . ." Sie waren nun alle dabei, schrien und vergaßen den Zusammenbruch und dachten nur noch daran, auf ein neues Leben hinzumarschieren.

„Was meinen sie?" fragte André. Niemand hörte. „Ei nun," flüsterte er in seine hohle Faust, „diese kleine zerschrumpelte Vaurain, diese dumme kleine Vaurain!"

Ihr sagt: „Vive la République!? Bin ich nicht mehr da?"

Die Straße war nur noch Trommeln, die ganze Stadt war es und dahinter das ganze Frankreich. Man sah sich gar nicht nach ihm um.

André riß die Monacre hoch, erst mit den Haaren, dann stemmte er plötzlich, ein Athlet, sie quer über seinen Kopf. „Lothringer Hochöfen 54! Kanonen 255! Hanfspinnerei von Toulon 480!" Er schmiß den Körper aufs Pflaster unter die Leute. Die Trommel schlug vor ihm. „Wie diese Vaurain klopft", schrie er und steckte sich die Finger in die Ohren. „Ich will das nicht! Schweigen soll sie!" Aber als man weiter anschlug, ging er gegen den Trommler los.

Da rannte der ganze Haufe über ihn weg.

Der Knabe No

Von Arnold Ulitz

Als Richard Troll neun Jahre alt war, holte sich seine Mutter Maria, die Witwe eines Chemikers, bei Richards Lehrer Rat, was mit dem Kinde zu beginnen sei. Einwandfrei des Knaben Begabung, so war die Auskunft, das Vorwärtskommen auf der höheren Schule völlig fraglos. Bedenklich bleibe sein Charakter. Maria Troll nickte schön und schwermütig in ihrer Witwentracht, die sie immer noch trug, weil sie ihrer anmutigen Blondheit kleidsam war. Aus sechs oder sieben Zuschriften dieses wohlwollenden Lehrers wußte sie, daß Richard ungewöhnlich reizbar, ja, gefährlich roh sei. Sie wagte nicht mehr, so kühn wie sie es nach der dritten Zuschrift getan, die Artung des Kindes als üblich jungenhaft und im Kerne gesund zu deuten, denn kurz nach jenem Brief war es geschehen, daß das Kind, rasend über den mütterlichen Verweis, kämpferisch, sinnlos-zornig gegen sie losgesprungen war, und seine für sein Alter ohnehin bedeutende Kraft war durch die Wut so grausig gesteigert, daß diese zierliche Frau ihn wie einen ebenbürtigen Gegner bekämpfen mußte und nur mühsam besiegte. In kaum stillbares Weinen brach nach dergleichen Bändigungen der Knabe aus, und Maria wähnte, so heiße Tränen könnten einem vergifteten Born sicherlich nicht entquellen.

Der Lehrer sprach sehr behutsam, tastete in seinen Fragen wie mit Arzthänden, gab zu erwägen, daß Richard stets der Angreifer sei, daß die Mitschüler in großer Furcht vor ihrem kräftigen Tyrannen ihm nicht einmal einen Spitznamen zu geben wagten, und daß ... Er fragte unendlich liebevoll, wie denn Frau Trolls verstorbener Mann ... Aber nein, unmöglich, völlig unmöglich, ihr Mann war

seelengut. So, und weiter zurück? Sie lächelte. Nie etwas bekanntgeworden. Er sehe die Sache wohl doch gar zu finster und zu wichtig an, Richard sei ein Bengel, gewiß, gewiß, aber nach Vorfahren zu fragen? Nein, das klinge ja nach Kriminalpsychologie. Ein wenig verletzt fragte sie jetzt abschließend nach der geeignetsten Schule. Empfehle sich eigentlich die Pestalozzi-Oberrealschule, die in ihrem Wohnbezirk liege? Man rede mancherlei Ungünstiges von dieser Anstalt; man sage, daß die Herren Lehrer dort „rot" seien, aber man spreche auch von einem einzigartigen Zug der Menschlichkeit, der gerade diese Schule auszeichne. Der Lehrer riet fast heftig zur Pestalozzischule als zur einzigen, die für ein Kind wie Richard überhaupt in Frage komme. Nie, nie dürfe er in Korporalshände geraten, nur Vaterhände, Vaterhände könnten hier helfen. Bei diesem Wort errötete der Mann, aber sie merkte und witterte nichts.

So kam der Knabe in die Pestalozzischule, fühlte sich sofort sehr wohl, wurde geradezu verwöhnt, denn er war gescheit, hübsch, gepflegt, und daß seine scharfgrauen Augen ein wenig schielten, war noch ein Zauber an ihm. Einige Lehrer bestritten übrigens, daß er schiele, und gaben nur zu, daß seine Augen ungleich groß und unsymmetrisch gegeneinandergestellt seien. Man duldete, daß er immer abgelenkt schien, und es war in der Tat nur Schein, denn über die tändelnden, bastelnden Finger hinweg horchte er sehr aufmerksam und begriff vorzüglich. Ja, schier unheimlich war oftmals sein Erfassen, es war ein Ergreifen, ein Zugriff, ein An-sich-heran-reißen, ein Raub, und manchmal sprang er auf, weil ein neues Wissen in ihm aufgesprungen war, und schrie seine Neuigkeit flammend in die Klasse, sah sich dabei nach allen Seiten um, aber nicht eitel, sondern herrisch, als gebühre ihm atemloses Lauschen aller. Die Lehrer sah er hierbei seltsamerweise nur flüchtig an, als kämen sie kaum in Betracht. Dafür sprühend, lodernd gegen die Mitschüler; er warf seine Blicke wie Steine heraus, zielte, traf, wollte zerschmettern mit diesen Blicken.

Bald war er bei den Kindern unbeliebt; vielleicht erwie-

sen ihm die Lehrer zuviel unbedachte Reverenz, vielleicht auch witterten die in aller Jughundehaftigkeit noch Mäßigen das schrecklich Maßlose in ihm, den Massenwidersacher von Bluts wegen. Nach anfänglichen Zweikämpfen stritt man nur noch mit Schikane gegen ihn. Man tuschelte, nur um ihn neugierig zu machen, vergönnte aber den gierigen Lauscheraugen nicht einen Brosamen des albernen Geheimnisses. Oder man spielte und ließ ihn nicht mitspielen. Er verzichtete, lief aber dafür Primanern in die Beine, balgte sich mit ihnen und war so betörend tapfer, daß sie ihn liebten. Kaum spürte er es, so war er mißvergnügt, konnte die Großen nicht mehr brauchen.

In einer Pause warf er einen Stein ins Fenster des Lehrerzimmers, freute sich an der ungeheuerlich anwachsenden Untersuchung, trieb sich wie ein Jagdhund an der Peripherie des Schülerklumpens herum, der sich im Hof um den Aufsichtslehrer brodelnd ballte, und endlich sprang er mit schmetternder Gewalt zwischen rechts und links Strauchelnden mitten in den Kreis und meldete sich: „Ich war es, ich wollte übers Haus werfen." Der Lehrer war ärgerlich über die dröhnende Ansammlung, in deren Mitte er, wie er sehr gut wußte, nicht anders als lächerlich wirken konnte, und gab dem Jungen eine Ohrfeige. Zugleich spottete er: „So ein Knirps will übers Haus werfen? Frechheit!" „Was?" schrie Richard tobend, griff einen Kiesel, traf herrlich übers Haus — es war eine gewaltige Leistung — und rief: „Absichtlich schmiß ich ins Fenster rein, absichtlich!" Hierauf weinte er unerhört heftig, so daß ihm der Lehrer selber freundlich zusprach. Er aber haßte ihn von Stunde an, obwohl es Dr. Hauptmann war, den alle liebten. Man achtete ihn besonders wegen seiner Witzigkeit, jeden kecken Anwurf eines Jungen lenkte er genialisch ins errötende Gesicht des dreisten Schützen zurück. Als ganz besonders jugendhaft galt gerade dieser Mann, und so gut auch Kinder wittern, wenn es gilt, die Schwächen ihrer Herren zu entdecken, ihnen entging doch, daß dieser freundliche, geistreiche, verständnisvolle Mann der eitelste ihrer Lehrer war.

Im nächsten Jahre wurde Dr. Hauptmann Richards Klassenlehrer und unterrichtete im Deutschen und Englischen. Nach einer Woche war er von dem Knaben völlig überwunden, in seine Fähigkeiten verliebt, von seinem Temperament entzückt, von seiner Wildheit ein bißchen sentimental-lyrisch berauscht, und er brachte für diesen Liebling den Namen „der Dämon" auf, der natürlich nur unter den Lehrern gebraucht wurde. Er erklärte in scharfer Formulierung, daß Schulzucht zum Verbrechen werde, sobald eine wahrhaft dämonische Persönlichkeit sich ihr unterwerfen solle, und schrieb Richard ungewöhnliche Willenskraft zu. Hierin widersprach der Geistliche: „Ich sehe den Jungen schon lange voller Sorge an," sagte er, „was er so kräftig vollführt, das gelingt ihm gerade, wenn er nur sehr schwach will. Alle seine kleinen Untaten geschehen im Sommer, und zwar gegen Ende des Vormittags, weil er dann müde ist." Hierüber unterhielten sich dann die Herren so heftig und klug, daß sie den lebendigen Jungen über den toten Theoremen bald vergaßen.

Als die wohltätige Quäkerspeisung auch in der Pestalozzischule begann, wurde Richard, als Sohn einer Witwe, zu den Bedürftigen gerechnet, und es fiel auf, wie gierig er aß: er fraß, schlang, stampfte Reisbrei und dicken Kakao mit Weißbrot in sich hinein. Dr. Hauptmann, der zweimal wöchentlich die Aufsicht führte, fand auch hierin noch Herrlichkeiten. „Solche Zähne müßten alle haben, mit solchen Zähnen beißt man sich durch." Richard sah fort, wenn er Hauptmanns Augen spürte. Er wurde dann wahrhaft häßlich und glich, er, der unsinnig Tapfre, einem feigen Hundetier. Hauptmann streichelte ihn einmal übers Haar, das er liebte, und Richard zitterte so, daß der Kakao aus seiner Schüssel sprang, und stierte wie irrsinnig genau auf den Bauch des Lehrers, so daß viele lachen mußten.

An jenem Tage, es war der 29. August, in der gleichen Viertelstunde geschah dann noch etwas Unerhörtes: Ein größerer Junge stieß versehentlich Richard, der ein weißes Kreuz am Ärmel trug, weil er geimpft war, und Richard schrie wie schwerverwundet: „Denkst du, das tut nicht

weh?" Nein, es konnte wahrlich nicht sonderlich weh getan haben, dennoch schlug Troll, ehe Hauptmann es hindern konnte, mit seinem Eßnapf so fürchterlich auf den großen Jungen ein, daß der niederbrach, aus klaffender Wunde entsetzlich blutend, so schrecklich und ekelhaft, daß einige Kinder sich übergaben, als das schöne Knabenblut über die Fliesen floß. Großes Bemühen natürlich um den Verwundeten, aber siehe, Richard trat mit seinem Blechnapf, an dem noch Blut und Haare hafteten, an den Speisekessel und rief den Schüler, der die Kelle handhabte, jetzt aber unter den erschrockenen Gaffern stand, mit frecher lauter Stimme: „Gib mir Neues, ich habe meine Portion ausgeschüttet." Der Gerufene trat auch wirklich, wie behext, an das kleine Scheusal heran, um zu willfahren, da sprang Doktor Hauptmann auf. „Du wildes Tier!" schrie er rasend und schlug Richard ins Gesicht, viele Male.

Maria Troll wurde in die Schule gebeten, und als Hauptmann sie sah, erkannte er, daß er Richard bisher wie ein verkleidetes Mädchen geliebt hatte; er fand Haar, Mund und das Licht der Augen an dieser Frau wieder und liebte sie. Daher verfocht er in der Lehrerversammlung fanatisch einen versöhnlichen Standpunkt. Er erklärte die Roheit aus einem Mangel an Phantasie, aus Erregbarkeit, aus tatsächlichem Schmerzgefühl der Impfstelle. Er wies darauf hin, daß ein Elfjähriger einen Fünfzehnjährigen angegriffen habe, er, ein „roter" Lehrer und Friedensfreund, geriet fast in Vergötterung heldischer Art. Manche lächelten da ein wenig. Der Direktor ließ sich verführen, auch sah er zum erstenmal Richards naturgewaltiges Weinen, er dachte an die eigenen Kinder und die Rätselart jegliches Menschen. Aber als er den Knaben sanft berührte, verwandelte sich Richard sofort in einen feigen, doch bissigen Hund.

Der Kaplan sprach in der Religionsstunde zu ihm: „Du bist tapfer, drum sei auch jetzt tapfer, wenn ich dich tadle. Du darfst deiner Wut nicht nachgeben, du hättest den Hannemann ja totschlagen können. Höre doch: du wärst ein Mörder geworden, das mußt du mal ganz genau be-

denken. Einen Menschen so sehr schlagen, daß er nie wieder atmet, nie mehr die Augen aufmacht, nicht mehr nach Hause kann, die Eltern warten und warten: Kommt er nicht endlich zum Mittagessen? Hat er etwa Arrest? Nein, er hat nicht Arrest, totgeschlagen ist er von einem tapfern Jungen, dem er aus Versehen an den Impfblattern wehgetan hat." „Er hat mich doch gestoßen," heulte Richard, „ich mußte ihn hauen." „Aber doch nicht so! Nicht so bestialisch! Denk doch nur, wenn du Geschwister hättest. Brüder zanken sich doch oft! Wie oft hat mich mein Bruder Otto gehauen und ich ihn, und ich bin sogar Kaplan geworden... Du würdest ja deinen eigenen Bruder erschlagen, du würdest zu einem Kain werden, du würdest ja Abel erschlagen, Richard!" Der Knabe stierte ihn an. „Ich bin der einzige zu Hause", flüsterte er, wiederholte es dann seltsam triumphierend: „Ich bin ja der einzige!" Da beging der Kaplan, den die Augen des Kindes sonderbar entsetzten, die Ungeschicklichkeit, daß er sagte: „Wir wollen alle für ihn beten." Sie gehorchten, aber Richard brüllte: „Nein, nein!" Der Kaplan schritt mit gefalteten Händen bis an seinen Bankplatz und sagte mit zuckenden Lippen: „Beleidige Gott nicht!" Aber Richard warf den Kopf auf die Bank und wimmerte: „Nein, nein!" Den Kaplan faßte so große Furcht, daß er von seinem eigenen Gebet nichts wußte, nur noch Bangigkeit war in seiner Seele und ein ganz verzagter Aufschrei: „Gott, Gnade!"

In der nächsten Stunde, im Englischen, verwechselte ein Schüler das Wort „no" mit „not". Dr. Hauptmann schalt ungeduldig „Daß no ‚kein' heißt, könntest du endlich wissen!" Und plötzlich, wunderbar, machten alle in Gedanken den gleichen Wortwitz, drehten sich nach Richard Troll um, und einige riefen sogar leise: „No, no!" Hauptmann konnte sich das nicht deuten, und auch Richard fühlte sich nicht getroffen, er war ganz bei der Sache, er war nicht imstande, Kain im „kein" zu vernehmen, hatte Blut, Brudermord, Gebet schon wieder vergessen. Von da an hatte er den Spitznamen No. Man blieb ihm die Erklärung schuldig, warum man ihn so nenne, und er erriet die Wahrheit

nicht und freute sich sogar ein wenig, daß er endlich einen Ulknamen hatte.

Fast genau ein Jahr danach wurde Troll wiederum zum Angeklagten. Er hatte einen jungen Menschen seiner Straße, keinen Mitschüler, mit dem Taschenmesser in den Oberarm gestochen. Ursache oder Anlaß: eine dumme Neckerei: „Du hast ja so hübsche Haare, du brennst sie dir wohl?"

In dieser Konferenz sagte Dr. Lekve, der Biologe, der zugleich Schularzt war, etwas Grausiges: Bis zur vorjährigen Quäkerprügelei habe er Richard Troll nur dem Namen nach gekannt. Damals sei er aber neugierig gewesen, und bei seiner Quäkeraufsicht Mittwochs, ja, da sei ihm, ganz spielerisch eigentlich, der Einfall gekommen, diesen blutdürstigen Helden aus den 42 Jungen herauszufinden, und zwar einzig und allein auf Grund der physiognomischen Verbrechermerkmale. Grade damals hätte er einen einschlägigen Aufsatz irgendwo in einer illustrierten Zeitung, also keinem wissenschaftlichen Organ, durchgelesen. „Und als ich in alle zweiundvierzig Paar Knabenaugen gesehen hatte," sprach er, „fühlte ich: der hier, dieser hübsche Bursche hier, mit den eigentümlichen Augen, der muß es sein. ‚Wie heißt du denn?' fragte ich. ‚Richard Troll,' sagte er, und sah mich so blank an, daß ich ihm auch gut sein mußte, wie Kollege Hauptmann es noch heute ist. Jedenfalls seine völlige Andershaftigkeit fühlte ich damals. Das möchte ich zu bedenken geben, es kommt mir nachträglich grausig vor."

„Die Mördermerkmale?" rief Hauptmann erstickt.

„Ja, die Merkmale des sogenannten geborenen Mörders."

Dies Wort war wie ein lockrer Block, der an der Decke lauert, alle Harmlosen drunten fürchterlich zu zermalmen. Wildfänge, Taugenichtse, Tunichtgute, ja, sie hatten humane Namen für manchen fragwürdigen Burschen, aber einen geborenen Mörder kannten sie noch nicht. Die Väter unter ihnen waren wie von Frost befallen, ihre Hände spielten erregt, weil die Herzen so bebten. „Wir tragen

eine ungeheuere Verantwortung", sagte jemand leise. Der Direktor sah welk aus, er senkte den Kopf. Er hatte soeben für den Knaben sprechen wollen, jetzt fürchtete er sich. Einmal noch um Gnade für ihn bitten, einmal noch Hoffnung machen, weil doch das Leben so rätselhaft sei, reich an Finsternissen, reich an jähen Erhellungen Soeben noch sagen wollen: „Meine Herren, stoßen wir ihn nicht hinaus. Wenn irgendwo, dann bei uns . . ." Jetzt schämte er sich fast. Er wartete auf Hauptmanns Stimme. Irgendein Zorniger schrie es heraus: „Die Sentimentalität muß eine Grenze haben. Fünfhundert Jungen gegen einen!" Das löste, ermutigte, berauschte. Die Angst vor künftiger Untat spornte die Männer zu Unerbittlichkeit. „Zugegeben, er ist krank! Wir sind kein Krankenhaus, wir sind eine Schule!" Schließlich drei, vier, fünf Stimmen zugleich: „Geborener Mörder!" Und vier andere Stimmen dazu: „Geborener Mörder!" Und dann grollte ein zuchtloser Chor in Notwehr das schreckliche Wort. Der Direktor sagte müde: „Ich denke, wir können zur Abstimmung schreiten."

Als doch noch Dr. Hauptmann ums Wort bat, nickte der Direktor hoffnungslos. Wie einen Feind sahen ihn alle an. Rechthaberei, Eitelkeit, Sophisterei, Glattheit des Literaten schienen ihnen plötzlich an ihm entlarvt. Will er Honig in einen Kessel kochenden Gifts träufeln und uns zureden: Trinkt? Hauptmann war so erregt, daß er lange nicht sprechen konnte. Endlich: „Ich bitte zum letztenmal um Nachsicht für Richard Troll. Ich werde seine Mutter heiraten, ich werde sein Vater sein. Seit dem Kriege ist er vaterlos. Ich glaube fest, daß ich ihn behüten kann. Wenn Sie ihn aber jetzt ausstoßen, werde ich ihn nicht behüten können."

Sie schwiegen beschämt. Sonderbar, rührend und auch lächerlich: plötzlich hatten die vorigen Worte des Zornes nicht mehr so bösen Ton, der Steinblock in der Decke wurde plötzlich zu weichem Tuch? Diese braven Männer, die soeben das Mysterium des Mörders geahnt hatten, wagten nicht unkollegial zu sein. Der Knabe No war plötzlich das Kind eines von ihnen. „Unter diesen Umständen . . ."

Wie töricht zaghaft tönte die vertraute Redewendung voll milden Klanges! „Das ändert ja allerdings . . .“

So blieb der Knabe No in der Schule.

Der Direktor ließ ihn zu sich berufen und sagte: „Einer deiner Lehrer wird dein Vater werden; er liebt dich längst wie ein Vater.“ „Wer?“ lallte Richard. „Herr Dr. Hauptmann“, antwortete der Direktor und ärgerte sich ein wenig, weil er im Augenblick nicht wußte, ob die Bezeichnung „Herr“ in diesem Zusammenhang nicht vielleicht stimmungsstörend sei. Richard schrie: „Nein, nein! Herr Direktor, verbieten Sie es ihm! Meine Mutter hat mir noch gar nichts gesagt, sie hat Angst! Nein, nein!“

Der Knabe No lag vor Dr. Hauptmann auf den Knien: „Sie dürfen meine Mutter nicht heiraten.“ Er schwor ganz kindlich: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich jetzt immer anständig sein werde.“ Hauptmann antwortete: „Deine Mutter würde sehr unglücklich sein, wenn du es uns nicht erlaubst, denn sie liebt mich so sehr, wie ich sie. Willst du sie unglücklich machen? Wir werden uns schon vertragen, wir drei.“

Für die Woche, in der die Hochzeit stattfinden sollte, wurde der Junge vom Unterricht beurlaubt und zu einem Bruder Marias, einem Förster, geschickt. Am Hochzeitstage fuhr er eigenmächtig in die Stadt zurück. Der Bruder telegraphierte, doch die beiden glücklichen Menschen öffneten kein Telegramm; zu albern viele lagen mit Glückwünschen gestapelt. In der Nacht schlief Richard auf der Treppe. Morgens gegen acht klingelte er.

„Wer ist denn da?“ fragte der Vater von innen.

„Ich.“

„Wer ich? Richard, du?“

„Ja“, schluchzte er.

Als der neue Vater öffnete, schoß Richard ihm mit einer Pistole durch den Leib und war ein Mörder.

Die Mutter

Von Alfred Wolfenstein

Über den besonnten Friedhof kroch der Leichenzug behaart von dicken schwarzstrahlenden Hüten dem Schatten der Gräber zu. Der Sohn der Toten folgte mit raschem Schritt dem Sarge. Wenn sein heftiger regelloser Gang aus den Reihen fiel, zuckte die gesenkte Stirn von der Nähe des Sarges und die Schultern schoben sich gebannt unter das dunkle Holz. Die Träger streckten schnell ihre Arme aus, eine Hand klopfte ihm auf die Schulter und drückte ihn wieder in den Zug, der mit ruhigen Hebungen und Senkungen seiner Glieder über den Sand knirschte.

Das nachnäselnde Harmonium verstummte, die Wege wurden enger. Die Leute nickten und sahen hinab auf steife Marmorschriften, Gitterspitzen, hängende Bäume, niedrige Stadt der Toten. Wären wir allein, dachte er und starrte nach dem kantigen Haupt des Zuges, das auf vier Nacken voranschwankte, sprühend blickte die Sonne aus den vier metallenen Ecken. — Mutter, höllische Krallen scharren an meinem Herzen — Engel pochen warnend von der anderen Seite — sie alle wollen Untreue. Doch fürchte du nichts, ich öffne nur dem, der mir mehr Schmerzen, mehr Schmerzen bringt! Ich höre, was du mir drei bleiche Tage und Nächte lang zugeflüstert hast, als du noch unverschlossen lagst, in unserem kalt hallenden Hause —: Ich höre, wie du es immer noch aus deinem Kasten mild und verzweifelt schreist, daß der blaue Himmel in meinen Ohren zerbirst — Denn es bleibt wenig Zeit, bis sie deinen Mund verstopfen. Oh, ich verstehe dich gut, wenn ich auch jung und verwirrt bin. Du verlangst nach mir — Oder verlange ich nach dir —? Es ist nicht genug, dies kind-

liche Brennen in meiner Brust, nicht genug. Ist großer Schmerz so erträglich groß? So hat mich mancher Stein eines Jungen geschmerzt, der mich an den Kopf traf. Wie groß ist der Tod? Abenteuerlicher Riese — dulde ich, daß ein bequemer Hügel aus dir wird? Und bist doch Tod des einen Leibes, der mich geboren hat. Mutter, ich wandle und rage, kreuze frech deinen nun hölzernen Leib. Ich löste mich einst aus dir, damit du allein stürbest! So ist es in der Ordnung, murmeln hinter mir die Mundwinkel der falschen Trauer —

Er drehte sich um. Gedämpfter Wortschwall, Nebel kleiner Unterhaltung zog in langen Schwaden heran. Aber wie mit doppeltem Antlitz vorwärts gewandt, fing er aus der Spur des Sarges eine getragene Stimme auf: ... Mein Kind, du gehst mit ihnen, nicht mit mir ... Nein, Mutter, ich bin kein Verräter ... Unterscheidest du dich von ihnen, wie du's wünschtest? ... Mehr, wünschte ich, mehr, doch sieh meine bedrückte Brust ... Ich sehe deine Brust wie eine blühende Wiese unter eiligen Wolken sich ausbreiten — lebendig — und hier ein Schneefeld, dir schon unähnlich, deine Mutter ... Sieh, Mutter, ich gehe rasch dir nach ... Um deine Trauer rascher ins Grab zu versenken, mit Bewegungen unbefangen und frisch ... Du bist hart, Mutter, ich fühle sie ja selbst mit Widerwillen, diese Glieder, die dir gehören und sich ruchlos bewegen: So komm, laß dich von ihnen nicht mehr verhöhnen, steig auf in meinem Blute mit gespenstischem Recht! Ich soll sterben wie du! Wenn auf der östlichen Erde der Liebende nach dem Hingegangenen sich verbrennt und die Zufallsordnung des Todes nicht duldet: Ich will noch mehr tun, geliebte Mutter, brechen auch diese Ordnung zwischen der Jugend und dem Alter ...

Er blieb stehen. Aber höre, flüsterte er, auch grausam wie der Tyrann auf dem Scheiterhaufen — wünschte ich zugleich mit mir alle diese zu verbrennen! Zischend, brummend, kreischend sammelte sich das friedliche Getöse der schwatzenden Reihen unter den Ahornen und Akazien, und machte hinter ihm halt. In tierisch unbefangener Unterhaltung, daß die Vögel darüber lautlos hinzufliegen schienen,

sah er ein Heer von fremden Gesichtern anrücken: Aus aufgerissenen Augen, geneigten Ohren, zappelnden Mündern, stirnrunzelnd oder lächelnd Nachbar an Nachbar angeknüpft, schwoll ihre Sprache durch die gewundenen Wege und wirbelte fern mit dem gefühllosen Schwanze des Zuges den Staub auf.

Hier hatte er sie alle beisammen, eine endlose unbeteiligte Menge schloß sich durch die Mauer hindurch dem Friedhof an. Sie reichte bis in die geschäftige Stadt zurück, sie drängte sich ohne Sinn bis zu diesen dunklen Wegen vor und türmte die Sinnlosigkeit des Lebens rings um ihn und um diesen Tod auf. Was tat ihr Geschrei verwandt und vertraut mit ihm? Ein größeres Glück war es, der Toten ähnlich zu sehn als den lauen Sümpfen dieser Gesichter. Und gurgelte es nicht selbst unter ihren gründumpfen Oberflächen, daß die Welt nun zu Ende sei?

Da packte er sie, wie sie aus Wohnungen, Läden, Schenken ahnungslos, aus Arbeit, Musik und Liebe unerschöpflich heranwimmelten und vor dem aufgähnenden Grabe zurücksanken in entsetzter Wellenbewegung: Und voller Lust, dem Tode der geliebten Mutter noch einen Sinn zu geben, indem er auch dem ungeliebten Schwall ein Ende machte — ja, Tod zu sein —, schleuderte er sie hinab, Masse nach Masse der fremden Gesichter — die wohl aus Todesangst noch so menschlich verbunden ihn ansahen, doch in Wahrheit häßlich, öde, überflüssig, vergänglich gegen die Tote. Die Erde aber schluckte lachend alles, als sei es nichts, sie ergab noch keinen Hügel: Bis er zuletzt sich selbst und was nun schon vergangen war, Spiele, Bücher, Tänze und Wanderungen, suchende Dämmerungen, Tage und Nächte mit Freunden und Führern, alle erste Herrlichkeit hinabschüttete — die Arme ganz voll genommen schüttete er das Haus der Kindheit hinab, das mit ihr zerfiel: auf bunten Stühlen Gespenster aller innigen Gespräche, hohl der singende und donnernde Flügel an der leeren Wand, der Garten trocken, die Treppen stiegen nicht mehr, die Wege brachen ab — die verstümmelte Welt opfere ich dir nun ganz —

Er fuhr auf. Wie ein lebloser Vogel sank ein schwarzer Leib langsam von den Achseln und roten Backen der Leute hernieder zur Erde. Sie öffnete sich dafür, es sank weiter und schwand unter den Füßen hinweg. Aber die Menschen blieben oben, sie ordnete sich in dickem Kranz um das eckige Loch. Worte begannen zu rascheln, mit trockenen und metallenen Blumen. Dann schwebten von allen Seiten Arme und Stiele der Spaten auf ihn zu und boten ihm Erde. Ein Fuß trat ungeduldig gegen seinen, ein Mund zischte: Es ist das Letzte!... bis er die Erde nahm und zwischen den Fingern hinabfließen ließ. Sogleich polterten die Schollen ihre erlöste paukende Schlußmusik, die Spaten schnitten ein, sie scharrten und wölbten die Erde, klatschend. Getrappel zog um den Ort herum, über Bretter und Sand klang es ab, und bald war kein Schritt mehr zu hören. Leises Heulen von einer Herde geretteter Opfertiere lief hinter der tiefen roten Sonne um den Horizont, Weiterheulen des Lebens. — Eine große Ebene lag hier wohl bis zum Horizont hin — nur dicht vor ihm machte der Boden einen harten Buckel. Der kalte Geruch von Tulpen kam daher — er sah einen Schatten neben sich liegen und drehte sich um: Ein Baum, niemand ging mehr zwischen den Gräbern.

Er stand hinabgebückt, lange, da näherten sich noch Schritte. Ein alter behaglich schleichender Mann kam, neben dem eine Schlange Wasser auf die Blumen spie. Aus seiner Pfeife quollen dicke Wolken in die Luft, wo noch Bienen und Schmetterlinge lautlos flogen. Schlurfend und rauschend dämmerte es vorüber, und eine vollkommene Stille folgte.

Aber eingezwängt zwischen zwei breiten Rüstern, das Gesicht an die Borke gepreßt, in ahnungsvoller Freude über seinen raschen Sprung in dies Versteck: wie ein Kind hätte er noch einen andern befragen mögen, warum er sich verborgen hatte —! Doch er wußte es schon, die Entscheidung hatte schon in ihm gelegen, jetzt war sie hell wie ein Fisch aus dem lange verdeckenden Schlamm heraufgestiegen. Sein Blut und seine Seele sprudelten ganz in diesem Sprung. Er allein war hier auf dem dämmernden

Friedhof, und er allein blieb hier, was sollten ihr andere Opfer —

Er winkte hinüber, bald würde das Tor geschlossen werden, dann kam er. Aus der träge fortschreitenden Dämmerung zog er sich in den alten tieferen Friedhof zurück. Nebelhafte blinde Flügel streiften dort schon umher, die Gräber wurden niedriger, zerfressener Efeu und harte Spinnweben in Dornen spannten sich vor die Füße. Die Steine begannen sich zu neigen, grau und namenlos, der Friedhof sank mit schiefen Kreuzen in Gräberhaufen klein und struppig zusammen, als seien hier alte Zwerge begraben: bis alles zu leeren Beeten verwischt lag. Weiter noch sank es, durch Höhlen, Pfützen und Schächte steil hinunter, in bittere Dämpfe von Laub und vergangenem Fleisch hinein führte der Weg, ins Innere, Flüsse sickerten durch die wachsende unterirdische Nacht —

Er hielt an und wartete, an einen leise wiegenden Baum gelehnt. Fern sah er in der Richtung des Grabes ein Licht aus den Straßen hereinblinken, das er sich merkte. Ehernes Scharren klang wie eine Glocke von der Mauer her: das Tor dröhnte und fiel zu. Rings um die Mauer schlugen die Uhren, er horchte —

Es regte sich auch in den unterirdischen Gehäusen — in den Uhren der Ewigkeit — Die Dämmerung bebte, er starrte hin: Hob sich nicht das Grab dort unter dem kleinen Licht, hob sich wie ein Berg — von innen aufgestoßen — von einer erstickten Stimme — — Die Blumen schnellten ab, regneten nahe heran, geisterhafte Hände fingen sie, feierlich senkten sie sich auf sein Haupt und schmückten es — Der nackte Hügel schweifte sich und ging auf, aus seinem Schoß auferstand eine weiße unbewegte Gestalt. So fühlte er auch sich selbst eisernfest werden, um dem ziehenden Magneten gerade ans Herz zu fliegen. Im schwarzen Stuhl mit golden beschriebener steinerner Lehne streckte sie bequem die Beine aus: Schönes Lächeln sah ihn durch die geschlossenen Augen teuflisch an und bog ihren Mund auf, ihre Brauen nieder, wie einander spiegelnde Monde. Aus dem Schwung der Nase sich entfaltend wie

ein Fächer schwebte die Stirn mit tanzenden Flecken bemalt, aus zauberhaftem Hintergrunde traten Gedanken vor und breiteten sich in schillernden randlosen Farben gleich einer Überschwemmung aus. Darüber wie große Irrlichter zuckten durch das Haupt die Feuer einer anderen Welt. Zahllose Arme, göttlich gefaltet auf den Schenkeln, verschränkt über der Brust, an Knie und Wange gelehnt, leer in die Luft erhoben, kamen aus den Schultern und Hüften. Plötzlich umschlang sie ihn, mit vollem Umfassen — gleich dem ersten erstickenden Eintritt in den Weihrauch der himmelnahen Kirche, gleich der ersten Umarmung —

Doch es wurde milder, je näher sie ihn zog: Sie warf die Maske ab, sie lächelte aus hellen unbefangenen Wimpern. Die Mutter war es, so hatte sie oft seltsam verwandelt die Augen geschlossen, wenn er bei ihr saß. Ich muß vor dir sterben, flüsterte sie... Warum sagst du das?... Weil du mich noch allzusehr liebst: Jeder wird geboren, damit er allein lebt... Im dämmernden Zimmer sein Kinn in ihren Schoß gedrückt, den Arm blind um ihren Hals geschlungen, so fühlte er in eine gute dunkle Höhle sich zurücksinken, wo noch Schimmer der ersten Sterne niedertropfte. Von dieser ersten tiefen Höhle prallte der Kampf ab, der tagsüber wütend schon in seine Jugend griff. Wie herrlich und seltsam, daß sie solange nach meiner Geburt noch lebt —! Sie drückte ein wenig spöttisch seine Hand, denn er hatte gesagt: Wenn du stirbst, töte ich mich... Durch ihr in zarten Bogen aufstrebendes Gesicht zwischen den schmalen Schultern schwebte er, wie durch ein hohes Mittelschiff dem Schimmer ihrer Augen zu, sah gebannt hinein wie in die Ewigkeit. Sie schüttelte den Kopf, aber sie nickte schon zugleich... Ich verlasse dich nicht, sagte er... und während sie ihn abwehrte, fühlte er doch verwandelte Arme um seine Brust und Hüfte sich schlingen, Öffnungen drängten sich auf, sie sogen willig seine schwärmerischen Worte, mit Fragen schienen sie ihn zu binden: Wenn ich sterbe —? Heftig griff er in seine Tasche: Wenn du stirbst, erschieße ich mich! Schon mit ganz befriedigtem Nicken beugte sie sich auf seinen Mund, der

Stuhl schaukelte ins dunkel gewordene Zimmer zurück, er beugte sich nach, auf ihrem Mund, er lauschte, ob nicht doch eine andere Antwort käme — Kam nicht aus der Tiefe eine andere? Er taumelte vorgeneigt — er ging —

Er ging, die Waffe fest in der Hand, die er trunken aus der Tasche gezogen hatte. Seine Knie waren noch steif, sorgsam beobachtete er das Licht, das ihm die Richtung zeigte. Es hing wie nahe über dem Grabe, während es jenseits der Mauer hinter einem Fenster stand, dessen Kreuz grau mitschimmerte. Dort setzten sie sich jetzt um die Tische, Essen dampfte, das so gut ans Leben bindet, Türen schlugen hin und her, Flügel, die die Wände aufheben, behagliches Fleisch unterhielt sich, sang und legte sich zusammen — Der Friedhof stieg, in Geäst, er war schwellendes Geäder auf der Nacht. Die Blätter klappten einzeln auf und zu, sie zeigten ihre blinkenden Rücken, voll von dem toten Saft, den ihre Wurzel aus dieser Erde sog. Hier wie der leblose Baum zu wurzeln! den Wind zu empfangen und unschuldig nur durch ihn sich zu regen — ohne Verantwortung für die nichtigen Bewegungen des eigenen Willens — nur mit den unsichtbaren Gebärden des Wachstums an der vergangenen Erde Nahrung zu saugen —! Er machte größere Schritte, er sah vor sich die weißen winkenden Umrisse und einen Hügel darin, wie die Brust einer Frau —

Plötzlich stolperte er und fiel. Als er aufsprang, war das Licht verschwunden. Er drehte sich um, alles war dunkel. Er begann zu tasten. Überall traf er Öffnungen kleiner Wege, die Richtung kreiste um ihn, nicht mehr zu erraten. Dicke Wolken lagen auf dem Himmel. Er wartete. Sie schoben sich dichter ineinander.

Er bezwang sich und fing an, langsam durch die Dunkelheit vor sich hin zu schreiten. In seine emporgestreckte Hand und in die andere unten streichende legten sich endlos Säulen und Stämme, marmorn und rostig Stäbe, Figuren, Schalen, Ranken, gekerbte Tafeln. Ein Grab ohne Stein kam nicht. Niedergebückt, auf die Knie geworfen, endlich unten kriechend, um nichts zu übersehen, fuhr er

durch Schlamm und Sand, und fühlte das Dickicht der Monumente über sich nur wachsen. Die Wege kreuzten einander in sinnloser Menge, verschwanden wie Augenblicksmücken und kehrten wimmelnd wieder. Er hätte jeden von ihnen nehmen wollen, jeder, kaum betreten, verwirrte ihn und machte ihn ungläubig. Es wurde ein zögerndes, hastendes Suchen — abwesend und doch auf dieser ganzen Erde gleichzeitig suchte er, bald tausendfach zerschnitten. Während der Friedhof sich ihm grausam entzog, prägten seine Formen sich den Händen höhnisch ein, von Kieseln wie mit Abdrücken des Gräberfelds gehügelt. Und jetzt — senkte sich nicht wieder der Friedhof — war es nicht wieder im Kreis der alte Abhang, der zur Hölle führte —? Dürr brodelte Grab an Grab mit immer älterem Moder gefüllt — Er traf in Stacheln, jetzt in teuflisch lebende Masse, feuchte Lippen, zwei Steine gruben sich in seine Hand, er schrie unter dem Biß — Fassungslos hielt er an, stemmte sich gegen den Abhang.

Aber die dumpfen Düfte mahnend aus dem Boden verwehrten jede Ruhe und trieben ihn: Suche! die Nacht geht vorbei —! Mit einem Ruck auf die Zehen gestellt schnellte er sich ab. Durch Dunst, durch Gesträuch und Zweige sauste er vorwärts, gepeitscht, fiel, stieß an Wände, warf sich zurück, warf sich kopfschüttelnd weiter. Die Geschosse der Finsternis hagelten seinem Sturmlauf entgegen, die steinerne Luft schmetterte auf ihn ein mit Marmorkugeln, Eisenkreuzen. Von Gitterspitzen blutend losgerissen, schweißtriefend hoch über Anhöhen und Löcher, auch wo es nichts zu überspringen gab, besinnungslos schossen seine Füße schon wie Flügel hin. Das Leichenfeld, ganz mit dem dichten, suchenden Netz seiner Sprünge überzogen, zitterte unter dem aufbrechenden Himmel voller Sterne.

Und schon war dieses einsame Hinrasen unter den Sternen nicht mehr sinnlos und traurig wie vorher. Verwandelnd rann die wilde Bewegung durch seine Gelenke, sie trat über verborgene Schwellen, wo hinter den Türen der Brust und der Stirn Tänzer, die Füße seiner unsichtbaren Kräfte, wartend standen: und mitgerissen in die weiten

Räume stimmten sie ein in Lauf und Musik. Wie Knie, Haar und Kinn tanzte innen der Quell einer Wandlung, der bergige Friedhof ging in Wellen, ein Meer schlug über den Grund voller Leichen: Seine Bewegungen, von der Toten ihm geboren, schufen nun aufgelöst sich selbst um. Durch die Felsen der Gräber flutend, über Inschriften, Blumen und Klippen, die Funken des Himmels spiegelnd, zwischen denen Wracke schwankend versanken, stob er auf und ab, und seine Glieder turnten sich in eine neue Freiheit. Trunken schwang, schaukelte und klomm er und wußte nicht, war er noch auf diesem Felde — flog er wie vom Sprungbrett über die Mauer schon auf Wiesen — strichen aus den Wohnungen die erwachenden Träume der Menschen —, bis er noch einmal, zurückfliegend wie ein Ball, irgendwo mit singendem Atem zwischen den Gräbern lag.

Er keuchte, er streckte sich aus. Er berührte auf dem Boden ein eisernes kleines Ding —: die Waffe, hier verloren, als er gestolpert war. Dann gleich einer zerbrochenen Maschine neben einer glücklich dampfenden begann es neben seinem Atmen zu klappern und zu zischen, vor seinen schwimmenden Augen liefen Himmel und Erde in bleichen Reigen durcheinander: Die Deckel der Wolken waren geborsten, knochige Sternbilder stiegen auf, Nebel und Knorpel, rings nickten und kränzten sich mit bleichen Schleifen Skelette über den Himmel. Sie warfen nach ihm die Speere leerer Finger, heulend sanken sie im Bogen wie Raketen heran, den ersten vergangenen drängten zahllose nach, zum wuchtigen Angriff sich zu verschmelzen: Aber jämmerliche Lücken blieben überall, öde Nacht weinte durch die Löcher des gebrochnen Gewühls, mit harten Schultern und Schößen prallten sie voneinander ab und bildeten zwischen sich nur ohnmächtige Höhlen wie im Innern ihrer Körper. Da knickten sie ein, in tausendfachen armseligen Lemurengelenken, die aneinander nicht mehr heranreichten, und krochen zu ihm und hielten ihm leer schmeichelnd wie Katzen beinerne Backen hin, daß er sie mit seinem Fleisch anfülle — Er sprang auf —

Er streckte die Arme aus: Denn dort — ein Strom, der wie ein Wunder aufwärtsströmte, erschien aus dem versunkenen Herzen des Lichts: Ein flammernder Kern, andrängend gegen die Erde mit ihren Gespenstern und Menschen, stieg durch ein Blutbad der Freude und sandte riesenhaft wehenden fegenden Druck vor sich her.

Er öffnete den Mund, Bälle starker reiner Luft flogen herein, die Qual sollte enden, und er brauchte sich nicht mehr zu rühren: Es sollte etwas für ihn geschehn. Wie der Wanderer nachts sich das Licht anzünden ließ, und als es wieder erlosch, ein anderer kam und es anzündete, und als es wieder erlosch, zu sich sprach: Jetzt warte ich statt auf Menschen auf den Morgen Gottes —: so brannten nun die Schatten in den Bäumen und Steinen aus, die Erde rauschte, wie ein rascher fahrendes Schiff, Vogelstimmen darüber. Eine letzte Wolke reckte sich und zeigte mit begeistertem Finger dorthin, wo der Himmel vulkanisch aufstand. Und er, auf die Zehen sich stellend und mit der winzigen Bewegung eine unermeßliche Strecke in den Weltenraum wachsend: traf jetzt am Horizont den glühenden Gipfel der Sonne.

Oberhalb der Erde war Morgen. Hier kam allein für ihn der Tag. Schon sah er die kleinen Hügel auf der Brust des abgestorbenen Reiches liegen, an denen er in dieser Nacht nur die Vergänglichkeit gefühlt hatte. Unsterblichkeit spornte nun wieder sichtbar die Schöpfung, unaufhaltsame feurige Reiterin setzte herauf aus dem Abgrund und zerriß ihm die letzten Nebel der Kindheit — mit Azur der Jugend.

Dem riesenhaft lächelnden Antlitz der Sonne entgegen nur wenige Schritte ging er: denn ganz nahe fand er das Grab. Er blickte hinunter, sein Herz schwebte über dem toten Herzen. Er küßte es noch einmal innig, doch bleich wie ein Mond aus schwarzem Gewässer schien es empor, während der Mund des Tages sich heiß auf seinen Nacken senkte. Dann aber war es, als schlösse sich ein seltsamer Ring, und als sei er noch immer nicht entronnen. Wie zwei schöne Frauen, die eine aus der Grube sich hebend, die

andere aus dem blauen Gewölbe sich bückend, reichten sie einander mit schrägen Blicken die Hände. Stockend begann er weiterzugehn, die runde Kette ihrer Arme umschloß ihn bei jedem Schritt: Glich dieses Licht mit den gewölbten Brauen des Himmels, dem er zuging, nicht doch dem Dunkel, das mit der Toten aus dem Rund der Erde aufsah? Nahm der Spuk des Lebens kein Ende, da der Morgen an den Totenacker stieß und zusammen mit dem kristallenen Grab des Äthers nur der Totenacker ringsum wuchs?

Er schritt an der Mauer entlang. Ehern und dünn und leicht wie ein Vogel hing das Tor darin. Es war noch geschlossen — und doch, es war offen, wie kein Himmel sein konnte, Sturm wehte hindurch wie über freies Meer. Flügelnde Stimmen jubelten heran: Wunderst du dich, noch immer gefangen? Du ließest etwas für dich geschehen — aber du hast noch nichts getan! Atme in den anwehenden Tag erst, dich zeugend! Es brauste und klang in der Muschel seines Ohrs: Stelle dich an einen Ort außerhalb der toten Welt, und du wirst sie bewegen!

Da schienen die toten Kreise entbannt sich aufzutun. Und zwischen dem Jubel der Engel schlug über die Scherben und Zacken der Mauer auch der erwachende Arbeitssturm: eine Stadt, eine Welt von Menschen, die er im Leichenzuge einsam wütend für die tote Mutter hatte hinopfern wollen. Nun flatterte aus der Unbekanntheit ihrer Gesichter eine beglückende Ahnung der Welt ihm zu, wie eine Fahne der Befreiung, die ihn vom allzu Nahen befreite — Liebe zu den Unbekannten, zu den Vielen, von der Mutter erst jetzt entwöhnte Liebe.

Seine Arme, die wie Quellen aus den Schultern sprangen, legten sich auf die Klinke. Von anwogender Frische nur durch die dünne bebende Wand getrennt, wartete er auf Öffnung.

Die Reise zu sich selbst

Von Kasimir Edschmid

Daisy war in Kanada an einer Stelle geboren, welche das Ohr eines Kindes nie vergißt, zwischen einem Strom und dem Urwald. Sie brauchte ihren Vater nicht zu bestechen, daß er sie ihr Leben selbst in die Hand nehmen ließ. Seine Mittel gestatteten ihr jede Laune, das Leben zu erproben. In den Märchen, die wir im entzückendsten Teil unseres Lebens hören, zogen die jungen Ritter aus, das Fürchten zu lernen. Sie taten es, weil ihre Existenz unangreifbar war, und ihrer Tapferkeit nichts anderes übrigblieb, als in die Wälder zu reiten und liebenswürdige Gespenster zu erwarten. Ein Mädchen, das über eine ungewöhnliche Klugheit, Schönheit, riesige Mittel und einen bedingungslosen Stolz verfügte, hatte im Jahre 1910 nicht mehr diese Möglichkeiten, die Sprache der Vögel kennenzulernen. Es blieb ihr nichts übrig, als auf einer gefahrloseren Reise das Leben zu suchen, das ihr die Macht ihres Vaters vorenthielt. An die Sprößlinge behüteter großer Häuser schlägt das Schicksal nicht seine Trommel. Daisy reiste, mit den Erinnerungen einer gewaltigen Sehnsucht an ihre Heimat belastet, denn keine Musik der Welt brachte aus ihrem Ohr die vereinte Melodie ihrer Wälder und des Lorenzo. Dies ist eines der größten Geheimnisse ihrer Handlungen. Ein zweites war eine Vision, die schon ihre Kinderträume durchleuchtet hatte, die Gestalt eines Mannes der mit brutalen Zügen in ihrem Traum erschien, den sie haßte, obwohl sie merkte, wie alles in ihr zu ihm drängte, und der immer die Züge und die Figur des Erzengels am Schluß annahm. Sie nannte ihn Monsey. Da dies in einem indianischen Dialekt Wolf bedeutet, enthüllt sich eine neue Phase ihres Lebens rasch. In Europa warf sie

sich in alle Strömungen, die dieses chaotische Land ihr wies. Schließlich waren es ein halbes Dutzend Männer, die ihr Dasein umwarben, von denen nur zwei Wölfe blieben, die sie hetzten. Den Franzosen Le Beau, den Norweger Rosenkrantz und den Schotten Meir Elisha überwand sie rasch mit ihrem Naturell, das sich in seinem Stolz nicht zu beugen vermochte. Ihre erste Liebe war schon in Kanada Caspare Symes gewesen, den sie auch nie vergaß. Den Deutschen Stefan verriet sie den Behörden, als sie fürchtete, daß er ihr Wesen zu beherrschen begann. An diesem Punkt fängt diese Geschichte einer Läuterung an, die Läuterung einer Frau, die lieber sterben wollte als leiden und sich unterwerfen, die in verhängnisvolle Beziehungen eingespannt war, die von Sehnsucht zu ihrer Heimat verzehrt ward, während sie mit Wollust die fremde Welt bereiste, die Geschichte einer Frau, die über die Welt ihre Jugend wieder sucht und auf der Jagd nach dem Glück von einem Erzengel entführt ist, was allerdings ein Traum ist.

Als Daisy durch einen Brief Stefan den französischen Behörden verraten hatte und er abgeholt war aus jenem kleinen Landhaus, welches die Zuflucht des Mannes war, der eines der kühnsten Millionenverbrechen hinter sich hatte, ging die erste Wandlung in ihr vor. Sie hatte keinen Zweifel, daß Stefan um ihre Schuld wußte. Wie die Dinge lagen, konnte er verzeihen. Denn er hatte Daisy entführt und hielt sie wie eine Gefangene. Ihr Verrat war ihr Schlag in einem Krieg, der um ihre Liebe ging. Sie liebte diesen Mann, der die Energie selbst war, ohne Zweifel, aber sie bestand darauf, es nicht einmal sich selbst einzugestehen. In dem Augenblick des Verrats liebte sie ihn grenzenlos. Sie verlor den Verstand beinahe. Sie erlangte in Paris die Erlaubnis, Stefan zu sehen. Er weigerte sich, sie zu empfangen. Sie schrieb ihm Briefe und wartete eine Woche.

Die Briefe kamen zurück. Eine Nacht lag sie erstarrt wie Eis. Diese Nacht entschied über ihr Leben. Diese Nacht brach

sie auf wie eine Frucht und fror sie wieder ein. Am Morgen war sie ein anderer Mensch. Sie hätte sich einen anderen Namen geben können.

Als sie ein Bein aus dem Bett setzte, fiel sie vor Schwäche zurück in Ohnmacht. Sie versuchte es immer wieder. Die Wimpern senkten sich tief und schneidend über ihre Brauen.

Sie zog sich am Pfosten hoch, immer in halber Ohnmacht. Es gelang ihr zu schellen. Die Zofe führte sie ins Bad. Als das kaltschäumende Wasser sie umwallte, ließ sie sich sofort den Telephonhörer geben. Sie rief den besten Verteidiger an, den Paris damals besaß: „Nehmen Sie an?" fragte sie zitternd.

„Wenn Sie meine Bedingungen annehmen."

„Ich nehme an."

„Ah ..." Sie sank in das Wasser zurück. Sie schob das Gummibarett über die Haare und tauchte ganz unter. Die Kühle machte sie lebendig. Rasch sprang sie heraus und ließ sich ankleiden.

Am Abend takte ihr Telephon. Der Anwalt teilte mit: der Gefangene lehne ihn ab. Sie biß die Zähne zusammen.

Sie verlangte ihn zu sehen. Er war in einem anderen Gefängnis zur Untersuchung. Er durfte keine Visite annehmen. Sie schrieb ihm: „Warum weist Du den Advokaten ab, der Mme. Steinheil mit den roten Haaren ins Leben zurücksprach. Warum ..." Er antwortete nicht.

Der Luxembourggarten rauschte auf wie ein schreiendes Tier. Es wurde Herbst. In violetten blauen Dampfsäulen lagen die Lichter der Boulevards. Der kleine Springbrunnen der Source wurde dunkler. Das Blut der Alleen strich in einen überjagten Himmel. Täglich schritt sie hindurch. Die Trommelwirbel der Wachen knatterten um ihr Ohr. Ihr Gang war seltsam, sie verschränkte die Arme vor dem Leib und hielt die Finger fest. Sie ging jeden Tag zu dem Gefängnis.

In den Nächten schrieb sie Briefe. Sie erklärte. „Ich liebte Dich", schrieb sie. „Konnte ich anders da als der Gerechtigkeit folgen? Bin ich vom Elend verschont? Ich liebe Dich mehr wie je. Warum sagst Du nicht dasselbe. Ich ver-

riet Dich. Kann es Dich kränken, wo Du weißt, warum ich es tat. Ich wäre glücklich, wenn Du mir alles Unglück gäbest der Welt. Ich würde es nehmen, wenn es von Dir käme und Deiner Liebe."

Die Ladenscheiben wurden fiebrig vor Herbst. Die Blätter glitten geschüttelt auf den Boden. Ihr Fuß rührte sie rauschend auf. Die Abende gluteten mit gelben Nebeln und frühen kalten Laternen. Die Wagen fuhren in kleinen Wolken von Dunst.

Sie schrieb: „Beschmutze mich. Ich will jede Erniedrigung tragen. Ich fordere nicht, daß Du mich liebst. Sage, daß ich Dich elend machte bis an Dein Ende. Aber laß mein Wort, das Dich sucht, nicht verhallen. Es geht nur nach Dir."

Durch den Luxembourg gehend, die Hände verkreuzt, sah sie die große Fontäne. Wilde graue Ballen von Wolken schwanden im Süden. Weiche Dämmerung nistete in den Alleen. Die starren Pappeln bedrohten den Himmel, aufgereckt. Dann fiel langsam der Schnee.

Sie wachte auf nachts unter einem Traum. Das Kissen war feucht von Tränen. Sie zitterte vor Glück. Nur die kleine Lampe drehte sie auf. Sie richtete sich auf in die Knie, ihre Schenkel drückten die rund aufsteigende Wade, sie faltete den Spiegel auseinander, und darüber gebeugt schnitt sie die Haare ab bis zum Nacken. Sie schlug sie ein und tat sie in eine Enveloppe. Darauf schrieb sie: meine Haare.

Der Brief kam zurück. Die große Straße unten brauste gedämpft, ein wilder roter Himmel bäumte über der Stadt.

Nun legte sie den Kopf fest in den Nacken:

Sie begab sich die Nacht nach dem Justizgebäude. Ihr Auge suchte. Dunkel wie Glas rollte die Seine vorüber. Lichtflut sprengte hoch von den Brücken hinauf in die Nacht Breschen in das Dunkel.

Sie sah einen Schatten. Er löste sich von einer Pforte und glitt an ihr vorbei. Sie drückte ihre Hand fest in seine. Das Papier knitterte. Sie kam in einen Wachtraum im Keller, ein Gas brannte frei. Sie legte etwas auf den Tisch

und ging hinaus. Ihr Mund ward schön in diesen Tagen. Die Lippen saßen aufeinander wie zwei Tiere so fest. Die Flügel der Nase bebten einander zu, sie zogen sich zusammen. Die Brauen, zärtlich in Seide schimmernd, erhoben sich im Dreieck und stürzten ineinander in einer biegsamen geschmeidigen Umarmung.

Sie trat in das Bureau ihrer Gesandtschaft. Sie trat durch drei Räume. Fünf Minuten sprach sie mit einem eleganten Herrn mit exotisch flimmerndem Auge. Sie setzte ein Telegramm auf an ihren Vater. Darauf gab ihr der Herr seine Karte mit einigen Worten.

Sie fuhr die Champs Elysées hinunter, Bäume strichen vorüber. Sie fuhr in einer Schleife in das ungeheure Bassin der Place de la Concorde. Sie bogen, glitten und hielten. Sie stieg aus und ging über die Teppichstufen eines Ministeriums. Sie zeigte ihre Karte. Sie stand in einem Salon.

Ein schöner Mann in schwarzem Schnurrbart, der sein elegisches Gesicht hinunter fiel bis tief zum Kinn, trat ein. Er stutzte, als er sie sah. Sie legte ein Bündel in einem perlgestickten Etui auf den Tisch. Er verbeugte sich, schlug dabei die Augen weich zu ihr auf, leckte mit dem Blick über ihren Hals. Sie trat an ihm vorbei. Ein größerer Salon. Sie wartete eine Stunde und lernte die Teppiche auswendig, die blaue Seide der geschwungenen Stühle. Eine bronzene Jungfrau ritt auf einem Brabanter kühn vor ihr.

Ein schmaler, grauer Herr trat ein. Er war nicht groß. Er trug denselben Schnurrbart und ein dunkelgerandetes Monokel an einer schwarzen Schnur. Er kam näher, bis er sie genau sah, schob ihr einen Sessel zurecht und setzte sich ihr gegenüber. Dann las er die Karte und sah scharf darüber weg auf sie.

„Es handelt sich um einen Ausländer. In der Tat?"

Sie nickte.

Er notierte den Namen. Er verzog keine Miene, stand auf, ging ans Fenster und murmelte den Namen noch ein-

mal. Sie sah geradeaus. In einem Kamin knallte ein Buchenscheit.

Dann wandte sich der Rücken vom Fenster und kam zurück. Sein Gesicht trug eine zarte Höflichkeit. Er begann zu reden von Gesellschaft und Fahrten, kanadischer Jagd. Er lobte die Zerstreuung der Oper, die nun die Ballette wieder belebte. Er fragte sorglich, ob ihr Wagen warte und ob sie Pelze darin habe bei der Kälte. Sein Auge blitzte auf in Erinnerung. Er kannte ihren Onkel, den Marquis Fribaurt. Er fragte sie nach seiner Quadrille. Sie gab ihm Antwort auf Antwort, er führte. Sie gab sie widerwillig mit kalten Lippen, wartend.

Dann schlug er mit der weißen Hand, die nicht welk war, leicht auf das Knie seines übergelegten Beines. Sein Blick bohrte sich in den ihren:

„Darf ich Ihnen den Abend meinen Wagen schicken?"

Sie stand auf. Die Augen hielt sie offen. Die Hände verknoteten sich ineinander zu einem weißen Ballen. Die Lippen waren eine weiße Linie.

Dann senkte sie unmerklich den Kopf und ging hinaus. Er läutete rasch. Eine Seitentür ging auf, ein kakadufarbiger Page ... sie schritt hinaus.

Am Morgen verließ sie zerknitterten Kleides den Nebenraum eines Restaurants des Boulevard des Capucines. Sie hielt einen Augenblick fröstelnd. Ein Mann in einem schweren Pelz küßte ihre Hand. Sie stieg in ihren Wagen.

Zwei Tage später erhielt sie die Nachricht: der Gefangene weigert sich, Frankreich zu verlassen.

Mit einem Passepartout ging sie in das Gefängnis. Auf dem Gang gab ihr ein Wärter einen Brief. Sie lehnte sich an das vergitterte Fenster und brach ihn auf. Er schrieb: „Wenn ich ein Wort bitten darf: laß mich, wie ich bin."

Sie kehrte um. Als sie hinaustrat, lagen schaukelnd die Zweige der Kastanien in einem süßen Wind. Ihre Knospen waren aufgebrochen. Ein dünner, grüner Abglanz spiegelte schwärmerisch in dem flamingonen Rosa der Luft. In großen, goldenen Spiegeln der Sonne standen gewölbte Häu-

ser. Die Bahnen stürzten brausend in das zarte Licht. Duftige, helle Wolken passierten den Himmel und zitterten. Ein Hund hob sich in der Tür, dehnte die Beine nach hinten und hielt die Scheibe des Gestirns in einem Kreis auf seinem Maul.

Sie nahm die Hände auseinander, die sich gefaltet, als seien sie verwachsen, und hielt die Arme ein wenig abseits vom Körper. Da war es, als ob die Sonne sich in sie stürze. Sie sah sich um. Auf dem Asphalt lag der Frühling und rauschte in der süßen Luft.

Sie stieg in den Wagen. Alle Autos, die sich kreuzten, waren offen. Auf den Pelzen und dem Samt lag die Sonne mit warmem Glanz. Die Avenuen dufteten ungeheuer. Sie drehte die Hände in den Gelenken und sog die Luft ein.

Plötzlich schluchzte sie vor Glück. Sie hob das Papier und las es. Nichts war umsonst, ihr Opfer rühmte sie: sie hatte ein Zeichen von ihm und lächelte wieder. Es war nur ein Satz. Doch es war genug.

Sie stieg ab und schrieb auf das Ministerium: „Ich verzichte auf die Kompensation."

Sie warf den Brief ein. Dann ließ sie packen.

Nun kamen ihr Blüten schon entgegen in der Provence. Das blaue Band des Horizonts lockte mit ungewissen Scheinen. Die Wagen rollten, die Züge brausten immer nur den einen Namen. Sie gab sich hin und fand ihn in den Dingen.

Wartend auf ihn, scheute sie nicht die Zeit.

Den Zettel trug sie in einem metallenen Etui, das sie am Armband trug. Es brannte ihre Haut und machte die Sehnsucht wieder still im Warten.

Sie reiste Monate. Sie reiste zwei Jahre. Sie lag auf Gletschern in die Sonne hineingestreckt. Die Stunden flossen über sie hin, sie fürchtete sie nicht. Sie war noch jung, in der zweiten Hälfte der Zwanzig. Sie schrieb an Stefan nicht mehr. Sie hörte sein Urteil. Es beglückte sie die Zahl der Jahre, die sie warten sollte. Sie reiste weiter.

Ihr Wagen zerteilte die Ebenen. Die fruchtbare Breite der Mittelländer streute blonde Ernten und Wälder vor sie aus. Sie fuhr am südlichen Strand und wollüstig blauem Himmel. Sie war viel unter Menschen. Bei einer Regatta trug ihr Boot eine Fahne an der Gaffel: Stefans rotes Tuch: mit der ringlosen silbernen Faust, die Adern zerwühlten.

Ihre Lippen lagen herb aneinander, als ob sie sich liebten. Ihr Blick trug einen kleinen Trotz. Sie sah keine Männer.

Auf einem Hafendamm einmal sprach sie abends im Juni ein Mann an, als sie vom Boot kam, das draußen weit ankerte. Er roch nach Schnaps. Seine Kleidung war verludert, sein Auge allein trug ein Feuer, das den Mut trug gegen das Leben. Dies verband ihn ihr. Sie sah länger in sein Gesicht, als der Rolle ziemte. Er riß sie an sich. In seinem Griff noch zögerte sie kurz, bis sie ihn unter das Kinn die Hand stieß und rasch davonging. Sie vergaß es. Sie gab sich hin dem Treiben, das sie mitnahm wie in einer Wolke.

Sie machte sich keine Gestalt mehr. Eh sie einschlief, kam aus der Traumnähe keine feste umrissene Figur und zog ihre Brüste an seine mächtigen Rippen, daß sie verschmelzend in den Schlaf fuhr mit gelösten Gliedern. Ein Gefühl des Wartens, selig allem überhoben, füllte sie nur noch. Sie wußte strahlend, daß ihre Zeit kam, und die Sicherheit erfüllte ihr Herz. Ihr Ziel stand in Sehnsucht wie ein dunkler Stern über ihr und band ihr Auge.

Das Bild des Mannes glitt ihr aus den Händen. Sie reiste schweifend. Ein Dampfer schäumte blaues Meer vor ihr zurück. Sie trat in ein weißes Haus mit Fahnen. Auf einem Balkon stehend, hob sie die Hände schräg über die Stirn. Sie sah nichts als Meer.

Am Morgen schritt sie hinunter. Der Sand dämmerte weiß, und die Kühle der Luft stand wesenlos um sie erstarrt.

Als sie nahe den Wellen war, vollzog es sich. In ihr Gefühl des Wartens schob sich eine andere Figur. Im Ver-

lauf der Zeit verlor sich die Ekstase für den Verratenen. Ohne daß sie es gemerkt, hatte die Gestalt des Jugendgeliebten sie wieder durchdrungen. Sie stand auf einer Woge und sah sie an, und sie fühlte sie mitten in ihrem Gefühl. Ihr eigentlichstes Erleben schuf sich die Wirklichkeit. Das Warten auf Stefan war ein Suchen nach der größeren Liebe: nach C a s p a r e.

Caspares Bildnis formte sich lange schon unter der Hülle der anderen Gestalt.

Sie ging darauf zu mit wogender Brust. Ihre weißen Schuhe traten ins Wasser. Die Kühle wuchs ihr in den Körper. Sie trat zurück und gab sich hin der Luft, die nun sanft die Stirn ihr bestrich. Sie ging zurück in das Land und kehrte wieder an das Meer, das nicht einmal schäumte. Ihr Herz und ihr Körper streckten sich wohlig in das Blau und die Luft des Meeres, die sie umgaben mit der Wollust der Weite. Sie schloß die Augen. Ein Fischerschrei zertrümmerte die Stille, der Himmel wogte. Sie sah auf in die alte Klarheit. Um die Fischerboote band sich ein dunkler Kranz.

Sie lächelte.

Ihre Lippen lösten sich und lagen geschwungen schön nebeneinander, als hätten sie sich genossen und warteten innen vereint auf neue Beflügelung. Sie wurde schöner an Auge und Hals. Ihre Brüste hoben sich mit ihrem Stolz und ihrer Haltung. Sie schritt wie in stets von ihr selbst bezauberter Luft.

Sie änderte ihr Leben nicht nach außen. Sie drahtete nicht. Sie lebte fern jeder Unruhe und Erregung. Das alte Warten blieb, nur mit einer anderen stilleren Figur, die nicht auslosch. Der Horizont ihres Herzens gebar sie immer von neuem und stellte sie in die Frische der blauen Morgen. Sie grüßte von Vorgebirg und Segel. Die Gestalt lag auf dem Verdeck der Dampfer, in der Arena der glühenden Provence stand sie plötzlich in ihrer Loge. Keine Wolke mit herabfallendem Schatten, keine Flut überschauerte diese Ruhe.

An diesem Strand blieb sie lange. Die Monate glitten an der Brandung der Küste entlang. Sie sah die Welt nicht mehr. Die Welt war in ihr selbst befestigt. Sie genoß das Gefühl der endlichen Ruhe und Zuversicht, nur lebend in der Schönheit der Landschaft und dem süßen Meer ihrer Empfindung. Ihr Herz schlug in jedem Geschehenen nur den Trommelschlag ihrer still gewordenen Sehnsucht.

Ihr Zug fuhr nach Süden. Ihr Leben blieb schweifend ohne Unrast. Sie fragte nach nichts, was sie suchte. Gehuldigt von Männern, entschied sie sich für keinen. In ihr Zimmer stürzten Halluzinierte, die ihre Schenkel begehrten. Sie wies sie hinaus mit einem leisen Lachen. Sie suchte nicht. Sie fuhr auf Schiffen und sah fremde Himmel, große Städte und Wolken darüber.

In Hängematten lag sie am Ufer stiller großer Ströme. Im Bogen der Bobs, am Steuer, schwang sie aus Schweizer Schluchten zu Tal. Ihr Mund rief die Signale der großen Rennen. In ihr Haar bogen sich Blumen, Reif, Sturm.

Im Süden Italiens, unter freiem Himmel zwischen Öllaternen, sah sie eine Oper auf einer Schmierenbühne. Eine armselige Sängerin keuchte in der weichen Nacht. Sie hörte das Gelächter der Frauen und die geistlosen Reden der Männer. „Was spotten Sie?" fragte sie einen hageren Dichter, „sind Ihre Verse nicht voll vom Mitleid?" Er schloß die Augen. Am andern Tag verließ sie das kleine Nest der gelben Häuser. Wochenlang, liebevoll dem bunten Treiben sich vertauschend, sang sie die Rolle der Oper auf den kleinen Bühnen. Was unten saß und vorbeizog, war ein Strom, eine Masse, waren Lichter und Augen. Sie sah sie ungenau. Nichts Äußeres bekam Gewalt über sie. In allem Erleben blieb die gleiche Lage der Seele. Ihr Gesicht wurde tiefer und schöner.

Wieder im Sommer erreichte sie Paris.

Im Wagen stehend, im wogenden Duft der Avenue Wagram, schon umsinkend, sah sie Caspare, der vorbeiging. Ihre Gesichter erbleichten, hingen fassungslos verstrickt ineinander. Sein Fuß blieb gelähmt. Nur ihre Augen umschlangen sich.

Sie wollte den Mund öffnen. Die Lippen hielten sich fest. Sie schrie zu dem Führer, daß er halte. Kein Laut. Ihr Arm bebte ein wenig, aber er erreichte nicht die Schulter des Chauffeurs. Der Wagen fuhr sie vorbei ins Gewühl. Sie neigte den blauschwarzen Kopf zurück im Hotel. Die Zähne aufeinander, gab sie die Nummer des kanadischen Klubs. Sie erfuhr die Adresse Caspares. Sie gab seine Nummer. Sie hörte eine Stimme. Die Stimme einer Frau. Sie nahm alle Kraft zusammen, die sie so weit getragen, zwang die Muskeln zum Unerhörten und sagte ihren Namen. Nun sprach die Stimme lange: er war verreist, ganz vor kurzem, jeder Anruf war ihm zu melden, er gab jede Stunde seine neue Adresse, aus jedem Restaurant telephonierte er. Er rief bereits dreimal an aus Calais. Sie wurde ganz ruhig. Sie gab ihre Nummer, legte die Hände auf die Lehne des Sessels, die Lider fielen zu, fast schlief sie.

Dann raste das Telephon.

Sie wollte aufstehn, aber wie blaues Gewölk umspannte sie unsichtbar der Raum. Sie sah auf ein wogendes Paar junger brauner Brüste, auf denen Perlen schäumten. Sie sah auf stürmende Lenden, die mit geschmeidigem Stolz in große Beine glitten. Die Robe rauschte um sie wie ein Tier.

Ihr Arm hielt herabgesunken den Hörer am Knie.

Dann lächelte sie und hob ihn. Sie sagte leis ihren Namen. Dann blieb atemlose Stille.

Plötzlich jagte ganz aus der Ferne seine Stimme auf.

„Calais."

„Daisy."

„Ich irrte. Ich glaubte dir nachzufahren."

„Ich bin hier."

„Du bleibst" ... atemlos.

„Ja."

„Ich sah deinen Wagen."

„Ja ... mein Wagen."

„Ich fahre die Nacht zurück."

„Es ist windig draußen."

„Dein Wagen fuhr rasch."

„Es war ein gewöhnlicher Wagen. Du fährst nicht mit ihnen?"

In Fluten kam das Gemach auf sie zu. Ihr Herz schlug gegen die Wände.

„Hallo ... Daisy."

„Es ... ist ... heiß ... gute ... Nacht."

Der Hörer sank herunter zum Knie. Ihr Mund stand ein wenig geöffnet. Sie sog die Sekunden zurück des lang schon beendeten Gesprächs. Sie ging zum Tisch und legte Bücher genau aufeinander. Darauf stellte sie eine Vase.

„Welchen Unsinn haben wir geredet", sagte sie, bebend vor Glück.

„Er kommt!"

Sie griff nach der Schelle: „Der Wagen." Draußen Nacht.

Der Mond lag auf der Chaussee riesengroß zwischen den Bäumen. Sie fuhren darauf zu. Er hob sich, und sie fuhren in die Schleife. Mandelbäume standen reglos in der sommerlichen Nacht. Die Gärten standen unbewegt, jede in der runden Wolke ihres eigenen Dufts. Sie fühlte kaum den Wind, der wie ein fliegendes Haar sich um sie legte. Sie fuhr in eine riesenhaft breite Straße mit Ulmen.

Es war kein Gestirn mehr am Himmel. Die Nacht braute leis vor sich hin. Die große kühne Front eines Schlosses baute sich in die dunkle Bläue. Feine helle Linien zogen die Ränder ab gegen die Nacht. Ein Hof mit Pflastersteinen gähnte mit wogenden Schatten. Der Fall von Fontänen verband sich mit fernem Brausen eines verschlafenen Parks. Milchige Färbung drang durch die Dämmerung. Das war Versailles, die Fenster brachen auf. Wie lag der Morgen über ihm hell und tönend. Wie empfand sie unsagbar die Luft.

„Zurück."

Sie sah hinter sich, als sie durch die Porte de St. Cloud fuhr. Da stand am Ende der Allee eine rote Sonne.

Sie schlief drei Stunden, nahm ein Bad und legte sich lesend auf den Diwan.

Um neun kam eine Karte: Caspare Symes. Er stand einen Augenblick, ohne sich zu rühren vor dem Teppich. Die dunkle Umrahmung der Tür umfloß ihn. Seine Stirn war noch stählern mit einer zarten Melancholie. Seine weiße Hand, die zu schreiben wußte und den Zügel regierte, hielt den Hut gegen die Hüfte. Sein Haar über der hellen Stirn war schwarz mit einem Schimmer zur Olive.

Dann sah sie nur noch die graue Helligkeit unter seinen Wimpern, die stark ausbrechend durch seine Traurigkeit lohte.

Sie stand auf, ging ruhig auf ihn zu. Ihre Köpfe lehnten zueinander. Die Sonne band ihre Wangen mit einem unzerreißbaren goldenen Ring. Die Arme flossen ineinander. Die Hüften schmiegten sich zusammen, die Brust kam in einen leisen Herzschlag. Ohne daß sie sich küßten, verschmolzen sie zu einer einzigen Figur.

Sie bog den Nacken hoch von seinem Gesicht und sprach wie aus ihm zu sich, wie aus ihr zu ihm, es klang wie das gleiche. Sie hörte staunend seine Stimme und sprach es selbst gleichzeitig mit Liebe:

„Nun bist du da."

„Ja Daisy."

„Nun bist du da ... nun gibt es nichts anderes mehr .."

„Nichts, was uns trennt."

„Nun fahren wir zu mir."

„Ja — Daisy."

Schon standen gepackt ihre Koffer. Sie fuhren zurück, Kanada entgegen. Ein Schiff schlug die grünlich-braune See zur höchsten Erregung. Sie bestieg es an der Seite Caspares. Es war ihre letzte Fahrt dem Glück und der Ruhe entgegen. Sie stand mit ihm an der Reeling. Sie fühlte seinen Arm. Sie lächelte in den Nebel, die Welt fiel hinter sie.

Die Tage rannen vorüber, sie spürte sie nicht. Sie lebte nur dem Augenblick, in dem sie weiter strömte. Ihr Gefühl vereinigt mit dem Caspares tastete nach ihm:

„Bist du müde?"

„Ich bin glücklich."

Sie schliefen Gesicht an Gesicht. Nichts durfte in einen hineingehen, von dem das andre nicht wußte. Nichts hinter ihnen beklemmte sie in ihrer Verschmelzung. Kein Gedanke kam in eines, das den anderen nicht wie ein Strahl zugleich durchfuhr.

So kam die Stille über sie, indem sie sich erfüllte. Der Flug selbst der Möwen schlug Schatten in ihre Seele.

„Siehst du das Boot?"

Tränen kamen ihr, sie sah es nicht.

„Es war eine Täuschung."

Er wandte sich zur Seite. Sie lächelte ihn an.

Ihr Fühlen nahm Tiefe an, die sie nicht geahnt. Durch ihn verwuchs sie allem.

Sie lag die Nächte, die fahlblau ihre Überfahrt umspannten, unter seinem Kuß. Durch das Glas wogte endlos das Meer. Der Himmel nahm kein Ende. Sie beugte sich hinüber. Wieder war es, als sie sprach, als ob er rede:

„Nun fehlt mir nichts mehr."

Er sah in ihr Auge, ohne zu sprechen.

Unter diesem Blick verwuchs sie langsam allem, und Landschaft, Schiff und Mond schaukelten in der sanften Welle ihres Gefühls. Der Schlag ihrer Herzen war gleich und pflanzte sich fort, als ob er die Erde durchdränge. Alles bekam teil und verwob sich hinein. Ihr Glück wuchs still über sie.

Die Nacht, bevor sie Land sahen, bestieg sie das Deck, sie schlich sich aus der Kabine. Das Meer lag um sie in betäubender Ruhe. Sie lehnte gegen die Reeling. Nur das Stampfen der Maschinen pochte in die Weite. Gepeinigt vom Glück, das aus ihr hinausschwoll, wandte sie den Kopf gegen die Wellen, die ohne Pause groß und kostbar gegen das Schiff anliefen, sie folgte ihnen weiter und weiter, und plötzlich in dieser ungeheuren Ruhe überfiel sie Furcht. Sie senkte den Kopf.

Da stand Caspare hinter ihr. Sie erbleichte vor Bewegung. Sie machte einen Schritt, als ob sie zum erstenmal ihn sähe. Ihr Mund traf seinen, als seine Arme sie männ-

lich und stählern schon umwanden. Seine Lippe fuhr über die Locke ihrer Stirn.

Unfähig zu reden, sahen sie hinaus. Die Nacht ging tiefer auseinander vor ihnen. Sie nahm kein Ende.

„Ich will dich lieben."

„Ist es nicht wie zum erstenmal?"

Aus marmorn erglühender Achsel sah sie überwältigt vom Glück hinüber.

Das Licht band ihre Köpfe zusammen. Langsam lösten sich Tränen und blieben an den Lidern. Blau spannte sich zwischen die Maste. Er zog den Arm um ihren Nacken. Schläfe an Schläfe...

Der Morgen brach glühend über die Dämmerung. Weiße Segel flockten mit Lichtern am Horizont. Caspare stand am Verdeck.

Sie bogen in den Lorenzo. Atem der Heimat diesen ganzen Tag umscholl sie. Wieder standen vor sie getürmt die Säulen der Klippen. Unter dem Donner gelöster Kanonen stoben Schwärme von Möwen in die Luft mit steigenden Spiralen, bis in der fallenden Dämmerung sie verstäubten wie Rauch.

Sie stand mit Caspare am Bug:

„Wir sind da."

Seine Stimme war neben ihr:

„Bangt dir?"

„Nein. Du bist da."

Da fielen die Anker. Die Maschinen stampften. Im weißwirbelnden Dampf der Schornsteine legte das Fallreep sich an die erste Spitze des Strandes, der dunkel in Terrassen sich aufhob.

Sie schritten hinüber. „Hier stand ich als Kind."

Caspare wandte sich um, wie um die Koffer beschäftigt. Sie sah ihn die Hand danach strecken — mit einer unvergeßlichen Bewegung. Ihr Blick strich über die Rundung des Landes. Die Bäume rauschten unsichtbar im Dunkel über ihr.

Sie wandte sich um. Da geschah das Wunder, das diese Epoche ihres Lebens abschloß und ihr die Einsicht über ihr

Leben gab, das soviel heißt wie: die Läuterung. Sie sah das Schiff mit aufgereckten Segeln, einer unsterblichen Erscheinung gleichend, sich von ihr lösen und zurückschweben in die Dämmerung des Meeres.

Aus dem Schatten eines Gefährts kam eine Figur.

Noch ehe sie begriff, daß sie allein war, prallte ihr Auge dagegen. Ihr Knie stürzte auf den Boden. Der Kopf bog sich wie ein Busch.

Die Hand des Fremden bog ihren Kopf in die Höhe: Es wurde hell um seinen Mund, sie sah seine Zähne. Sie erkannte die Figur ihrer Kinderträume. *Vollscheinend lag diesmal das Lächeln des Erzengels weißglühend um sein Gesicht.* Sein Scheitel war blond auf die Seite gezogen. Mit einer unbegreiflichen Bewegung sagte er: „Meine Zeit ist da."

Sie zitterte und ließ den Kopf sinken, er fiel auf die Erde. In ihrem Auge lag der Schimmer des seinen. Sie sah geblendet nicht das Gras, das in ihr Gesicht sich legte. Sie wimmerte in die Erde: „Monsey ..."

„Steh auf," sagte der Erzengel, den sie mit der Sprache ihrer Kindheit Monsey nannte.

Ihr Schrei gellte: „Caspare."

Die Bäume rauschten im Dunkel gefaltet und bogen sich, ohne daß sie sie sah.

Der Urwald dröhnte aus der Ferne. Die Stämme wiegten sich aneinander. Vögel schrien dumpf aus dem Schlaf. Sie weinte wie ein Kind ein dünnes Weinen. Ihre Knie setzten sich auf den Boden, sie stützte sich mit den Händen. Auf den vieren klammerte sie sich an die Erde, ihr Kopf stieß in einen Busch.

Eine Stimme sagte: „Ich parlamentiere nicht mehr."

Da hörten die Knie auf zu fliehen.

Die Haare hingen zerwühlt in das Gesicht, sie bog den Kopf hinauf, und ihr Mund verzerrte sich in Haß: „Du ..." brüllte sie.

„Steh auf."

Seine Stimme hatte die furchtbare Gewalt einer anderen Welt, deren Güte den Donner hat, mit dem die Wahrheit

grauenhaft sein kann. Das Mädchen spürte den entsetzlichsten Vergewaltiger. Wo sie sich am Ende wähnte ihres unruhevollen Weges, erschien erst der große Zerstörer. Aber da sie seinen Sinn nicht gleich verstand, warf sie sich ihm mit aller Kraft entgegen.

Ihre Lenden wuchsen grad. Sie wagte, ihm in das Gesicht zu sehen. Sie schleuderte aufschreiend ihren Blick in sein Gesicht. Die dunklen Brauen zerschlugen sich flach im Dreieck zueinander gekreuzt. Das graue Licht brach aus ihrem Auge und sprengte die Dunkelheit und flammte vor Wut.

Allein sein Auge zerschoß es wie einen Spiegel. Sie stand ohne Besinnung. Ihr Blick fiel zusammen. Sie wandte sich ihm zu mit einem Neigen der Achsel.

Er fing sie auf. Seine Lippe fing ihre in einer grausamen Umarmung. Er packte sie um die Hüfte. Dann warf er sie neben sich in die Polster des Wagens, der mit aufheulenden Motoren in die Nacht hinaus stieß. Ihre Kleider schwanden unter seinen Händen. Die Lider geschlossen, gab sie jedem Druck seiner Hand nach.

Er küßte ihren Leib, der unter seinen Fingern sich rundete wie eine Frucht. Er küßte alle Strahlen der tätowierten großen Sonne, die um ihren Nabel lag. Die feinen roten Striemen begannen aufzubrennen mit breiten Rändern. Sein Mund war ohne Erbarmen. Sie fühlte sich ganz nur glühen und leben an ihrem Leib. Und während das Feuer der Augen erlosch, stand in der zweifachen Dämmerung des Raums ihr Leib wie ein Gestirn mit einem Kranz von Strahlen, die sich an den Wänden brachen.

Das rauschende Meer fiel mit den Schiffen hinter ihr zurück. Das Land der Heimat brach auf mit den Wäldern. Dieser Mann hielt sie, daß kein Gedanke ihr Hirn fand. Vergehend an ihm, entflammt von seinen Küssen, die ihr Blut durchjagten, brachen die Augen ihr. Sie schlug stöhnend unter ihm die Hände vor die Augen und rief verzweifelt: Caspare. Er küßte sie wilder. Sie gab sich ihm hin und schrie durch die Fenster:

„Caspare ...“

Sein Mund deckte den ihren. Sie jauchzte. Sie fühlte nichts anderes um sich, aber ihr Herz hielt fest trotz der Macht seiner Umarmung, und blind schrie sie wieder:

„Cas ... pa ... re — — —"

Sie sank zurück, erschöpft, in die Polster. Ihre Lippe war feucht und rot. Sie bebte.

„Du wirst ihn nie mehr sehen."

Sie sagte fest in ihr Weinen:

„Ich habe ihn allein geliebt."

Da ließ der Erzengel ihrer Kinderträume die Brutalität fahren, die ihn den Männern ihres Lebens ähnlich, wenn auch riesig überlegen machte. Etwas von dem Engel Filippo Lippis kam in sein Gesicht.

Seine Hand traf ihr Knie mit einer beruhigenden Berührung:

„Er war dein Phantom vom Glück. Begreife dies nur. Es hat dein Leben geblendet bis heute. Du kannst aber nicht über dein Schicksal."

Sie sah ihn fest an und fragte leis:

„Was will ein Leben von mir, das mir alles zerreißt?"

„Schau auf dein Herz."

Sie lächelte mit den Mundwinkeln, die sich nach unten bogen:

„Ist es nicht voll Sehnsucht?"

Der Wagen zog aus dem Wald. Sie sahen den Mond über die Scheiben feurig schwingen. Da flog ihr aus dem schrankenlosen Dunkel der Nacht hinter sich wie ein Echo mit der Stimme des Waldes ihr letztes Wort donnernd zurück:

Die Sehnsucht.

Sie sah auf, triumphierend und erschreckt. Sie sah den Engel lächeln: „Schau."

Die helle Mondlandschaft zog sich zusammen. Im heruntergelassenen Fenster des Autos gerann sie zum Spiegel, zart wie Silber, eine metallene Platte.

Ihr Gesicht verfing sich darin. Ihre eigenen Augen sahen sie aus diesem Spiegel an, der eigene Kopf bildete sich ihr

entgegen. Sie sah die Nase, im Rücken etwas kühner, die Schläfen eingebogen unter dem Haar wie von zu großer Sehnsucht. Das ganze Gesicht sah auf sie, kein Schleier verwirrte es. Es war ihr nicht mehr fremd.

Sie kämpfte einen Herzschlag mit dem Munde, der sie ansah. Dann lächelte sie. Sie mußte nicht mehr weinen. Die Falte bewegte sich leise zitternd.

Sie war so sehr voll Leid, daß sie den Kopf neigte und sie ansah. Da neigte sich das Bild in dem Spiegel ihr entgegen. Es kam auf sie zu, und der bittere Mund wurde gelinder, je näher er ihr kam, um so froher. Sie wehrte sich nicht mehr, und so verschmolzen sie sacht miteinander wie zwei Schatten. Sie gingen ineinander ein.

Ihr Auge wurde vor stiller Wehmut leuchtend. Sie senkte sich zurück. In einem süßen Strom durchliefen sie alle Schmerzen, die sie erlitten, alles Leid, gegen das sie gehadert. Sie fühlte sich in ihrer Trauer tief bedrückt. Sie sah zurück, wo der Spiegel wie eine Landschaft sich aufschlug. Sie sah die Männer, die ihr Leben bestimmten: Sie sah Caspare traurig. Sie irrte suchend nach Stefan durch die Erde...

Dann sah sie andere, die in den Spiegel tauchten. „Ich habe wehe getan“, sagte sie. Sie sah Le Beau verschwinden, aber er trug ein Lächeln in seinem Auge voll Geist. Glück kam über sie immer linder.

Ihr Auge traf den Fremden. Er beugte sich über sie: „Nun begreifst du?“

Sie blickte auf ihren Gürtel, in dem Stefans Fahne steckte, im roten Tuch der Piraten die ringlose silberne Faust... sein Gesicht mehr wie sein Wappen. Die Linie der Ader durchwühlte das Silber des Gelenkes.

Da stand sein Kopf in dem Spiegel. Quadratisch, gehärtet bog sich das Kinn um die Wangen. Der Schatten zwischen seinen Schläfen über der Stirn, der ihn ihr entfernte, glänzte ein wenig. Über die Brauen lief die Falte. Er stand vor Monsey. Die Fläche seiner Stirn wandte sich unbesiegt gegen ihn. Da sah sie, er lächelte. „Ich habe dich nie verstanden“, flüsterte sie. Sie begriff ihn. Es war

schwerer sein Schicksal zu tragen, als es zu bekämpfen. Mit schmerzlicher Verhaltung, groß, schwand er von ihr, der sein Leben, brutaler und wilder als ein anderes, so besiegte.

Sie staunte, als hätte sie nie gesehen. In alle Poren trat ihr das Leben näher. Ihr war, sie sähe zum erstenmal.

Le Beau stand in dem Spiegel. Rosenkrantz. Erik Meir Elisha. Alle, die ihr Leben gefüllt, zogen vorüber. An jedem Kopf wurde ihr Gesicht noch stiller. Auf jedes Stirn stand der Schatten und glänzte mit einem entsagenden Triumph.

Sie wurde müde in den Augen, die nicht weinten. Da stand mit großem Feuer im Blick der Kopf des, der die Unrast vererbte in ihr Blut. Sie sah ihren Ahnen. Er war schön wie ein Gott. Seine Schläfe war hart und gebogen. Seine Brust umschlug eine Wolke. Der heiße Geruch seines Lebens färbte gedunkelt das mondsilberne Metall. Er trat hervor. Der Mund lachte vor Begehren. Er neigte sich ein wenig.

Da flüsterte sie seinen Namen zärtlich und empfand ihn überall: eine Ader durchrann sein Gesicht, daß es zuckte und ruhig ward. Seine Stirn glühte kurz in einem schweren Schein, er hatte viel getragen.

„Wäre es schön, wäre es nur erträglich ohne dies?"

Sie sah mit heiterem Blick in des Erzengels Auge.

Dann sagte sie:

„Caspare?"

Da bekam sein Kopf den dunklen Glanz, der richtete, wieder:

„Schweig", rief der Engel ungeduldig und streng. „Willst du zurück in die Torheit deiner Sehnsucht?"

Sie sah ihn an. Ihr war, sie verstehe ihn ganz. Sie lächelte und legte die Hand in die seine. Es gab nichts, was sie nicht begriff, so war sie voll Liebe, das letzte zu begreifen.

„Du hattest nie Zeit, dich zu besinnen. Schau in mein Gesicht: bist du gereift an dem Glück, das es nicht gibt, und das du suchtest? Nein, du wuchsest an dem, was du verlorst. Du nahmst nur, du genossest. Du unterwarfst dich nie."

Sie zitterte und sah ihn immer an.

„Ja."
Er wurde milder:
„Ich weiß, du warst gut aus Liebe manchmal. Aber nur, wenn du liebtest. Von da aus nur sahst du die Welt. Du tatest schlecht auch aus Liebe. Begreifst du, daß dies nicht das letzte ist?"
Sie nickte: „Ja."
„Weißt du, warum ich nicht litt, als es dir schlecht ging und du schriest, daß du deine Kindheit erstrebtest. So leicht ist das nicht. Weißt du, warum der Engel die Unbekümmertheit deiner Jugend nicht zurücktrug in deine Brust...?
Du mußtest erst leiden. Du mußtest dich bekämpfen. Du mußtest so tief fallen, daß dir nichts mehr blieb und du dann erst das Ewige gewahrtest, weil du sehr weit von ihm entfernt warst. Erst wenn du dich lange unterwarfest, erst dann kehrt über das Überwundene die Schlichtheit deiner Kindheit zurück.
Begreifst du die Leiden, die du bekämpft hast, statt daß du sie liebtest?"
„Aber", sagte Daisy weinend, „ich liebe sie."
„Es sind die kleinen erst. Mit den steigenden Jahren werden sie größer. Die wilden werden erst kommen."
Sie lächelte: „Ich bin bereit."
Ihr war, es entfalte sich ein Leben in ihr, das sie nach außen durchdringe in einem unbekannten Gefühl. Das alte Gelebte schwand langsam als Traum. Das, was sie gelebt, kam mit neuen Gefühlen.
„Was willst du mehr von mir?" fragte sie.
Sie sah ein Lächeln in seinem schon undeutlichen Gesicht:
„Ich will nichts mehr nun", sagte er. „Ich wollte dir nur keine Prüfung ersparen."
„Wer bist du?" fragte sie erschauernd.
Es war dunkel im Wagen. Sein Gesicht glänzte nicht mehr. Sie sah seinen Mund nicht mehr deutlich. Es war so, als sage er:
„Du ... selbst — — — dein ... Schicksal."
Sie wagte nicht aufzusehen. Es überfiel sie wie mit Blitzen. Aber ihr Auge hatte eine stille Kraft. Sie hob die

Lider. Ganz voll Milde strahlte sie graues Licht zart in die Dämmerung. Da sah sie sein Gesicht sich verbreitern, als schwimme es in den Raum.

Es wurde ein Kopf wie aus Wachs gegossen so rund, ohne Braue, ohne Ausdruck wie eine Kugel ... Charakter nirgends und an jedem Ort. Kinn war wie Stirn, und wenig Änderung bestand ihm zwischen Ohr und Nase. Auf dem Gesicht schwebte das Lächeln wie eine Wage, die ihr Leben maß.

Da sah sie zum erstenmal hinein und ertrug es.

Da wich es von ihr langsam und zart. Das Gesicht lächelte voll Güte. Auch der Erzengel, der ihren Traum seit der Kindheit bewahrt hatte, wich nun aus ihrem Leben, dessen Jagd nun zu Ende ging, nachdem er als stärkster der Wölfe ihr den Unsinn ihres Lebens bewies, indem er ihr Frieden brachte. Er hatte, klug wie alle Abgesandten Gottes gewartet bis zum Ende und erst gesprochen, nachdem sie alles erlebt hatte.

Wie in einem dumpfen Traum lag sie im Wagen.

Sie sah ihren Partner kaum mehr. Ihr eigenes kleines Lebensspiel sah sie beendet in einem ungeahnten Sinn.

Der letzte Wolf, der sie zum Ziel gehetzt, daß sie ihr Leben begreife, verließ sie. Noch schwankte das Lächeln. Dann losch der letzte Partner aus wie der Glanz auf seinem Gesicht mit der beendeten Bestimmung.

Sie war allein, die Jugend hinter sich ... große Gestirne über ihrem Blick, die sie erstaunten.

Sie weinte nicht mehr, die Lippen verklärt, den Kopf hingegeben jedem Geschick, das komme, daß sie darin reife. Ihre Wangen waren mild. Der Blick in die eigene Brust gekehrt.

So sah sie die Landschaft in der Nacht vorüberbrausen. Aber sie war mit ihr vereinigt wie noch nie. Stiller, wunschloser empfand sie jedes Ding. Sie zog sie nicht mehr in ihr Glück. Sie verstand sie. Sie fühlte den Schmerz des Falters, der ihre Laterne streifte. Sie spürte das Schleifen des Windes an ihrem Haar. Die Kronen der Bäume, die sich im Dunkel über ihr falteten, bogen sich in ihr. Sie

hörte das Sterben der Rehe aus den Wäldern zu ihr kommen. Der donnernde Urwald spielte gedämpft auf ihr. Sie fühlte sich zittern bis auf den letzten Grund. Mehr erglänzte ihr Gesicht vor Liebe, eins fühlend sich und verbunden schmerzlich aller Kreatur.

Sie schloß die Augen. Sie legte sich zurück in den Wagen, die großen langgeformten Glieder belebten sich schön. Sie hob die unversehrte Brust über dem geschwungenen Leib. Die Räder flogen über den Boden der Heimat, sie spürte es nicht. Sie sah in das Spiel der Gestirne: Jahre der Reife, die dunkel darüber sich bogen. Sie lächelte. Sie fühlte tief, wie stark sie sei zum Lieben und wie tief sie bereit sei, es war sehr viel noch vor dem Tod.

Da umwehte ihr versunkenes Gesicht ein Rauschen: wie von zwei ungeheuer entfalteten Flügeln umbrauste sie die Luft. Die Süßigkeit erduldeten Leides durchdrang plötzlich ihre Adern mit unbeschreiblichem Glück. Es war wie die Seligkeit ihrer Jugend. Sie kehrte, anders, in sie zurück. In ihr selbst war eine unerbittlich weiche Stimme: „Es gibt keinen Unterschied des Weges. Nur das Ziel ist das gleiche. Du hast nun die Demut. Geh, lebe. Was du nun berührst auch, ist meine Spur." Es war ihr fast, sie schlafe, aber der Mond stand feurig über ihrem Gesicht.

Der letzte Kaiser

Von Klabund

Der kaiserliche Knabe wachte auf. Er schlug den gelbseidenen Vorhang zurück. Er lauschte wie ein Hase, der Männchen macht. Die regelmäßigen Atemzüge der schlafenden Diener und Eunuchen drangen aus dem Vorzimmer durch die dünne Sandelholzwand zu ihm. Er erhob sich; eine kunstvolle europäische Uhr, ein Schmied, der auf einen Amboß hämmert, begann sieben zu schlagen. Er läutete mit einer kleinen goldenen Glocke, die auf einem Mahagonitischchen neben dem Ruhebett lag. Die Flügeltüren wehten auf, und der Oberhofmeister, ein Mandarin letzten Grades, erschien. Neunmal berührte seine Stirn den Boden vor dem Kaiser, der in roten Lederschuhen, einem gelben, mit Symbolen bestickten Mantel auf einem Blaufuchsfell stand. Drei Diener sprangen wie aus dem Bauch des fetten Mandarinen hervor: der erste offerierte eine Tasse mit Tee, der zweite eine Schale mit Konfitüren, der dritte eine Lackdose mit Zigaretten. Der Kaiser nippte im Stehen am Tee. Er betrachtete aufmerksam die Frühlingslandschaft, die auf der Tasse abgebildet war: blühende Aprikosenbäume, darunter ein Liebespaar, in der Ferne ein Teich, eine Gondel, im Hintergrund ein Hügel mit einer Pagode. Der Kaiser kräuselte die Lippen, als er das Liebespaar sah, in Unschuld jeder Seligkeit hingegeben. Eine Falte durchbrach seine glatte, kindliche Stirn. Der Diener, der das Teebrett hielt, zitterte. Kaum vermochte er sich auf seinen bebenden Knien zu halten. Der Kaiser stellte die Tasse nieder, daß sie klirrte. Er machte eine Handbewegung. Die drei Diener schnellten zurück. Der dicke Mandarin erneuerte den neunmaligen Kotau. Dann sprach er, mit zu Boden gesenkten Blicken: „Die Tasse, in der der

Diener Yüan Yng den Tee servierte, erregte das Mißfallen Euer Himmlischen Majestät. Ich werde Befehl geben, den Diener auszupeitschen." Der Kaiser überhörte die geflüsterten Worte: „Laß Hi kommen."

Hi, die Amme, watschelte auf ihren geschwollenen Füßen herbei. Die Augen des Knaben leuchteten, als er sie sah, „Zieh mich an, Hi." „Welches Gewand befehlen Euer Majestät? Das himmelblaue, mit Orangenblüten bestickte? Das schwarze mit den Sternen und himmlischen Figuren? Das braune mit den Darstellungen des Ackerbaues und der Viehzucht? Das purpurrote mit den Symbolen der glücklichen Liebe?" — Der Knabe war erblaßt. Er stampfte mit dem Fuß dem Blaufuchs auf den präparierten Schädel, daß er knackte. Die Amme sah schief von unten, die Arme demütig über dem weichlichen Bauch gefaltet, zu ihm empor. Er wandte sich nach der Wand und zerdrückte eilig eine Träne, die eines Kaisers und Gottes nicht würdig war. „Man hat mir Fey-yen genommen. Man hat mein Herz verwundet." Die Amme schwieg. „Als ich gestern nacht, von zwei Eunuchen begleitet, die Gemächer der Kaiserin, meiner Frau Gemahlin, aufsuchte, trat mir ein Zeremonienmeister, ein dürrer, fragwürdiger Intrigant mit einem neunmaligen Kotau und einem Grinsen des Bedauerns entgegen: Ihre Majestät, die Frau Kaiserin, wäre in dringender politischer Mission am späten Abend zu Ihrer Majestät der Kaiserinwitwe Tsze-hi in den Sommerpalast berufen worden. Man habe mir soeben einen Boten geschickt. Der Bote habe mich nicht mehr erreicht. Nun sage selbst, was für eine politische Mission kann Fey-yen, die ein Kind ist, fünfzehn Jahre alt und noch ein Jahr jünger als ich, in ihre kleinen unwissenden Hände nehmen? Diese Hände sind dazu da, mich zu streicheln, wenn ich Schmerzen habe. Wann wird Tsze-hi, die böse Warzenkröte, mir Fey-yen, meine Libelle, wieder schicken? Sie wird sie verschlingen, wie sie alles verschlingt, was in ihre Nähe kommt. Und dabei kostümiert sie sich als Kwanyin, als Göttin der Barmherzigkeit! Sie martert mich, nur weil ich der Kaiser bin und weil sie Pläne mit mir vor hat, die

dunkel sind wie die Anschläge der Dämonen des Nordens."
Hi schwieg noch immer. Sie tat, als habe sie nichts von den Worten des Kaisers gehört.

Der Kaiser trat an ein Fenster. Ein junger Gärtner war davor beschäftigt, Sträucher zu beschneiden. „Ich will keines von diesen kaiserlichen Gewändern mehr am Leibe haben" — der Knabe knirschte wie ein Pferd in der Kandare — „Hi, geh zu dem Gärtner da, gib ihm einige Käsch und versichere ihn meiner kaiserlichen Gnade: er soll mir seine Kleider leihen." Hi wollte etwas sagen. Der Kaiser schnitt ihr mit einer scharfen Handbewegung die Worte ab, ehe sie den Mund verließen. Hi watschelte von dannen. Sie kam mit den schmutzigen Lappen zurück. Der Kaiser war entzückt und klatschte in die Hände. Er warf sie sich über und besah sich im Spiegel. „Endlich sehe ich einmal wie ein Mensch aus — was meinst du, Hi? Wenn ich in dieser Maske unter meine Armee trete — werden sie in mir den Kaiser erkennen?" Er riß das Fenster auf, sprang in die Sträucher und Stauden und war verschwunden. Hi schrie wider alle Etikette auf. Dann kroch sie jammernd zum Oberhofmeister, der sofort einige Mandarine erster Klasse hinter dem Kaiser herschickte. —

Der Kaiser schlug sich durch Seitenwege und Gestrüpp. Er kam an einen verfallenen Turm; stieg ihn hinauf und sah hinab. Das Land lag noch vor dem ersten Frühling. Bäume, Häuser, Wiesen, Dächer, Kuppeln, Erde, Himmel: alles gelb in grau und grau in gelb. Monatelang schon herrschten diese Farben über Peking. Sie ermüdeten ihn. Er sehnte sich nach blauem Meer, nach grünen Wiesen, nach roten Lippen, nach den roten bemalten Lippen seiner kleinen Kaiserin — deren Lippen rot und zart waren wie die Lippen der geheimnisvollen Göttin im Tempel der Enthaltsamkeit, die nur er kannte. Er hatte sie entdeckt eines Tages in einem halbverschütteten Gewölbe, das zerschlagen worden war von den Geschossen der fremden Barbaren. Sie war die beste, die reinste, die schönste Göttin. Er betete zu ihr in allen schmerzlichen Stunden seines Daseins. —
Der Kaiser lag auf dem Turm, auf dem pelziges, grau-

silbernes Moos wucherte. Da hörte er Wehklagen und sah in einen Hof, wo der Diener, der ihm früh den Tee serviert hatte, mit Bambushieben regaliert wurde. Über die gelbe Haut flossen kleine, hellrote Blutbäche. Der Kaiser empfand ein leises Wohlbehagen, als er das Rot in all dem Grau und Gelb aufschimmern sah. Er stieg den gebrechlichen Turm hinab, wobei er eine Fledermaus ins Tageslicht scheuchte. Er ging weiter durch die unendlichen Gärten. Er ging weiter durch kleine Zypressenhaine, an Lotosteichen, kleinen Tempeln, Marmorbauten vorbei, an Landschaften, die er noch nie gesehen. Er stieg auf einer Brücke empor, die sich wie ein Kamelrücken wölbte: in neun Bögen über neun Kanäle. Auf der Höhe der Brücke blieb er, an das Geländer gelehnt, stehen und blickte hinab, wo die Gärtner im Teich die alten Lotospflanzen versetzten und jungen Raum gaben. In der Mitte ließen sie eine kleine Wasserstraße für die Gondeln und Lustjachten frei. Manche der Gärtner standen bis zum Nabel im Wasser. Einige sangen ein monotones Lied:

Lotosblüte,
Tochter des Himmels,
Lustgeborne, Lusterkorne,
Wie bald verduftest, verblühst, verfaulst
Auch du —

Einer der Aufseher sah zufällig zur Brücke empor und entdeckte den Kaiser in der Gärtnertracht. Er schwang seinen Bambusstab: „He, du Faulpelz, du Lump, du Tagedieb, willst wie der Kaiser vom Thron zusehen, wie andere arbeiten! Herunter mit dir, sonst lasse ich dir die Bastonade auf die Fußsohlen geben!" Der Kaiser lachte und lief die Brücke auf der anderen Seite flink hinab. Er fand einen Kahn lose angekettet und stakte sich auf das andere Ufer. Enten und Wassertauben begleiteten seinen silbernen Weg. Er sprang über eine Wiese, dann in ein dichtes Farngebüsch. In einer Lichtung warf er sich zu Boden und schlief sofort ein.

Als er aufwachte, saß ein Mädchen neben ihm, vielleicht siebzehn Jahre alt. Sie lächelte verlegen und kratzte sich

ihren grindigen Kopf. Sie war hübsch, aber schmutzig und verwahrlost. „Störe ich dich in deinen Träumen? Die Winde des Südens mögen dir gewogen sein und dir zärtlicher als die Hand einer Geliebten über die Stirn streichen." „Mögen die Dämonen des Nordens dir immer fern bleiben und möge Kwanyn aus dem silbernen Krug, den sie in ihrer Linken hält, dir ewig das Wasser des Lebens aus den Yüquellen spenden. Ich freue mich, dir zu begegnen." Der Kaiser richtete sich ein wenig auf. Libellen flogen über ihm hin, gelbe Schmetterlinge, die wie flatternde Mandarine aussahen. „Du bist wohl von deiner Arbeitsstelle weggelaufen?" Sie blickte ihm forschend ins Gesicht. „Zeig deine Hände." Sie nahm seine Hände. „Sie sind zart, als hätten sie nie gearbeitet. Und hier: was bedeuten diese Ringe?" Der Kaiser erschrak. Er hatte bei seiner Verwandlung vergessen, die kaiserlichen Ringe: den riesigen in Brillanten gefaßten Saphir, den Ring der neun heiligen Perlen abzulegen. Er lächelte verlegen: „Die Steine sind falsch. Ich habe sie mal in der Vorstadt einem Tändler für ein paar Käsch abgekauft." Das Mädchen drehte seine Hand mit den Steinen in der Sonne, die das Gebüsch zu durchbrechen begann. „Aber sie sind hübsch und glänzen zierlich. Schenk mir einen Ring! Wenn du magst, will ich dich dafür lieben." Der Kaiser dachte: wenn ich die Ringe von mir gebe, bin ich kein Kaiser mehr. Sie gehören zu den Insignien des Kaisertums. Jahrhunderte haben die Söhne des Himmels den blauen Saphir als Symbol des Himmelsgewölbes getragen, und jetzt soll ich ihn einem schmutzigen Mädchen hinwerfen, dessen Vater ein Rickschahkuli und dessen Mutter ein Mädchen aus einer niedersten Teeschänke ist. Ein Mädchen, das ich nicht kenne, das ich nicht liebe, und von dem ich mich auch, die Götter mögen mich behüten, nicht lieben lassen werde. Das den unermeßlichen Wert des Ringes nicht einmal ahnt und ihn dem ersten besten Mandschusoldaten oder Tortenbäcker weiter verschenken wird. — Der Gedanke der Sinnlosigkeit dieses Geschenkes und der tiefen Selbsterniedrigung und Demütigung entzückte ihn aber derart, daß er den Ring mit dem

Saphir vom Finger streifte, eine Sekunde zauderte, und ihn dann ihr an die Hand steckte. Sie pfiff vor Freude wie eine Haselmaus und legte seine beiden Hände an ihre jungen Brüste. „Wer bist du?" fragte er. „Ich diene als Küchenmädchen im Sommerpalast Yü Schau Ihrer erhabenen Majestät der Frau Kaiserinwitwe Tsze-hi." Der Kaiser sprang auf die Beine. „Ich habe dir einen Ring geschenkt, und wenn er auch nicht viel Wert besitzt, so bist du mir doch einen kleinen Gegendienst schuldig. Ich bin augenblicklich ohne Stellung, der Gärtnerberuf behagt mir nicht mehr recht, bring mich zu deinem Küchenmeister. Er soll mich als Küchenjunge anstellen. Mit meinen Kenntnisen der Gemüse und Pilze und Früchte und Salate vermag ich ihm gewiß dienlich zu sein." Das Mädchen klatschte in die Hände: „Komm." Wenige Schritte hinter der Farnhecke war die Mauer des Palastgartens. In der Mauer war eine winzige Öffnung, durch die sich beide durchzwängten. Noch einige Schritte durch eine Heckenrosenhecke, und sie standen auf der Straße an der großen Mauer. Die Straße war von Geschrei, sausenden Rickschahs, Händlern, Gauklern, Eseln, räudigen Hunden, trippelnden Frauen, jaulenden Kindern, Straßenmusikanten belebt. Zelte und Buden waren errichtet. Hier pries einer, einen spitzen, unwahrscheinlich verfilzten Hut auf dem Kopfe, Hundeherz an Stäbchen gebraten an. Hier gab es Eselsfleisch, Froschschenkel in weißer Eiersauce. Hier war eine Bäckerei von Reiskuchen und Zuckertorten. Es roch nach schlechtem Öl und ranzigem Fett. Nach Moschus, nach Knoblauch. Nach Zwiebeln, die jeder dritte im Munde kaute. Den Frauen bot ein Krüppel, dem beide Beine fehlten, und der in einem kleinen Holzwagen sich mit zwei Stäbchen vorwärts bewegte, Riechkissen an. Ein Verbrecher, eine hölzerne Krause um den Hals, wurde von Soldaten vorübergetrieben. Er grinste frech und höhnte die Vorübergehenden mit unflätigen Redensarten, unter denen „Tochter einer Schildkröte" noch die geringste war. Wahrsager und Zauberer hatten ihre Buden. Der eine sagte aus Reiskörnern, der andere aus Linien der Hand,

der dritte aus den Zeichen des Himmels wahr. Je nach der Anzahl der Käsch bekam man Böses oder Gutes geweissagt. Die Reichen hatten insgesamt Glück und Seligkeit zu gewärtigen. Aus Teeschänken klang Gitarrenmusik. Eine Theatergruppe spielte unter freiem Himmel eine historische Tragödie „Der letzte Kaiser der Mingdynastie." Der Kaiser kam gerade zurecht, um zu sehen, wie der letzte aus der Mingdynastie sich die Schnur umlegte. Er schauderte ein wenig. Hatte ihm der Literat, der ihn in Geschichtswissenschaft unterrichtete, das furchtbare Ende der Mings verheimlicht? Oder phantasierte der Schauspieler nur, ein grell geschminkter Bursche mit den Allüren eines Lustknaben? Bei einem Drachenverkäufer kaufte der Kaiser einen Papierdrachen. Er ließ ihn über den Buden emporsteigen, den heiligen gelben Drachen. Wild und ungebärdig tanzte er im Winde. Da riß die dünne Schnur. Kopfüber schoß der Drache zu Boden und war verschwunden. Der Kaiser erschrak wiederum. Was waren dies alles für üble Vorbedeutungen? Der letzte Kaiser der Mingdynastie, der heilige Drache, der erst steil emporstieg, um plötzlich unterzugehen. War der Faden, an dem Chinas Geschicke hingen, so dünn und leicht zerreißbar? Der Kaiser trat auf einen Wahrsager zu: „Sag mir die Wahrheit!" Der Wahrsager wog die paar Käsch in seiner Hand. Es war ein Zauberer, der in einer Ruine des Yuan ming yuan, des alten Sommerpalastes, hauste. Er strich sich seinen Bart und sagte: „Wenn man die Wind- und Wassergötter beunruhigt, so ist Sturm und wilde Flut zu erwarten. Man erhöhe sich nicht zu den Göttern, wenn man nur ein Mensch ist. Die Tempel baue man klein, daß sie sich der Erde anschmiegen: desto eher findet der Geist des Himmels zu ihnen. Von Menschen, die mit Ratten und Wanzen zu hausen gezwungen sind, ist keine friedfertige Gesinnung zu erwarten. Man mache die Menschen glücklicher, so werden sie besser werden. Der Große opfere sich um ein Kleines, der Kleine um ein Großes auf. Das Opfer ist der Sinn des Lebens und der Sinn des Todes. Die Gnade träuft von den Göttern wie Harz von einem Baumstamm."

Der Kaiser ging nachdenklich von dannen. Hinter ihm trippelte das Küchenmädchen, den blauen Saphir eitel in der Sonne drehend. Sie führte ihn zu einem Seitentor des neuen Palastes, wo ein Mandschusoldat, zu dem sie in gewissen Beziehungen zu stehen schien, Wache hielt. Er kaute Tabak und spuckte träge vor sich hin. Der Kaiser trat auf ihn zu und verneigte sich: „Mein älterer Bruder möge verzeihen, wenn sein jüngerer Bruder ihn in seinen Meditationen stört. Ich bin einer Wildgans begegnet und ihrem Flug gefolgt. Ich wäre entzückt, dich als meinen Freund begrüßen zu dürfen, denn ich gedenke die Stellung eines Küchenbeamten in diesem erlauchten Hause anzunehmen." „Tritt nur ein", sagte der Soldat, ein wenig barsch, aber nicht unfreundlich, der hübsche Junge gefiel ihm: „Du kommst zu einer wunderlichen Stunde. Hättest du an einem der Haupttore Einlaß begehrt, man hätte dich nicht hereingelassen." „Was bedeutet deine Rede, Chang?" sagte das Mädchen, „du machst mich ganz ängstlich." „Die Pfeile, die den stolzen Reiher treffen werden, sind schon gespitzt. Das bunte Kleid des kaiserlichen Pfauen wird bald verblassen. Es ist Revolution in der Stadt." „Revolution?" fragte der Kaiser und mußte sich das Wort klarmachen. „Warum Revolution und gegen wen?" „Gegen wen anders als gegen den Kaiser," sagte der Soldat, „hast du dich nie mit Politik beschäftigt?" Der Kaiser schüttelte den Kopf. „Politik ist das, was die alte, böse Kaiserinwitwe Tsze-hi betreibt. Es kann nicht gut sein." Der Soldat runzelte die Stirn: „Sei nicht so vorlaut. Und sprich vor allem von Ihrer Majestät der Kaiserinwitwe in einem andern Ton. Vielleicht bist du gar selbst ein Revolutionär?" Der Kaiser lächelte aus seinem bleichen Gesicht heraus. Der Soldat fuhr, ohne eine Antwort zu erwarten, fort: „Es sind einige Literaten zweifelhafter Grade, Rechtsanwälte und Rechtsverdreher, aus dem Ausland, aus Amerika zurückgekommen. Sie haben sich die Zöpfe abgeschnitten und tragen Zylinder und Gehröcke wie die weißen Barbaren. Nun wollen sie, daß wir alle uns die Zöpfe abschneiden und Zylinder und Gehröcke tragen: deshalb

ist Revolution. Verstehst du das?" Der Kaiser nickte. „Sie stehen also mit den weißen Barbaren im Bunde. Sie sind Verräter unseres Volkes. Wie entsetzlich." Der Soldat nickte. Er spuckte den braunen Saft im Bogen an die Mauer. „Sie haben geheime Gesellschaften gegründet und im Volke agitiert gegen den Kaiser und die Kaiserinwitwe im Namen der Menschenrechte: der Freiheit, der Demokratie, des Selbstbestimmungsrechtes der Völker." Der Kaiser buchstabierte vor sich hin: „der Men—schen—rech—te— . . . was bedeutet denn das? China ist doch ein Kaiserreich seit Jahrtausenden. Der Kaiser ist Sohn des Himmels, der Mittler zwischen den Menschen und Schang-ti, dem Geist des Himmels. Wie wollen sie mit den Göttern verkehren, wenn sie keinen Kaiser mehr haben?" „Lieber Junge," sagte der Soldat zärtlich, „jeder will eben ein Kaiser sein und persönlich mit dem Geist des Himmels in Verbindung treten." Dann lachte der Soldat und machte mit der rechten Hand eine Gebärde des Geldzählens und Einsäckelns. „Beim heiligen Delphin, du bist aber schwer von Begriffen: verdienen wollen sie — das, was die Mandarine als Stellvertreter des Kaisers bisher verdient haben, das wollen sie selbst verdienen. Tael! Tael! Käsch! Käsch! Kwai zau für die kleinen Lumpen, nachdem die großen abgetreten sind."

Der Kaiser war verblüfft von der Suada des Soldaten, die auf ihn einstürmte. Ganz begriff er ihn nicht. Seit wann handelte es sich im Leben des Menschen um Tael oder Käsch? Das waren doch ganz nebensächliche, lächerliche metallische Begriffe, mit denen man Hundeherz am Rost, einen Papierdrachen, vielleicht auch eine Frau kaufen konnte. Aber der Geist des Himmels — was hatte er mit Taels zu tun? Das Mädchen drängte: „Komm nur herein. Das Tor wird bald geschlossen und du mußt wissen, woran du bist." Der Kaiser verbeugte sich vor dem Soldaten, bat, ihn Seiner Hochwohlgeborenen Familie zu empfehlen und folgte dem Mädchen. Das Mädchen führte ihn zum Küchenmeister Wang, der mit krebsrotem Gesicht in einer Terrine rührte. „Ich bringe Euer Hochwohlgeboren einen

diensteifrigen Knecht." Der Kaiser trug seinen Wunsch mit Anstand vor. „Nun gut," sagte der gutmütige Wang, der nie nein sagen konnte, auch den Frauen gegenüber nicht, er ahnte, daß durch Annahme des Küchenjungen zum mindesten bei Noa etwas für ihn heraus- oder hereinspringen werde. „Nun gut, wir wollen's mit dir probieren. Kannst du auch servieren? Du hast ein hübsches, gelecktes Gesicht, so als lecke dich deine Mutter, die Katze, jeden Tag dreimal ab. Man könnte dich bei Hof präsentieren." Der Kaiser hatte die Manieren der Diener bei den seinen studieren können. Er glaubte bei Hofe stilgerecht aufwarten zu können. „Nun gut. Wir werden sehen. Noa wird dich zum Bekleidungsmeister bringen."

Gerade, als der Kaiser in die kleidsame, weiße Tracht der Diener gehüllt wurde, entstand eine Aufregung im Palast, die sich von den Toren ins Zentrum der Gemächer der Kaiserinwitwe und von da in alle Seitenflügel strahlenförmig fortpflanzte. Der Kaiser war aus dem alten Palast verschwunden und trotz eifrigster Forschungen nicht aufzufinden. Man hatte ihn in den neuen Palast in Sicherheit bringen wollen: er war gewiß den Rebellen, den verfluchten Republikanern und irrsinnigen Anhängern der westlichen Barbarenideologie, in die Hände gefallen. Die Kaiserinwitwe war außer sich. Sie schlurfte in ihrem Geheimgemach, das von Parfüm betäubend roch, asthmatisch aufgeregt auf und ab. Yng, der Obereunuch und ihr Vertrauter, immer hinter ihr her wie ein Küchlein hinter der Henne. „Yng, was soll ich tun?" Sie tat einen Zug aus einer Opiumpfeife, die in einer Ecke lag. „Er ist davongelaufen. Das ist es. Er ist selber ein Rebell, der Sohn des Himmels, Yng. Ein ungeratener Junge ist es, dem wir immer noch zuviel nachgesehen haben. Was wird er tun? Er bekommt es fertig, sich zu den Rebellen zu schlagen und gegen mich zu konspirieren: als kaiserlicher Republikaner, als republikanischer Kaiser. Tschang-tü-tsi, den sie zu ihrem Präsidenten machen wollen, ist ein alter Narr und Knabenschänder. Er wird sich in den Kaiser verlieben, und wir haben die Bescherung." Sie schnaufte schwer und sah wie

ein großer brauner Frosch aus, der auf Land schwer atmet. „Yng, was macht die junge Kaiserin?" „Sie hat sich in den Schlaf geweint, Majestät." „Sind die Wachen verstärkt? Ist für den Fall eines Abzuges durch den geheimen unterirdischen Gang alles in Ordnung?" „Alles in Ordnung, Majestät!" Die Greisin ließ sich jammernd auf ein Kissen fallen und griff nach kandierten Nüssen, die in einer Schale auf einem Tischchen standen. „Yng, was wäre aus den Mandschus geworden, wenn ich nicht gewesen wäre." Sie wiegte wie ein Marabu den Kopf. „Wir müssen den Kaiser wieder haben, so oder so. Zum Glück ist die junge Kaiserin schwanger. Daß sie einen Sohn gebärt: dafür werde ich sorgen . . ." —

Die junge Kaiserin ließ sich das Abendessen in ihrem Schlafzimmer servieren, während sie auf dem Kang lag. Zufällig fiel ihr Blick auf einen der Diener. Sie senkte die Wimpern, befahl den Eunuchen und zwei Dienern, das Zimmer zu verlassen. Der dritte blieb. „Kwang-sü!" rief sie leidenschaftlich und drückte ihn, der kaum Zeit hatte, die Pastete beiseite zu stellen, an ihre Brust. „Die Winde des Südens haben dich zu mir geweht. Wie verlangte mich nach dir! Mich und dein Kind!" Sie führte seine Hand unter die Decke, wo er unter ihrem seidenen Hemd die erste Regung seines Kindes spürte. Eine Träne wollte wieder in sein Auge. Er beherrschte sich. „Ich bin verfolgt und weiß nicht von wem. Ich bin geraubt und weiß nicht wozu. Ihre Majestät die Kaiserinwitwe ließ mir sagen, alles geschehe zu meiner persönlichen und der Dynastie Sicherheit. Es tobte ein Aufstand in der Stadt. Nieder mit dem Kaiser, riefen sie. Ist das wahr, Kwang-sü? Was hast du ihnen getan? Du kannst doch niemandem Böses tun?" Der Kaiser zuckte die Achseln: „Aber vielleicht bin ich böse, vielleicht bin ich für die Aufrührer das böse Prinzip, und das ist's, was sie vernichten wollen. Man hat mich aufgezogen in dem Glauben, daß ich des Himmels Sohn sei, der Stellvertreter Gottes auf Erden: aus der Gnade des Geistes heraus. Habe ich mir diese Gnade erworben, erkämpft? Wo habe ich ein Opfer gebracht? Fey-yen: ich bin ein arm-

seliger Mensch, nichts weiter. Ich habe nie etwas getan: weder Gutes noch Böses. Jetzt müßte ich eine Tat tun: aber welche?" Er fiel in Sinnen. Fey-yen streichelte seine Stirn: „Du bist aus dem alten Palast geflohen in der Tracht eines Dieners?" Der Kaiser lächelte: „O nein. Wovor hätte ich fliehen sollen? Ich wußte nichts von der Rebellion, als ich von Hause wegging im Gewand eines Gärtnerburschen. Das Schicksal ist vor mir hergelaufen. Als ich hier ankam, war es schon da und berichtete mir in Gestalt eines Soldaten der Torwache, was geschehen." Die Kaiserin streichelte seine Hand, ihr Tastsinn vermißte eine goldene Unebenheit, sie zog die Hand erschreckt herauf: „Kwang-sü, wo ist der himmlische Saphir? das Symbol deiner Kaiserkraft?" — Der Kaiser kämpfte: „Fey-yen — wirst du mich begreifen? Ich habe den Stein verschenkt, erbleiche nicht, Fey-yen, ganz einfach, ja eigentlich sinn- und zwecklos verschenkt. Die Person, die den Stein empfangen hat, weiß gar nicht, was es mit ihm für eine Bewandtnis hat. Und habe ihn verschenkt, weil, ja weil ich an die Tradition der Jahrhunderte nicht mehr glaube, sondern nur noch an mich. Vielleicht glaube ich auch nicht an mich, vielleicht zweifle ich nur an mir: aber Glaube und Zweifel sind ja Kinder eines Vaters. Entweder das Kaisertum besteht ohne den Ring in mir — oder es besteht gar nicht. Vielleicht haben wir es schon verloren. Und überdies — er lächelte höflich — den Ring mit den neun heiligen Perlen besitze ich ja noch." — Die Kaiserin lag da, die Augen geschlossen, Tränen zwischen ihren Wimpern. Er verließ sie auf den Zehenspitzen, durchschritt im Vorzimmer die Reihe der Eunuchen, die vor ihm auswichen, ohne zu wissen warum. Er verließ bei seinem Freund, dem Soldaten der dritten Seitenwache, den Palast, gelangte durch das Loch in der Mauer in den Park des alten Palastes und schlich auf Seitenwegen zum Schloß. Das Fenster zu seinem Schlafzimmer stand offen. Er schwang sich hinein. Er hörte im Vorzimmer die Diener und Eunuchen aufgeregt wispern. Er warf sich ein gelbes Gewand über und schellte. Die Türe ging auf, Diener mit Leuchtern erschienen. Der

Kaiser stand in der Mitte des Raumes: „Ruft mir Hi, die Amme!"

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß der Kaiser wieder da sei. Wang zerschmetterte vor Freude beinah seine Stirn im Kotau. Er hätte seinen Kopf verloren, wenn der Kaiser nicht zurückgekehrt wäre.

Hi watschelte verschlafen, schlecht gekämmt und unausgeträumt herbei. Ihr Gesicht hatte noch einige hundert Runzeln mehr als am Tag. „Hi, salbe mir das Haar, öle mir den Körper, kleide mich in das schwarze Gewand, das mit den Sternen und Himmelsfiguren bestickt ist. Ich habe einen heiligen Gang zu tun." „Euer Majestät: das schwarze Gewand ist das Gewand des kaiserlichen Opfers zur Wintersonnenwende oben auf dem Marmoraltar." — „Tu, wie ich dir sage."

Noch einmal rief der Kaiser das Gottesgericht an. Er wählte das Bambusorakel, neun Bambusstäbe verschiedener Länge. Er zog geschlossenen Auges einen Stab. Es war der kürzeste. Gott hatte gesprochen. Gesalbt, geölt und geschmückt, ein Perlendiadem auf dem Haupt, ein goldenes Krummschwert an der Seite, schritt der Kaiser aus dem Palast und die heilige dreigeteilte Straße zum Tempel aufwärts. Eine Krähe kreuzte seinen Weg. Das erste Morgenrot dämmerte herauf. Im Frühwind läuteten die Glocken und Glöckchen unzähliger Pagoden. Er schritt den mittleren Weg, den Weg, der nur von den Geistern beschritten werden durfte, und den keines Menschen Fuß bisher gegangen. Er durchquerte die Halle der Enthaltsamkeit. In einer verborgenen Nische stand die Kwanyin aus Yade. Die Lippen rot geschminkt wie Fey-yen, die linke Brust leicht entblößt. Der Kaiser küßte die über dem Herzen sich wölbende Brust. Er schritt weiter die neun mal neun Marmorstufen zum Opferhügel empor. Als er oben angelangt war, blieb er aufatmend stehen. Keine Minister und Ministranten, keine Tänzer und Tänzerinnen, Chöre und Musikkapellen waren bei ihm wie sonst beim nächtlichen Opfer des Kaisers zur Zeit der Wintersonnenwende. In den Sternenmantel gehüllt wie jener, der über ihm thronte,

und dessen Gleichnis und Sendbote er war, stand er allein und einsam seinem Gott gegenüber und bot ihm stolz und demütig zugleich das Opfer seines Leibes und Lebens. Dreimal kniete er vor ihm nieder. Neunmal beugte er die Stirn im Kotau. Schang-ti, der Geist des Himmels, kam im Gespann der Morgenröte über den Horizont gefahren. Da öffnete der Kaiser sich mit dem goldenen Schwert die Ader am Hals und ließ sein Blut in die Marmorschale rinnen. Das Blut des Himmelssohnes vermischte sich mit den blutigen Tränen, die der Geist des Himmels aus der Morgenröte herniederweinte. — Die sechzehn Tore Pekings stiegen aus dem Staub der Nacht. Dort, im Zentrum des Palastes, stand das innerste Tor, das Tor der himmlischen Reinheit, das er nicht hatte betreten dürfen. Die westlichen Hügel hoben sich aus der Dämmerung. Auf dem Bahnhof lief der sibirische Expreß ein. Um diese Stunde stürmten die Rebellen den Palast. Sie fanden den Kaiser, das Haupt über die Marmorschale gebeugt und sie mit beiden Händen umklammernd. Die Kaiserinwitwe und die junge Kaiserin hatten den Sommerpalast durch den geheimen unterirdischen Gang verlassen und befanden sich, von kaiserlichen Truppen umgeben, auf der Flucht außerhalb Pekings. Noa schenkte den Ring mit dem blauen Saphir dem Soldaten der dritten Torwache. Es war derselbe, der als General Tu-Wei später die Geschicke Chinas einige Jahre in seiner Hand halten sollte. —

Das Schicksal des Pellegrino Ratazzi

Von Otto Zarek

Pellegrino Ratazzi, der junge preisgekrönte Dichter, irrte durch die Schwüle der neapolitanischen Nächte. Des Tages schrieb er in seinem Zimmer die glühenden Jamben seiner Tragödien, schaute er in bebender Erwartung in die abendlichen Feste am Hofe der Sängerin Rocca. Ihre Stimme plätscherte in seinen glatten Versen und das Auftauchen ihres Wesens kräuselte den Fluß der Gedanken. Aber, in später Nacht, kam er aus den Marmorhallen ihres Palastes, berauscht von dem Wirbel üppiger Tänze, geblendet von dem Zauber ihres Ganges und der blendenden Pracht ihrer Pagen: das erste Anschlagen des Meeres gegen den harten Strand der Bucht, das dunkelste Aufleuchten des Orion über den Giebeln der Stadt, über dem Vesuv das schwärzliche Glimmen der ewigen Wolke — und Fest, Tanz, Erlösung und die Rocca selbst flohen aus seinem Bewußtsein, für immer versprengt und verloren in der fressenden Leere des vom Geiste Zergrämten. Natur zog nicht ein in sein leeres Gefühl. Einsamkeit blieb, der Schmerz des Schaffenden und kein Gebilde der Welt berührte ihn. Pellegrino Ratazzi spottete dann der Schönheit, die er sah. „Was soll mir das, Nacht über Neapel, die mir den Schmutz meiner Freude enthüllt, aber mich, zerstörte sie die kühlenden Stunden des Festes, verstößt, ohne mich vor ihrem Altar zu Boden zu zwingen." Er wußte: in dieser Welt gab es kein Glück für ihn; und was er von der anderen Welt hielt — nun ja, er spottete nicht öffentlich darüber, die Lücken der großartigen Dichtungen mußte man mit dem Namen Gottes verstopfen. Er dachte oft: „Warum bin ich in Neapel geboren; wäre ich ein Deutscher und müßte Dichter sein — es gäbe noch eine Sehnsucht für mich: Neapel. Wie aber:

in Neapel Dichter sein?" Und, mit der großen Geste seiner Dramen: „Ich werde sterben. O Neapel, du wirst mich sterben sehen." Und, nachdem er Stunden am Hafen verweilt hatte, ohne daß es ihm nur einmal gelang, das Glück der Schönheit zu empfinden, raste er plötzlich auf: „Ich will es! Das Schicksal! Das, was größer ist als ich! Ich will endlich so tief untertauchen, daß ich mich vergesse, nur ganz besessen bin von einem Großen, Gewaltigen, das in mich tritt und dem ich nicht begegnen will mit blasser Ironie und mit dem höflichen Kopfnicken des Wissenden. Irgendwo, gehetzt, blutend, krank: aber nur einmal aufgehen in einem Schicksal! Und dann: Sterben!" Aufspringend aus der mordenden Schönheit der Nacht, stürzte er in das rote Feuer glühender Lampions, mitten in den Gassen des Hafens, atmete Musik von Bläsern, genoß den gedehnten Sing-Sang einer geschminkten Person und sog, in den zerfetzten Polstern am Tische der Kaschemme, den Geruch brüllender Matrosen und das brünstige Gelächter betrunkener Dirnen ein. Sah und sah, immer fiebernd, mit Raubtieraugen, sich in das Neue einkrallend, hungrig, wahnsinnig vor Sehnsucht: zu sitzen, betört zu sein und blöde zu schauen. Bis er, ein wenig ruhiger, plötzlich wußte: Jetzt genieße ich — aber in diesem Wissen schon blaß erschrak, daß ein haarscharfes Verstehen auch diese Stunde des Vergessens bewachte.

Als Lärm neben ihm ertönte, wurde er still. Er lachte vergnügt, in reger Erwartung auf den Ausgang des Tumultes wartend. Aus einem Versteck war ein bärtiger Fischer auf den jungen Matrosen, der neben ihm saß, gesprungen und riß ihm das brünette, lockere Weib aus den Armen. Der Gondelier, aus dessen offenem Hemde mystische Tätowierungen fratzenhaft leuchteten, riß das Messer aus den Stiefelschäften und warf sich über den Angreifer; es gelang ihm, das Weib, das grell lachend seine Freude an dem Kampfe zeigte, an sich zu reißen; er schwang, während er mit tiefem Griff den linken Arm um die Geliebte schlang, das Messer wild über der Brust des Bärtigen — — und sank, von einem Schlag in das Genick getroffen, lautlos

zusammen. Der Fischer zeigte höhnisch grinsend den blutigen Dolch, den er in den Fäusten verborgen hielt. Blut spritzte auf, überschwemmte die verschmutzten Tischtücher und das Beinkleid der Brünetten, die schon, blaß, aber berauscht und eitel, die Muskeln des Siegers quetschte. Die Gäste, kaum berührt von dem Ereignis, schwatzten nun etwas leiser und verließen langsam das Lokal. Der Wirt schleppte mit dem Bärtigen den Getroffenen ins Freie und warf ihn in die Nacht. Löschte dann das Licht der Ampeln und wollte die Tür verschließen. Da erst erwachte Pellegrino aus seinem Taumel, schrie auf in wahnsinniger Angst und wäre in irrsinniger Wut gegen Schränke und Stühle getaumelt, hätte der Wirt ihn nicht gepackt und zur Tür geschoben. „Äh, das Schwein hat Blut am Ärmel", maulte er; und: „Nun los; und sauber gewaschen!" Und der Dichter Ratazzi trat in die leere Gasse, wankte zurück, stieß gegen die verriegelte Tür, sprang wieder in die ungewisse Finsternis der Straße und stolperte über den Körper des Verblutenden. Er starrte, sank neben ihm nieder. Fand sich in schwerer Dunkelheit neben einem Sterbenden, der sein Leben dem Augenblick verschenkt hatte, für das Nichts einer Stunde, für die Glut eines Rausches opferte. „Was bin ich neben dir", flüsterte er, hastig, ohne Klang. „Das Leben: was ist es nun. Schicksal erlebte ich. Aber: hast du es geschaffen; und mußt also sterben dafür? Oder: hat es dich gepackt, überrascht, erdrosselt; besiegt? — Nein, ich ertrage das nicht. Ich will helfen; helfen! Ich will es überwältigen, will größer sein. Dir, dir zuliebe, aus Liebe, ja! Ein Mensch blutet. Wer hilft ihm?! Wer hilft mir! Wer hilft mir!!"

„Schreien Sie nicht so. Hier! Angefaßt." Pellegrino erfror, als die Gestalt eines Mannes, der bei dem Jüngling hockte, ihn erschreckte. Den Kopf des Blassen hielt jener in den Händen, tastete seine Brust ab, fast war es, als liebkoste er sein krauses Haar. Stand plötzlich auf: „Nehmen Sie ihn also. Bei den Füßen! So!" Und Pellegrino, willenlos und seinem Befehl gehorsam, trug die Last des Burschen einige Schritte in die Dunkelheit, tappte nun hölzerne

Stufen empor, berührte die Wand eines Hauses, folgte dem Voranschreitenden durch eine knarrende Tür; und nun immer kurze, zerrissene Treppen aufwärts, höher und höher. Jetzt, unter dem Dach wohl, den Körper abgestellt; der andere entzündet ein kleines Licht, öffnet den Raum; sie tragen noch einmal. Dann sind sie angelangt.

Im Kerzenlicht, das der seltsame Mensch in der niedrigen Dachkammer anzündet, erkennt Pellegrino mit Schrekken den bärtigen Fischer. Er will aufschreien, preßt aber die Handflächen gegen die Lippen, fühlt dabei das süße Blut des Verwundeten; sucht nach seiner Waffe, aber führt sie nicht bei sich. Steht unschlüssig im Raum. — Der Fischer kramt beim Lichtschein nach Watte und Scharpie. Wirft, während er die Wunde des Burschen freilegt und auswäscht, dazwischen: „Fragen Sie nicht! Fragen Sie nicht, mein Herr!" Und stöhnt plötzlich laut, tierhaft, schmerzvoll auf; wechselt immer von neuem die blutgetränkten Fetzen mit frischer Leinwand und redet dazu, ganz weich und unterwürfig: „Ich bin schlecht. Aber: ich bin nicht schlecht, mein Herr. Sie müssen das verstehen. Einer muß das verstehen. Wer sind Sie? Ohne Zweifel, was wir einen Gebildeten nennen. Also werden Sie das kennen." Und, auf ihn zuspringend: „Sagen Sie, Herr, ich beschwöre Sie! Sagen Sie, ist das Wahnsinn? — Der dort hat seinen Verband. Er schläft jetzt ruhig. Wir können ein wenig gehen. Kommen Sie, zum Balkon, dort!" — Er nimmt das Licht und geht, Pellegrino an der Hand mitzerrend, öffnet die Tür zum Balkon, der niedrig und abschüssig in die Nacht hinausspringt, mit weitem Ausblick in den aufgehenden Morgen; in der Tiefe, senkrecht darunter, der breite Kanal der Stadt. —

„Wahnsinn, mein Herr, das ist es. Wahnsinn, ja. Aber nicht der Wahnsinn der Liebe. Nein, ich liebte diese Person nicht. Ich bin verheiratet, ja, ich habe Kinder; oh, hübsche Kinder, und ich bin ruhig, wenn ich sie sehe; so seltsam ruhig, gebändigt möchte ich sagen. Nein, ich hasse den Menschen, das ist es. Ich hasse alles: das Leben, auch mein Leben, ja, auch meines; und das Weib, auch mein Weib;

obgleich sie gut ist und jung. Aber ich hasse sie, auch sie; alles; die Messen in der Kirche, den Taumel der Stadt und die Ruhe der Bürger. Vor allem aber die glücklichen Menschen hasse ich. Das Glück, das ich vor mir sah, das war es; den Jungen hätte ich morden können. — Sie ist nicht schlimm, die Wunde; er blutete etwas, aber er wird leben. Sehen Sie: jetzt, jetzt, in seiner Ohnmacht, da liebe ich ihn. Wird er leben — ich werde ihn von mir gehen lassen und werde schweigen. Aber: Dann schon, in diesem Augenblick schon hasse ich ihn." Er schwieg. Der röchelnde Atem des Kranken ward hörbar. Dadurch erhitzt, begann der Mann wieder hastiger zu reden: „Ich bin nicht ungebildet, mein Herr; ich bin gewohnt, neue Bücher gut zu lesen und habe mehr nachgedacht, als — als — die Glücklichen dort oben. Übrigens, seit zehn Jahren, lese ich nicht mehr; nein, mein Urteil ist fertig. Die Welt ist für mich kein Rätsel mehr. Und zu dem Geheimnis, das ich erkannt habe, kam noch keiner! In allen Büchern fand ich es noch nicht. Das ist es: der Haß! Den habe ich mir gerettet, ich allein. Ich ganz allein! Das habe ich allein erdacht, verstehen Sie das, mein Herr; und danach lebe ich!" Dann, langsam, mit weicherer Stimme: „Nur die hasse ich nicht, die Kinder, nein, diese nicht. Ich liebe sie unsagbar, und sehe ich sie, so habe ich Mitleid mit ihnen, ja; Sie müssen es mir glauben! Ich habe Mitleid, daß sie Menschen werden müssen." Er ging etwas auf und ab, blieb stehen und deutete auf den Burschen: „Sehen Sie, als der in seinem Blut zusammensank, blaß, kraftlos, regungslos und ohne Bewußtsein — da sah ich das Kind in ihm; und liebte ihn. Oh, ich will ihn pflegen, ja; dann aber soll er mir nicht mehr begegnen!" Dabei sank er neben dem Kranken nieder, rückte die Kissen über seinem Kopfe zurecht, nahm die Tücher von der Wunde und wendete sich um, neues Verbandzeug zu holen. Dabei sah man, als Kerzenlicht das Gesicht erhellte, er hatte Tränen in den Augen. —

Die nassen Lappen preßte er auf die Wunde, legte die Tücher darüber, wollte nun leise aufstehen. Da entfiel ihm ein sauberer Leinenlappen, den er in der Hand hielt: „Ich

bin ungeschickt", sagte er gutmütig, und holte die Kerze. „Nun, nun, ich werde es finden." Sah vor sich hin, tastete den Körper ab, streifte über die Holzdiele, leuchtete dem Jüngling ins Gesicht — — und läßt die Kerze fallen, schreit auf, springt zurück, stürzt wildrasend durch das Zimmer; sinkt plötzlich in furchtbarem Weinen zusammen. — Pellegrino, über ihn gebeugt, hörte aus zerhackten, erstickten Kehllauten, heraus: „Er — ist — tot! Er — ist — tot!!" Der Dichter zündete das Licht wieder an und starrte in die wächserne Blässe des Jünglings. Und schluchzt auf: „Also sehe ich das Schicksal! Sehe es. Und frage, frage wieder ... Aber: kann ich noch fragen? Erstarre ich nicht? Keine Träne habe ich? — Ich bin schlecht!! Ich werde sterben — denn: Ich habe keinen Schmerz und keine Träne."

Neben ihm sagte eine eisige Stimme: „Wir werden ihn begraben." Der Fischer, sehr ruhig — im flackernden Lichte schien es, als lächle er — nahm den Leichnam, und Pellegrino half ihm dabei. „Wohin", fragte er. — „In das Grab", spricht der Bärtige, ganz still und ehrfurchtsvoll. Geht auf den Balkon zu, öffnet ihn, tritt hinaus: „Sehen Sie, das ist Neapel; die Sterne, der Vesuv und das Meer. Das ist die Ewigkeit. Fühlen Sie nicht, daß ich n i c h t hasse, in diesem Augenblick. Ich würde ihn nicht hier begraben sonst. Kinder und Tote — liebe ich. Kommen Sie; Sie müssen ganz heraustreten, so; noch mehr! Und nun — geben Sie acht — heben Sie an; es ist gut so. Nun, losgelassen!" Sie hatten den Körper schwebend über dem niedrigen Gitter gehalten. Jetzt, der Leichnam sinkt mit dumpfem Laut in das Wasser des Kanals. —

Der Mann, an die Mauerwand gelehnt, begann sofort, sehr innig und ruhig: „Ich habe Ihnen nicht alles gesagt. Ich habe Ihnen gesagt, daß auch ich Mitleid haben kann. Das haben Sie gesehen, nicht wahr? Sie haben es gesehen! Sie werden fortgehen von hier und glauben: der Haß regiert nicht! So werden Sie denken; ja, gewiß, das müssen Sie. Aber ich habe Ihnen nicht alles gesagt. Jetzt hören Sie: Ich könnte es Ihnen sagen, wie es wahr ist. Daß ich der Sohn des Grafen Ponti bin, des berühmten

Ponti, der für sein Vaterland sieben Schlachten siegte. Aber dann kam der Pöbel, verbrannte seine Güter und zerriß seinen Leib. Und wir Kinder, ich, mit dreizehn Jahren, fanden in dem Sarge des großen Vaters ein zerstückeltes Gerippe. Seitdem, das würden Sie begreifen, hasse ich die Menschen. Aber: dies ist es nicht allein. Glauben Sie nicht, daß dies nur *eine* Möglichkeit war, das Häßliche zu sehen? Ich war begnadet, in frühester Kindheit das Böse zu erfahren. Was ich erlebte, war nicht die Geschichte des Grafen Ponti. Bürger und Narren erleben nichts als Geschichte, wenn sie in das Letzte blicken. Das Leben, den Sinn erlebte ich. Sehen Sie: seitdem habe ich gehaßt, als Knabe schon. Und auch mich hasse ich seitdem; aber ich lebe, ich ertrage es, zu leben, denn ich, ich allein weiß, wofür ich lebe. — Ich allein weiß, wofür man lebt. — Und nun, zum Schluß, auch das sage ich Ihnen, denn Sie werden es nicht weiter erzählen" (und er lächelte plötzlich): „Ein Jahr darauf, an einem heißen Sommertag entdeckte ich: ich liebe. Einen hübschen Knaben; ich fühlte, wie ich blaß wurde, wenn ich ihn sah. Wir fuhren zusammen hinaus; aufs Meer. Ich sah ihn nur an; er ruderte. Und dann kam dieser Tag: Dieser Knabe, den ich liebte, lag krank in einem armseligen Bett. Damals war ich noch reich; ein letztes Gut meines Vaters, im Tessin, blieb uns und gehört noch heute den Pontis. Ich ging täglich ihn besuchen; pflegte ihn, rief Ärzte herbei, sorgte für ihn. Als er gesund war, gingen wir zwei durch die Straßen. Ich kannte ein Haus, wo wir allein sein konnten, eine Stube unter dem Dachfirst, nahe dem Meer — der Dirne einer Schenke gab ich ein Trinkgeld, und ich erhielt den Schlüssel. Dort zog ich den Jungen aus; er war nur Dankbarkeit und tat, was ich wollte. Ich befahl: „Geh hinaus, ich will dich im Mondlicht sehen." Und er, er trat auf den Balkon, denn ich habe ihm das Leben gerettet. Und dort, als er nackt und gesund in die Nacht ragte, da: packte ich ihn, warf ihn über das Gitter, in die Tiefe. — Und dieses nur, nur deshalb, weil ich Mitleid bewiesen hatte und nicht die Kraft besaß, auch ihn, auch den Knaben zu hassen. — Sie wollen nun wis-

sen," fuhr er sehr ruhig fort, „was aus mir wurde? Oh, man verjagte mich natürlich; es kam auf. Aber ich war zu jung, man konnte mich nicht strafen. Sehen Sie — das andere ist belanglos, nur dieses ist wichtig — seitdem habe ich mich von dem Zimmer nie getrennt; es ist dieses Zimmer, und dies ist der Balkon. Und nun wissen Sie es; es tut mir nichts, daß Sie mich anzeigen können. Das berührt mich nicht. Sie dürfen es tun, ich hindere Sie nicht daran. Ich will, daß Sie es wissen: ich hindere Sie nicht daran. — Aber" — und plötzlich schrie er und stemmt sich breit vor die Tür. „Aber: daß auch Sie, auch Sie mich im Mitleid gesehen haben: dafür werden Sie sterben." Und in demselben Augenblick stürzt er den Rücken des Dichters über die Brüstung, schlägt mit der schweren Kraft der Fäuste auf sein Haupt; der Rumpf gleitet nun ohne Widerstand über das Gitter, schwebt kurz in der Luft und sinkt in die Tiefe. —

So starb Pellegrino Ratazzi, der junge, preisgekrönte Dichter, der durch die Nächte Neapels irrte, sein Schicksal zu suchen. —

Die deutsche Novelle der Gegenwart

Ein Nachwort von Hanns Martin Elster

Nicht der Zufall führte die Dichter und die Novellen dieses Bandes zusammen. Sondern bewußter Plan und klarer Wille. Geboten werden sollte die deutsche Novelle der Gegenwart mit dem ganzen Verantwortungsgefühl für den Anspruch, der in der klaren Überschrift liegt, aus dem Erlebnis und Wissen heraus, daß man jetzt wieder von einer deutschen Novelle im großen Sinne sprechen kann.

Die Ausstrahlungen jener Zeit, da des Lesers Sehnsucht nach Eroberung dichterischer und geistiger Bereicherung an der Novelle vorüberging, sind noch nicht verblaßt. Immer lebt in weiten Kreisen noch die Abneigung gegen die Aufnahme dieser knappen Prosakunstwerke. Immer regt sich noch das Vorurteil gegen die Novelle als einer innerlich und äußerlich unbefriedigenden epischen Gattung. Die deutsche Novelle der Gegenwart wird diese Abneigung überwinden, weil sie nichts mehr zu tun hat mit jener konventionellen, unter heutigen Dichtern unmöglichen Art, in der einst ein Paul Heyse seine Triumphe feierte.

Damals ging die Novelle von einem äußerlichen Formenbegriff aus. Sie hatte ihn der altitalienischen, der altfranzösischen Epik entnommen, ohne deren geistige, seelische Haltung, ohne deren Wesensgehalt, innere Lebendigkeit, Blutfülle beachten, geschweige denn anstreben zu können. Um einmaliges unerhörtes Ereignis gruppierte sich der sauber gearbeitete, glatt erzählte Stoff, um jenen Heyseschen „Falken", der zwei Generationen hindurch als Kennzeichen der Novelle angesehen wurde. Man hielt sich mit dieser Forderung nach „einer sich ereigneten, unerhörten Begebenheit" an Boccaccio, Goethe, Kleist, man verknüpfte

damit Spielhagens Forderung, daß die Novelle es nur mit fertigen Charakteren und einem Konflikt zur Offenbarung dieser Charaktere zu tun habe. Man wollte auf diesem Wege zum objektiven Erzähler, den man für den klassischen hielt, werden und ward damit zum blutleeren. Denn diese geschlossene Novelle alter Art wurde nur Dichtung, wenn die Persönlichkeit des Dichters und das erlebte Leben so stark in sie einströmte, daß sie ihre Bestimmung von hier aus und nicht von ihrer äußeren Form her erhielt. Die Goethesche, Kleistsche, Wilhelm Raabesche, Gottfried Kellersche Novelle ist — wohl eingespannt in die übernommene Form — groß allein durch die Persönlichkeit ihrer Verfasser und deren natürlicher Einheit mit der Form. Wenn die Größe der Persönlichkeit, die Kraft des Erlebens versagte, ward diese Novelle zu einer leeren Form, wie in vielen Werken Paul Heyses und seiner Zeitgenossen.

Als die Entwicklung des 19. Jahrhunderts dann die Richtung zur materiellen Objektivität im wissenschaftlich analysierenden Naturalismus, in der sezierenden Analyse des Impressionismus verstärkte, löste sich die Novelle wie selbstverständlich auf. Die gesamte Epoche des Naturalismus von Arno Holz bis Johannes Schlaf, von Gerhart Hauptmann bis Sudermann kennt die Novelle nicht: sie hatte sich in die Zustandsschilderung verloren. Wohl pflegte die Tradition der klassischen und realistischen Zeit noch die Kunstform, die aber nur dichterische Bedeutung wie in Wildenbruchs Kindernovellen durch Ursprünglichkeit des Erlebens begann.

Erst als um die Jahrhundertwende die Macht des Materialismus in Kunst und Wissenschaft zu zerbröckeln begann, als der Geist in seiner Selbständigkeit und bluthaften Ursprünglichkeit wieder sein Haupt erhob, begann die Novelle von neuem aufzubauen. Freilich, zuerst noch recht zage: durch Anschluß an die alte oder jüngere Tradition, an die altitalienische, altprovenzalische Novelle des Mittelalters mit Paul Ernst, an die realistische Gottfried Keller-Novelle mit Ricarda Huch sowie späterhin noch an die

lebensfeste, sinnerfüllte Anekdote deutscher Volksepik im Mittelalter mit Wilhelm Schaefer.

Hier begann die deutsche Novelle der Gegenwart. Wenn sie auch zuerst in den in den neuziger Jahren hervorgetretenen Novellen der 1864 geborenen Ricarda Huch sich formal noch an die Schule Gottfried Kellers, in (des 1866 geborenen) Paul Ernst seit 1900 erscheinenden Geschichten noch an die altitalienischen, altprovenzalischen Vorbilder und in des 1868 geborenen Rheinländers Wilhelm Schaefers 1908 herausgebrachte Anekdoten an die altdeutsche Epik anschloß, so geschah diese Nachfolge doch nicht mehr aus äußerlichem Formalismus und mit dem Ziel absoluter, wissenschaftlich-rationalistischer Objektivität, sondern in erfühlter Synthese der Subjektivität des einzelnen Dichters mit der historischen Form. Die drei Dichter übernahmen die alte Form, soweit sie ihnen diente, ihr Inneres auszusprechen. Ricarda Huch wirkte ihre ganze seelische Romantik in das Kellersche Gewand, Paul Ernst seine scharfe Geistigkeit in den Brokat der Frührenaissance und Wilhelm Schaefer seine Beseelung und seinen Humor in die Volkstumsform. Diese drei Dichter befreiten die Novelle von der Forderung der Objektivität bei vorerst noch gewahrter objektiver Fassung. Wenn wir heute Ricarda Huchs, Paul Ernsts, Wilhelm Schaefers in diesem Bande gebrachte Novellen lesen, erleben wir sie nicht mehr als Beispiel eines Novellenstils, sondern als Ausdruck bestimmter geistiger Persönlichkeiten, die in einem Kulturkreis leben und zwar blutvoll, geistig leben. Sie haben infolgedessen im weiteren Verlaufe ihres Schaffens die allgemeine Generationentwicklung zur Sehnsucht hin auch mitgemacht: das Motiv „des Sängers" wie das des „Familienbildes von Goya" wie schließlich das der „Urania" ist das Motiv der Sehnsucht zum Geiste, zum Unendlichen, zur Freiheit, zur Seele, zu Gott.

Der Durchbruch im umfassenden Maße erfolgte dann durch das Werk einer Dichtergeneration, von der wir hier Jakob Wassermann (geb. 1873), Hermann Hesse (geb. 1877) und Karl Röttger (geb. 1877)

bringen. Jetzt ist vom Anschluß an eine ältere Form oder von deren Erneuerung keine Rede mehr, sondern die Novelle wächst unmittelbar aus dem neuen Erleben und Bekennen heraus. Wohl hatten diese Dichter in Jugendwerken noch Traditionelles gebracht, wie etwa Hesse mit Heimatbildern in Gottfried Kellers Stil, aber unaufhaltsam brach die Loslösung vom Realen, Materiellen sich Bahn. Das Subjekt allein beherrscht fortan die Novelle. Der Mensch ist im Dichter erwacht und offenbart sich selbst. Nun aber nicht zur impressionistischen Akribie einer psychologischen Analyse, sondern auf Grund seines Verhältnisses zum Ewigen, zur Idee, auf Grund seines Wesens. Materiell ist das Elementare des Menschen Stoff der Novelle, ideell aber sein Sehnsuchtsziel in der Liebe, in der Güte, in Gott. Wassermanns „Amulett" enthüllt den Sieg der Liebe und in ihm des Menschen und des Lebens Sinn. Hermann Hesses Tübinger Novelle bringt erstmalig den Namen Hölderlins herbei und damit die reine, über das materialistische Dasein erhabene Geistigkeit, und Karl Röttger schildert klar das jetzt gültige Verhältnis des Dichters zur Welt, das vorerst vom Bürger, vom Menschen des Alltags nicht verstanden, nicht erfaßt wird.

Hiermit ist die deutsche Novelle der Gegenwart geboren. Seit etwa 1910 ist ihre Entwicklung klarer und klarer geworden. Der Krieg, die Nachkriegszeit hat diesen Weg zum Absoluten verkürzt. Die Innerlichkeit allein bestimmt jetzt nicht nur Gehalt, sondern auch die Form der Novelle. Die Innerlichkeit so unmittelbar wie möglich auszudrücken, ist einzig Aufgabe der Novellisten wie aller Dichter, wie aller Künstler. An die Stelle des klassizistischen Formalismus, des realistischen Impressionismus, des analysierenden Psychologismus ist der Expressionismus getreten. Bei der scharfen Abgrenzung und sicheren Klarheit seines Offenbarungswillens einer durch Generationen unterdrückten und verschwiegenen Innenwelt und deren Beziehungen zu den ewigen Ideen der Güte, der Liebe, dem Erleben Gottes genügte die Sprache der vorangegangenen Stilperioden nicht mehr: die Sehnsucht nach unbedingter Wahrhaftigkeit

im Ausdruck der Innenwelt führte darum zur völligen Umwälzung und Erneuerung der Sprache und des Stils. Zwei Dichter, der 1878 geborene, aber erst seit 1915 an die breitere Öffentlichkeit gelangende Alfred Döblin und der 1890 geborene, mit seinem ersten Buch „Die sechs Mündungen" ebenfalls 1915 hervortretende Kasimir Edschmid wurden hier Führer und Vorbild für die Sprache der Ekstase. Sie wurden es aber nicht nur im formalen, äußerlichen Sprachsinne: sie konnten die erneuerte Sprache nur geben, weil sie auch innerlich erneuert waren; ihre Sprache und der Gehalt ihrer Epik waren eine natürliche Einheit, wie grade die hier gedruckten Novellen „Flucht aus dem Himmel" und „Die Reise zu sich selbst" mit seltener Fülle und Schönheit beweisen.

Überwunden war mit dieser entschiedenen Heimkehr zum Geiste und zu Gott, mit diesem Erleben des Ewigen und Unendlichen alle Zivilisationsdekadenz, alle Fesselung an das Materielle oder nur Sinnliche nach der Art der Herzogin von Assy-Romane Heinrich Manns, überwunden war die Krise des Individualismus im Gegensatz der Bürger und Künstler nach Art Thomas Manns, überwunden die Mitleidtheorie Gerhart Hauptmanns gegenüber der realen und sozialen Umwelt. Thema ward jetzt der Mensch an sich in seiner absoluten Natur, wie etwa Robert Musil (geb. 1880) ihn grade in seinen Urkräften offenbart, wie auch Stefan Zweig (geb. 1881) ihn in der tiefen Verbundenheit des Russen mit seiner Heimat entdeckt oder wie Josef Ponten (geb. 1883) ihn mit fast grausamer und doch großartiger Selbstverständlichkeit in den Kindern erschaut. Diese absolute Natur erfährt aus ihrer Sehnsucht zum Ewigen heraus, im geistig sehenden Menschen immer die große Erweckung, die große Umkehr zum Absoluten, zum Ideale, zu Gott. Die Dichter werden nicht müde, bald in der Welt der Realität, bald im farbigen Reiche der Phantasie, bald durch die Größe der Schlichtheit, bald durch den Rausch der Ekstase diese Umkehr zu gestalten: Ernst Weiß (geb. 1884) wie Klabund (geb. 1891) in ihren orientalischen und ostasiatischen Kaiser-

träumen, Oskar Loerke (geb. 1884) und Albrecht Schaeffer (geb. 1885) in der Welt der Armut und des Alltags, Bruno Frank (geb. 1887) und Max Krell (geb. 1887) in der Welt des Grauens und der Sensation, Arnold Ulitz (geb. 1888) und Alfred Wolfenstein (geb. 1888) im Reiche der Kindheit, der Entwicklung und Otto Zarek (geb. 1898) in einer historischen Renaissancewelt, in der das Historische aber nicht mehr professoral-stofflich gegeben, sondern Lebenselement ist. Und wie auch immer die Dichter im Kerne zu demselben Lebenskeim und Daseinskern vorstoßen, niemals sind sie sich gleich: Brüder sind sie nur darin, daß sie Dichter allein zu sein vermögen aus Wahrhaftigkeit vor ihrem Gewissen, aus Hingabe an ihr Blut und Innenerleben, aus Verantwortungsgefühl gegen Gott, aus Herzensgüte und Sehnsucht nach Liebe. Trägheit des Herzens wohnt nicht in ihnen. Sie sind berauscht von der Weite, Größe, Wildheit und Schönheit des Lebens, und sie anerkennen dies Leben um des Menschen willen, sie anerkennen den Menschen um seiner Sehnsucht zu Gott willen.

So ist die deutsche Novelle der Gegenwart heute wieder eine Offenbarung vom Wesen des deutschen Menschen unserer Zeit wie auch, da sie nur das Absolute gelten läßt, des deutschen Menschen überhaupt. Sie hat den Weg zum Unvergänglichen gefunden, lebt nur im Unvergänglichen und wird darum, wie alle große und wahre Kunst, in ihren reifsten Stücken unvergänglich sein.

Inhaltsverzeichnis



